Johannes Hemleben

Jenseits

Ideen der Menschheit über das Leben nach dem Tode - vom Ägyptischen Totenbuch bis zur Anthroposophie Rudolf Steiners

Rowohlt

In unserer Zeit transzendenzfeindlicher, materialistischer Diesseitigkeit wirken Begriffe wie das ‹Jenseits›, das ‹Reich der Toten›, das ‹Leben nach dem Tode› befremdlich. Und doch läßt sich seit einigen Jahren trotz der Sucht nach dem Erleben des Lebens, nach dem Genuß des Augenblicks eine Kehrtwendung erkennen. Viele Menschen scheinen nach etwas zu suchen, das über das diesseitige Leben, über die Begrenzung durch Geburt und Tod hinausführt. Die Frage nach dem ‹Woher› und ‹Wohin› wird immer häufiger und immer eindringlicher gestellt – und sei es, daß man mit Hilfe der Parapsychologie oder des Mediumismus die Rätsel des Jenseits zu ergründen versucht.

Bei dieser Suche will das vorliegende Buch eine Hilfe sein. Hierzu wird das ganze Spektrum vorchristlicher und christlicher Totenkunde ausgebreitet. Da werden die großen mythischen Gestalten des Altertums auf ihrem Weg in das Totenreich wieder lebendig: Wir begleiten Orpheus, Odysseus und Aeneas hinab in den dunklen Schlund des Orkus und atmen mit ihnen auf, wenn sie die helleuchtenden Gefilde der Seligen erreichen. Wir durchschreiten den Kreis der großen Zeugnisse der Totenkunde: das ‹Ägyptische Totenbuch›, Homers ‹Odyssee›, das Alte

Geburtstag
Okt. 1978

Gotthold Ephraim Lessing ‹*Wie die Alten den Tod gebildet*› 1769 (Titelblatt)

Johannes Hemleben

Jenseits

Ideen der Menschheit über das Leben nach dem Tode vom Ägyptischen Totenbuch bis zur Anthroposophie Rudolf Steiners

Rowohlt

Umschlag- und Einbandentwurf
von Werner Rebhuhn

PNFL 324

Redemptoristen
Grenzgebiete
der Wissenschaft
Österr. Provinz

1988, 1990
(L 2276)

1.–15. Tausend März 1975
© Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg, 1975
Alle Rechte vorbehalten
Quellen- und Zitatnachweise finden sich
jeweils am Schluß der zitierten Texte
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck/Schleswig
Printed in Germany
ISBN 3 498 02825 1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
Motto 11
Einleitung 13
Das Ägyptische Totenbuch 16
Der Herakles-Pfad 26
Der Hades des Homer 33
Die Totenbeschwörerin in Endor 43
Die Pythia zu Delphi und die Mysterien des Orpheus 49
Der Tod des Sokrates 53
Aeneas und die Sibylle in der Unterwelt 63
Die Evangelien 79
Die Höllenfahrt Christi 90
Paulus 93
Der Apokalyptiker Johannes 97
Dante und Meister Eckehart 102
Der Mönch des Mittelalters 111
Der Geisterseher des Nordens 116
Gotthold Ephraim Lessing 126
Fausts Himmelfahrt 138
Idealismus und Materialismus 151
Parapsychologie 166
Die Anthroposophie Rudolf Steiners 173
Die Idee der Wiederverkörperung 193
Schlußwort 208

Zeugnisse über das Jenseits 211

Ägyptisches Totenbuch 213 Orpheus 219 Psalm 90 223
Der Prediger Salomo 224 Plutarch 224 M. Tullius Cicero 226
Kaiser Hadrian 230 Nikodemus-Evangelium 230 Meister Eckehart 233
Der Frankfurter 236 Traumlied des Olav Aasteson 240
Giordano Bruno 243 Media vita in morte sumus 244
Paul Gerhardt 244 David Hume 245
Emanuel Swedenborg 246 Friedrich der Große 249
Johann Gottfried Herder 249 Gustav Widenmann 249
Johann Wolfgang Goethe 250 Christoph Wilhelm Hufeland 251
Anna Katharina Emmerich 252 Justinus Kerner 254
Maximilian Droßbach 255 Sören Kierkegaard 255
Hans Christian Andersen 257 Friedrich Hebbel 260
Conrad Ferdinand Meyer 261 Carl du Prel 262
Peter Rosegger 262 Wilhelm Busch 263
Ernst Troeltsch 263 August Strindberg 264 Christian Morgenstern 264
Hugo von Hofmannsthal 265 B. F. Skinner 267
Der Fall Jasbir 268 Rudolf Steiner 270

Anhang 272

Anmerkungen 272
Bibliographie 276
Namenregister 280
Sachregister 284

Vorwort

Europa wird zur Zeit von Geistesangeboten aus Ost und West überflutet. Aus Asien kommt in ungezählten Variationen die dem Buddhismus entstammende Yoga-Lehre: von Entspannungsübungen bis zur Transzendentalen Meditation, eine Fülle von Ratschlägen für Übungen des Körpers und der Seele zum Ziel einer «Höherentwicklung». Doch während Yoga primär das Rätsel des Lebens lösen helfen, das natürliche Lebensgefühl steigern will, hat das geistige Angebot aus dem Westen und dem europäischen Osten in Form der Parapsychologie ein anderes Ziel. Im Zeichen des griechischen Buchstabens Psi sucht die Parapsychologie mit Hilfe ihrer verschiedenen Formen wie Telepathie, Mediumismus, Spiritismus und Psychokinese das Geheimnis des Todes zu entschleiern. Beide, Yoga wie Psi, führen an die Schwelle, welche die Sinneswelt von der übersinnlichen Welt trennt. Beide versprechen in ihrer Art, eine Brücke vom Diesseits zum Jenseits zu schlagen und glauben, Antworten auf die Fragen nach Leben und Tod geben zu können.

Zugleich aber wurde durch das erfolgreiche Werben von Ost und West die geistige Hilflosigkeit des heutigen Europäers erschreckend offenbar. Wenn man bedenkt, daß sich der Geist des Abendlandes sowohl unter der Patenschaft der großen griechischen Philosophen Platon und Aristoteles wie der urchristlichen Spiritualität mit dem alttestamentlichen Hintergrund entwickelt hat, ist diese Situation schwerverständlich. Doch stärker als alle spirituelle Tradition hat sich in den letzten Jahrhunderten der Geist des Materialismus, getragen von der exakten Naturwissenschaft, erwiesen. Er beherrscht und gestaltet heute das Leben der

von Europa ausgegangenen, die Erde umspannenden Zivilisation. Als Industrie und Technik formt er das Antlitz von Menschen und Ländern. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurden die geographischen und kulturellen Unterschiede der Völker mehr oder weniger nivelliert. Die Großstädte, die sich in den letzten fünfzig Jahren entwickelt haben, spiegeln diesen Prozeß wider: Von Los Angeles und New York über Brüssel und Frankfurt bis Moskau und Tokio – alle diese Städte erschrecken durch die langweilige Eintönigkeit ihrer kastenförmigen Hochhäuser und die zweckmäßigen Anlagen für einen reibungslosen Verkehr über und unter der Erde.

Dieser Umschwung vom traditionsgebundenen Leben des Mittelalters zum internationalen und globalen Leben der Neuzeit vollzog sich nicht kampflos. Bezahlt wurde er mit dem Verlust aller alten Bindungen, jahrtausendealte Weltanschauungen wurden im Kern getroffen. Auch das Jenseitsbewußtsein wurde ein anderes. Es schwand von Jahrhundert zu Jahrhundert, während das Diesseitsbewußtsein an Vielfalt und Reichtum ständig zunahm. Dennoch muß festgehalten werden, daß *die Erwerbung des klaren Gegenwartsbewußtseins ein Gewinn ist, der den Verlust des Traditionellen gelohnt hat.* Alle Wege zu einem *neuen* Jenseitsbewußtsein müssen daher vor dem errungenen Diesseitsbewußtsein verantwortet werden. Um keinen Preis darf das gewonnene naturwissenschaftliche Bewußtsein durch Trancezustände, Hypnosen oder Ekstase wieder verdrängt werden. Das ist eine Grundtendenz dieses Buches.

Ob im gegenwärtigen Augenblick eine «Jenseitskunde» verstehend aufgenommen werden kann, für die ein Leben nach dem Tode eine Tatsache ist, mag bezweifelt werden. In erster Linie soll hier eine zusammenfassende, historische Beschreibung der Ideen der Menschheit über das Jenseits, über das Leben nach dem Tode, gegeben werden, allerdings unter steter Stellung der Wahrheitsfrage aus dem Gegenwartsbewußtsein heraus. Vollständigkeit sollte und konnte dabei nicht erreicht werden. Wohl aber wurde versucht, eine Reihe wesentlicher Zeugnisse aus

allen Kulturepochen und Äußerungen seiner wichtigsten Vertreter so wiederzugeben, daß der Grundzug abendländischen Denkens erkennbar wird.

Das Buch ist in zwei Abschnitte, in einen darstellenden und einen dokumentarischen Teil gegliedert. Um den ersten darstellenden Teil nicht zu sehr zu belasten, wurden manche der in ihm angesprochenen Dokumente in den zweiten Teil verwiesen. Nur wenn der Text zum Verständnis unbedingt notwendig war, wurde er im ersten Teil zitiert.

Hamburg, Oktober 1974

Johannes Hemleben

«Der Unsterblichkeitsglaube ist lebendig in jedem tiefer denkenden Menschen. Es hat niemals ein Genie gegeben, welches nicht an die Unsterblichkeit geglaubt hätte. Man befindet sich mit dem Glauben an die Ewigkeit des Ichs wahrlich in der allerbesten Gesellschaft.»

CARL LUDWIG SCHLEICH

«Alle großen Religionen haben das Leben nach dem Tode unmißverständlich bejaht.»

CARL GUSTAV JUNG

Einleitung

Das Erkenntnisbemühen um ein Verständnis des Todes und des nachtodlichen Lebens ist so alt wie die Menschheit. Solange die Sinneswelt noch nicht erforscht war, solange es noch keine Naturwissenschaft und Technik gab, lag die übersinnliche Welt vor dem Auge des Menschen offen, war der «Himmel» hell und klar. Dementsprechend gab es zu der Zeit auch keine Zweifel an der Tatsache eines nachtodlichen Lebens. Seit sich aber die Erkenntnissicht grundlegend geändert hat, seit die Erde bis ins letzte Atom erforscht und aufgeklärt werden konnte, hat sich der «geistige» Horizont verdunkelt: In dem Maße, wie das Diesseits aufgehellt wurde, verschloß sich das Jenseits. Dementsprechend sind auch die Antworten auf die Frage nach Wesen und Sinn des Todes und des Jenseits verschieden ausgefallen.

Die Antwort der Naturwissenschaft ist die einfachste: Der Tod ist das letztgültige Ende eines Lebewesens, das Erreichen der äußersten Grenze, an der alle Vitalfunktionen erlöschen. Ein Danach gibt es nicht. Und doch spürt man das Unzureichende dieser Aussage. So allgemein gefaßt, gibt es keinen Unterschied zwischen Pflanzen-, Tier- und Menschentod. Ihrem Wesen nach sind sie aber höchst unterschiedlich. Wenn im Herbst die Blätter der Bäume zu Boden fallen und die Pflanzen vermodern und erfrieren, so mag man vom «Sterben der Natur» sprechen. Doch in Wirklichkeit ist hier der Tod – nach Goethe – «der Kunstgriff der Natur, viel Leben zu haben», denn kein Blatt löst sich vom Zweig eines Baumes, das nicht zuvor eine Knospe gebildet – und damit die Garantie für das Leben im Frühling geschaffen hat.

Der Tod eines Menschen ist dagegen ein einmaliges Ereignis. Wenn alle Bemühungen um Heilung seiner Krankheit, alle heute möglichen Versuche der Wiederbelebung aufgegeben werden mußten, also der «klinische Tod» eingetreten ist, dann ist die Grenze des Lebens eines Menschen unwiderruflich erreicht. Der Körper wird in Kürze zerfallen, in der Erde verwesen oder vom Feuer verbrannt werden. Die Existenz jedes stofflichen Moleküls oder Atoms ist dem Prinzip nach weiter verfolgbar im Sinne der an Gräbern gesprochenen Worte: «Erde zu Erde, Asche zu Asche.»

Das ist die Außenseite von Sterben und Tod beim Menschen. Die eigentliche Frage aber gilt dem *Schicksal der Seele.* Auch sie hat eine Grenze erreicht *und* überschritten. Ihr Erdenleben ist eindeutig beendet. Was folgt?

Jede Grenze hat ein Diesseits und ein Jenseits. Dies gilt im physischen wie im geistig-seelischen Bereich. Wir sprechen von Grenzen in allen uns vertrauten Daseinsschichten. Kennt ein Mensch seine Grenzen nicht, sei es die Grenze zum Nachbargarten, sei es die der eigenen Kraft, wird er die Folgen zu spüren bekommen. Grenzübertritte unterliegen besonderen Gesetzen. Wer sie nicht genügend beachtet, begibt sich in Gefahr.

Der heutige Mensch ist in der Regel zufrieden, wenn er sein Leben innerhalb der Grenzen von Geburt und Tod begreift. Die naheliegenden Fragen: Was war vorher? Was wird nachher sein? tauchen zwar auf, werden aber im allgemeinen entweder als unbeantwortbar verdrängt oder nur oberflächlich beantwortet. Entweder weist man darauf hin, daß schließlich niemand wissen könne, was vor der Geburt gewesen sei und nach dem Tode sein wird, oder man spricht von den natürlichen Gegebenheiten, vor der Geburt seien die Eltern gewesen, und nach dem Tode werde die Verwesung des Leibes eintreten. Zudem vermutet man, daß alle anderen Aussagen sowieso nur Wunschphantasien seien, mit deren Hilfe der Mensch gegenüber der Unerbittlichkeit des Todes Trost suche.

Zugegeben sei, daß in den Ideen über das Leben nach dem

Tode allzu leicht der Wunsch zum Vater des Gedankens werden kann. Aber was für den Naturwissenschaftler gilt, ist auch für denjenigen, der das Jenseits erkennen will, eine selbstverständliche Forderung: Sachlichkeit der Sache gegenüber. Die Geschichte des sogenannten Spiritismus liefert genügend Beispiele, wie schwer dem Menschen von heute eine solche Gedankendisziplin wird. Ohne sie aber ist objektive Totenkunde undenkbar.

Zu allen Zeiten hat es Menschen auf der Erde gegeben, welchen die übersinnliche Welt nicht verschlossen war. Aus eigener Erfahrung haben sie ihre Erkenntnisse allen denen mitgeteilt, die zur Aufnahme bereit waren. Man nannte sie die «Eingeweihten». Die großen Religionsstifter sind ihnen zuzurechnen. Für sie und ihre Anhänger, für die Inder, Ägypter, Griechen, Juden und Christen war das Leben nach dem Tode unbezweifelbare Wirklichkeit. Wohl weichen ihre Vorstellungen voneinander ab. Doch wie es unterschiedliche Berichte von Reisenden über Naturlandschaften gibt je nach den Voraussetzungen, welche der Berichtende für seine Erkundungsfahrt mitbrachte, müssen auch die Schilderungen des Jenseits je nach der Art der Kultur verschieden ausfallen. So waren zum Beispiel die Juden und Griechen der Antike extrem verschiedene Völker, sowohl im Wahrnehmen der Außenwelt wie im Erleben des eigenen Inneren. Daher mußte auch die Perspektive, unter der sie die Welt der Verstorbenen erlebten, sich entsprechend unterscheiden. Setzt man aber voraus, daß die übersinnliche Welt nicht weniger vielgestaltig ist als die sichtbare Natur, wird man an den verschieden geschilderten Tatbeständen keinen Anstoß nehmen.

Was aber berichten sie über das Schicksal der Seele im Jenseits?

Das Ägyptische Totenbuch

Alle Völker der Vergangenheit hatten nicht nur allgemeine Vorstellungen von einem Leben nach dem Tode, dem Totenreich und seinen Gliederungen in Himmel und Hölle, sondern besaßen auch spezifische Begräbnisriten und Totenkulte. Unter den Begräbnisriten lassen sich drei Formen unterscheiden: die Erdbestattung, die Feuerbestattung und die Mumifizierung.

Schon früh scheint im alten Indien die Feuerbestattung üblich gewesen zu sein. Man hat für diese Gepflogenheit praktische Gründe geltend gemacht und auf die beschleunigte Verwesung des Leichnams durch die südliche Hitze verwiesen. Dem wird auch heute noch in äquatorialen Gegenden durch schnelle Bestattung Rechnung getragen. Der eigentliche Grund für die Verbrennung ist aber im weltanschaulichen Bereich zu suchen.

Für den Inder bedeutet die geistige Welt die eigentliche Wirklichkeit, die Sinnenwelt dagegen nur Maja, Trug und Schein. Stirbt ein Mensch, so soll sich seine Seele so schnell wie nur möglich vom Leib trennen können. Darum gilt die Verbrennung als eine Hilfe, sich von allem zu lösen, was die Seele an das Hier bindet. Nur so wird verständlich, daß mit dem Leib auch Gegenstände aus der Umgebung des Verstorbenen den Flammen übergeben wurden. Und nicht nur Gegenstände, sondern auch die Witwe folgte oft ihrem Mann durch den selbstgewählten Feuertod.

Einer völlig anderen Anschauung und damit auch einem völlig anderen Ritus begegnen wir im alten Ägypten. Noch im Alten Reich (etwa 2700–2220 v. Chr.) wurden die Toten in Hockerstellung beigesetzt. Doch ungefähr von der 5. Dynastie der Pharaonen an begann man mit der Balsamierung des Leichnams, was schließlich zur völligen Mumifizierung führte. Offenkundig waren hier die Leitgedanken denen der alten Inder diametral entgegengesetzt. Man wollte die Seelen der Verstorbenen nicht vom Erdenleben befreien, sondern sie durch die Erhaltung des Leichnams und seiner Organe so stark wie nur möglich auch nach dem Tode an die Erde binden.

Zwar wußten die Ägypter durchaus zwischen der Mumie und der Seele des Verstorbenen zu unterscheiden, doch müssen sie stärker als andere Völker der damaligen Zeit auf die Verflechtungen von Körper und Seele bei Lebzeiten aufmerksam geworden sein. So suchten sie diese Abhängigkeit der Seele vom Leib auch über den Tod hinaus zu erhalten, indem sie alles verhinderten, was zur Verwesung führen konnte. In dem konservierten Leib sahen sie ein magisches Mittel, die Seele auch nach dem Tode in der Nähe der Lebenden zu halten. Gleichzeitig suchten sie dem Verstorbenen dadurch zu helfen, sein irdisches Bewußtsein in der jenseitigen Welt länger zu bewahren. Nur dadurch konnte ein solcher für die Menschheit einmaliger Totenkultus entstehen. Fast alles, was von den Reichen der alten Kultur am Nil erhalten blieb, bezieht sich darauf. Ob es die Pyramiden sind, die ungezählten Gräber am Rande der Wüste oder die Grabkammern – alles weist auf die enge Verbindung mit dem Reich der Verstorbenen hin.

Dem entspricht die Grundstimmung in dem klassischen Dokument der Totenkunde, dem *‹Ägyptischen Totenbuch›*. Der Name ist insofern mißverständlich, als es im alten Ägypten, das heißt in der Zeit des Alten Reiches, des Mittleren Reiches (etwa 2100–1700 v. Chr.) und des Neuen Reiches (etwa 1560–950 v. Chr.), niemals wirklich ein Buch gegeben hat, das eine Totenkunde der Ägypter enthalten hätte. Und dennoch ist uns die Totenkunde der Ägypter detailliert erhalten. Seit der 11. Dynastie (Anfang 2. Jahrtausend v. Chr.) war es üblich geworden, dem Leichnam religiöse Texte mitzugeben. Zunächst erscheinen

sie als Inschriften auf den Sarkophagwänden, später auf Papyrusrollen, die man in den Sarg legte. Dem Inhalt nach sind es ursprünglich Sprüche und Gebete, die dem Verstorbenen beim Leben im Totenreich behilflich sein sollten. Das «Ruhe in Frieden» auf Kränzen und Kreuzen des christlichen Totenkults ist der letzte historische Rest einer solchen Begräbnissitte. Später – seit der 26. Dynastie (etwa 670–530 v. Chr.) – setzte sich eine bestimmte kanonische Auswahl der Texte durch. Die Zusammenstellung aller dieser Texte zu einem Totenbuch der Ägypter verdanken wir schließlich dem Fleiß der Ägyptologen. Richard Lepsius (1810–1884), der bedeutende Ägypten-Forscher im 19. Jahrhundert, prägte für diese reichhaltige Sammlung den seither üblichen Namen *‹Ägyptisches Totenbuch›*, das noch heute durch immer neue Funde erweitert wird.

Den Schlüssel zum Verständnis der ägyptischen Totenkunde bildet der Osiris-Isis-Mythos. Neben den vielen Hinweisen in den Sargtexten auf Osiris und sein jenseitiges Reich als dem hohen Ziel aller Verstorbenen, vermittelt Plutarch (etwa 46–125 n. Chr.) in seiner Schrift *‹Über Isis und Osiris›* Kenntnis und Erkenntnis über dieses zentrale Thema ägyptischer Religion und Totenkunde. In Kürze sei im folgenden der Inhalt der Osiris-Sage dargestellt.

Osiris, der Gemahl der Isis, war ein mächtiger König im Lande Ägypten. Ihm verdankten seine Bewohner Wohlstand, Fortschritt und eine hohe kulturelle Blüte. Doch Osiris hatte einen Feind: es war Seth, sein eigener Bruder. Bei einem festlichen Mahl führte Seth seinen Gästen eine höchst kunstvoll gearbeitete, sargähnliche Lade vor und versprach sie demjenigen zum Geschenk, der mit seinem Körper am besten hineinpassen würde. In Wirklichkeit hatte er die Lade genau nach den Maßen des Königs Osiris anfertigen lassen. Kaum hatte dieser sich nun zur Probe in den Kasten gelegt, sprangen 72 Verschworene hinzu, warfen den Deckel zu und verschlossen den Sarg, so daß Osiris erstickte. Danach übergaben sie die Lade dem Nil, der sie bis in das Mittelmeer trug. Bei Byblos in

Phönizien wurde der Sarg mit dem Leichnam des Osiris an Land gespült. Inzwischen aber irrte Isis, die trauernde Gemahlin des Osiris, suchend durch alle Lande. Sie fand endlich die von den Wogen ans Ufer geschwemmte Lade und ließ den ihr so teuren Leichnam nach Ägypten zurückbringen und dort verbergen. Sie selbst zog sich mit ihrem Kind, dem nach dem Tode seines Vaters geborenen Horus-Knaben, in die Einsamkeit des Nildeltas zurück.

Doch Seth fand auf einer Eberjagd den Leichnam seines Bruders. In seiner Wut zerstückelte er ihn in vierzehn Teile, die er ringsum im Lande verstreute. Isis erhielt Kunde von dem erneuten Verbrechen. Mit unendlicher Mühe fand sie nach und nach alle vierzehn Glieder, begrub sie an den Fundorten und errichtete dort jeweils heilige Denkmäler, ein Grund, weshalb es in Ägypten so viele Osiris-Gräber gab.

Isis selbst aber hielt sich zunächst weiter mit Horus verborgen. Als dieser herangewachsen war, suchte er den Vater zu rächen. Und es kam zu einem erbitterten Kampf zwischen ihm und Seth, in dem der Gott Thot Horus Beistand leistete. Beide wurden verletzt. Seth unterlag am Ende, kam aber mit dem Leben davon. Seitdem wurde Horus als Sonnenfalke verehrt. In Seth, von den Griechen mit Typhon identifiziert, aber sahen die Ägypter weiterhin den Geist des Widerstands und des Bösen verkörpert. Osiris gelangte durch die Liebe der Isis und den Kampfesmut seines Sohnes Horus zu «neuem Leben»: Er wurde der uneingeschränkte König des Totenreichs, der Herr und Richter aller Toten.

So wurde Osiris für alle Ägypter das Ziel ihrer Jenseitswünsche. Ihm galt es, nach dem Tode auf dem Weg in das Land der sinkenden Sonne, dem Westreich, so zu begegnen, daß die eigene Seele selbst zum Osiris wurde. Er, der von Tod und Zerstükkelung zu neuem Leben Erweckte, erweckt alle, die ihn in seinem Geiste suchen. Auf ihn zu führt jeder Pfad, den ein Verstorbener im Totenreich zu gehen hat. Er mißt jedem sein weiteres Schicksal zu, sein Urteil ist endgültig. Um einen Ein-

druck von dieser Osiris-Suche und Osiris-Begegnung zu geben, sei im folgenden aus dem ersten Kapitel des *‹Totenbuches›* zitiert:

«Göttliche Geister, die die geläuterten Seelen
Zu Osiris geheiligter Wohnstatt geleiten,
Erlaubt mir, an eurer Seite zu schreiten,
Geläuterte Seele auch ich!
Laßt in Osiris' geheiligte Wohnstätte mich ein!
Könnte ich hören wie ihr,
Sehen wie ihr,
Verbleiben wie ihr, nach Belieben,
Ob stehend, ob sitzend!
Ihr geistigen Wesen, die ihr Opfer bringt den geläuterten Seelen,
Bringet die Opfer mir auch, die geweihten,
Daß meine Seele auflebe!
Ihr, göttliche Geister, die ihr die Bahnen erschließt
Und die Sperren wegräumt, öffnet auch meiner Seele
Den Zugang zur Wohnstatt Osiris'!
Möge sie siegesbewußt dorthin dringen!
Und ginge sie wieder im Frieden hinaus!
Daß sie, zurückgewiesen am Eingang, nicht werde gezwungen,
Umzukehren! Könnte sie nach Belieben hineingehn
Oder hinaus! Möge ihr Machtspruch
Siegreich obwalten, und ihre Befehle in der Wohnstätte Osiris'
Ausgeführt werden!
Ihr, göttliche Geister, seht nun, wie zusammen mit euch
Meine Seele vorwärts schreitet; sie redet zu euch;
Wie ihr selbst ist sie geheiligt, weil die Waage der Richter
Für sie sich entschieden.
Nun komm ich zum Reiche der Wahrheit-Gerechtigkeit
Und als lebendige Gottheit erhalt' ich die Krone.

Groß ist mein Glanz unter den Göttern,
Die mich an allen Seiten umringen.
Sitzend mit ihnen, ebenbürtig ihr Bruder,
Ihre Nahrung genieß ich. (Eine Stimme vernehm ich,
Die betet: meines Priesters Stimme auf Erden,
Der stehend vor meinem Sarge die Gebete hersagt.)
Heil dir, Osiris, du Herr der Amenti!
Laß mich in Frieden eindringen in dein Königreich!
Mögen die Herren der Heiligen Erde
Mit Jubelschrei mich empfangen,
Einen Platz mir an ihrer Seite gewähren!
Möge zur günstigen Zeit ich Isis und Nephthys begegnen!
Möge das gütige Wesen mit Gunst mich empfangen!
. . . .
Alle möglichen Wandlungen mög' ich durchlaufen
Und in allen Bereichen des Jenseits verweilen,
Wie meines Herzens Freude es wünscht!»[1]

Der Text wurde wahrscheinlich vom Priester am Sarg des Verstorbenen intoniert. Durch ihn spricht die Seele des Verstorbenen und offenbart den Wunsch des Toten, in das Reich des Osiris Einlaß zu finden und damit die Kraft *individueller Unsterblichkeit* zu gewinnen. In der Sprache des *‹Totenbuches›* heißt das: der Verstorbene wird zu einem «Sohn des Osiris». Soweit wir sehen, besteht darin der wesentliche Anteil der ägyptischen Kultur am geistigen Fortschritt der Menschheit, daß sich nämlich der einzelne aus seiner ursprünglichen Gruppengebundenheit an Volk, Stamm, Familie usw. löst und ein Eigener, ein Selbst werden will.

Auf Erden erleidet der Mensch das Osiris-Schicksal, indem seine Seele durch die Sinneseindrücke zerstückelt wird. Das Ewige in seiner Seele, das «Ewigweibliche» als Isis, hilft, das Zerstückelte wieder zur Einheit zusammenzufügen. In der Gestalt des Horus, der sich nach dem Tode schwebend über dem Leichnam erhebt, wird die Hoffnung des Ich auf Unsterblich-

keit bildhaft ausgesprochen.

Man darf nun nicht denken, daß mit einer solchen Deutung der Sinn des Osiris-Mythos bereits vollständig erhellt worden sei. Die Mythen der Frühzeit sind in der Regel vielschichtig. Oft umfassen sie gleichzeitig kosmische *und* menschliche Probleme. So besteht kein Zweifel, daß die Osiris-Isis-Mythe sich zugleich auf das kosmische Zusammenspiel von Sonne und Mond bezieht, wobei die vierzehn Glieder des Osiris-Leibes die vierzehn Tage der halben Mondperiode widerspiegeln. Doch dies nur als Hinweis.

Ein anderer und wesentlicher Teil des Lebens der Verstorbenen wird im *‹Ägyptischen Totenbuch›* mit dem geheimnisvollen Wort «Ka» umschrieben. Wir haben heute keinen Begriff, den wir mit Ka gleichsetzen könnten. Am ehesten läßt sich dafür vielleicht das Wort «Entelechie» verwenden, wenn wir darunter die unvergängliche *Geistgestalt* des Menschen verstehen, die den irdischen Leib schon zu Lebzeiten als ein gefügtes und fügendes Lebenskraftfeld durchdringt. Gleich der Seele, welche der Ägypter in dem Bild eines Vogels, des Sonnenfalken, des Horus, über dem Leichnam schwebend sich dachte, ist Ka wie ein Lebens-Doppelgänger des Menschen, der sich erst im Tode vom Leibe löst. Für den Ägypter war Ka nicht irgendeine Abstraktion im Sinne eines «Vitalprinzips», sondern ebenso konkret gegeben und vorhanden wie der physisch-materielle Leib. Als ätherische Organisation, deren Lenkung alle Prozesse der Ernährung, des Wachstums und der Fortpflanzung unterstehen, ist Ka sonnenverwandt. Aus dem Lebensleib des Sonnengottes Re entstand nach ägyptischer Auffassung einst der «Sonnenleib» Ka jedes einzelnen Menschen. Es konnte nicht ausbleiben, daß im Laufe des irdischen Lebens nicht nur die Seele verdunkelt wurde, sondern auch der sonnenhafte Ka. So muß es Ziel des Lebens im Totenreich sein, vor der *Erleuchtung* im Strahlenglanz des Osiris die *Reinigung* der Seele und des Ka zu erfahren. Die Richtung beider Wege wird durch den Spruch der Totenrichter gegeben, zweiundvierzig an der Zahl, denen Osiris vorsteht.

Diese Vorstellung von dem Pfad des Verstorbenen im Totenreich entstammt nicht spekulativer Reflexion, sondern ist Frucht alter, erfahrener Weisheit. Aus solchem Geist heraus sind zum Beispiel die folgenden vom Verstorbenen selbst gesprochenen Sätze zu verstehen:

> «Ich war verborgen, verscharrt und begraben;
> Und doch bin ich vorgedrungen zum Ausgangstor.
> Durchstreift habe ich Wüsten, da nichts wächst.
> Habe meine Nacktheit mit Kleidern bedeckt, die ich dort fand.
>
> . . . .
>
> Die Gerechtigkeitswaage, fürwahr, ist zu suchen in unserem Herzen.»[2]

Der Weg jedes Verstorbenen im Totenreich wird nach dem *‹Ägyptischen Totenbuch›* durch drei Phasen bestimmt: das Gericht, die Läuterung und die Erleuchtung. Strenge des Gesetzes, Unbestechlichkeit des göttlichen Hüters und Hoffnung auf die Durchdringung mit der unsterblichen Kraft von Osiris sind die wesentlichen Bestandteile der ägyptischen Totenkunde.

Solange das Ich des Menschen noch unentwickelt war, lag das Ziel individueller Unsterblichkeit noch nicht im Blickfeld des Menschen. Aufzugehen in der Gottheit wie ein Tropfen Wasser im Meer, das war die Sehnsucht der alten Inder bis hin zu dem Nirwana des Buddha. Die Mission der Ägypter scheint es gewesen zu sein, durch verstärktes Interesse an den irdischen Vorgängen das Zukunftsideal der in sich geschlossenen Persönlichkeit gepflegt zu haben. Bei aller Vorliebe für Sternenkunde vollzieht sich im alten Ägypten eine deutliche Hinwendung zur Materie. Wohl wird alles irdische Tun dem Blick auf den Tod untergeordnet, doch *stets mit dem Willen zur Erhaltung des auf Erden erworbenen Persönlichkeitsbewußtseins im nachtodlichen Dasein.* Gerade der Mumienkultus wird aus diesem Bestreben verständlich. Man suchte dem Verstorbenen eine Hilfe zur Erhal-

tung des individuellen Bewußtseins auf dem Wege seiner Osiris-Suche durch seelische Bindung an den konservierten Leichnam zu geben, denn das Gefühl für die Bindung an den *eigenen* Leib – nicht nur an Volk, Stamm, Familie etc. – ist für den alten Ägypter wirkende Unterstützung für die in sich geschlossene geistige Individualität im Totenreich. So ruft der Verstorbene im 42. Kapitel des ‹*Totenbuches*›:

«Ich bin und ich lebe . . .!
Einsam, allein bin ich
Einsamer Wanderer
Des Himmels Weiten durchwandere ich . . .»

Und mit einer Wendung zur Erde spricht der Tote:

«Nun öffne ich die Pforten des Himmels
Und sende Geburten zur Erde.
Und das künftige Kind, noch nicht geboren,
Auf seinem Pfade zur Erde
Ist vor Angriff geschützt.»[3]

Hier wird deutlich, daß der Ägypter seinen Unsterblichkeitsglauben in Einklang wußte mit dem Wiederverkörperungsgeschehen. Seelen, die auf Erden an sich gearbeitet haben – «Denn ich habe mich selber geformt und gemeißelt» –, vermögen den Übergang zu finden von der nachtodlichen zur vorgeburtlichen Existenz. Dementsprechend beginnt das 64. Kapitel des ‹*Totenbuches*› «Vom Heraustreten der Seele ist das Tageslicht», mit den Worten:

«Ich bin das Heute.
Ich bin das Gestern.
Ich bin das Morgen.
Meine wiederholten Geburten durchschreitend
Bleibe ich kraftvoll und jung.»[4]

Erst im Licht der Wiederverkörperungsidee wird dem Menschen der Gegenwart der Mumienkultus und das ‹*Ägyptische Totenbuch*› gedanklich nachvollziehbar.

Der Herakles-Pfad

Kretas geographisch günstige Lage ermöglichte es, daß die Insel zur geistigen Brücke zwischen den versinkenden Hochkulturen Ägyptens, Babyloniens, Assyriens und dem aufblühenden Europa wurde. Im Mythos von Zeus und Europa wird dieser geschichtliche Zusammenhang von Orient und Okzident versinnbildlicht: Zeus, in der Gestalt eines Stiers, entführt die am Strand Phöniziens spielende Europa, die «Weitäugige» – vielleicht identisch mit der syrischen Fruchtbarkeitsgöttin Anat, der «Augenhaften» – nach Kreta. Dort gebiert diese Minos und Rhadamanthys, die späteren Könige von Kreta, denen wegen ihrer im Leben vielfach bewiesenen Gerechtigkeit nach dem Tode das Richteramt im Schattenreich anvertraut wird.

Hier bedarf es keiner besonderen Entmythologisierung, um die eindeutige Sprache des Mythos auch in unserer Zeit zu verstehen. Der führende «Geist» der beginnenden griechischen Kultur, Zeus, verbindet sich mit Europa und gründet ein Zwischenreich auf der durch seine spezifische Lage nach Osten und Norden geöffneten Insel Kreta. Diese frühe «Kultur» wird wegen der engen Verbindung zwischen Kreta und dem griechischen Festland die «kretisch-mykenische» Kultur genannt. Nach den Entdeckungen von Heinrich Schliemann, Wilhelm Dörpfeld und ihren Nachfolgern kann an dem engen Kulturzusammenhang zwischen dem Peloponnes mit seinem damaligen Zentrum in Mykenä und der großen Insel des Mittelmeeres kein Zweifel bestehen. Es ist dies die erste wesentliche Kulturachse *Europas*, inspiriert von der Geistigkeit Ägyptens.

An der Wende von der vorhistorischen Zeit zu der nach

Jahrhunderten und Jahrzehnten bestimmbaren Geschichte Griechenlands stehen zwei überragende Heldengestalten: Theseus und Herakles. Nach dem Mythos mußten sich beide auf Kreta einer schweren Aufgabe stellen: Theseus tötete den Minotaurus und erlöste damit Athen von der schmählichen jährlichen Tributpflicht, dem Opfer von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen, so daß sich Athen als freies griechisches Zentrum in selbständiger Geistigkeit entwickeln konnte. Herakles tötete den Stier nicht, sondern fängt ihn und bringt ihn lebend nach Mykenä zu König Eurystheus, seinem Auftraggeber. Auch hier ist der Sinn des Mythos deutlich. Theseus und Herakles müssen sich zuerst mit dem «Stiergeist» der vorangehenden ägyptischen Kulturepoche auseinandersetzen, ehe in Mykenä und Athen eine neue Kulturperiode ihre Eigenständigkeit ausbilden kann.

Wie der Mythos auch berichtet, versuchten Theseus wie Herakles mit verschiedenem Erfolg, in die Totenwelt einzudringen. Theseus erdreistet sich, die Göttin der Unterwelt, Persephone, als Braut für seinen Freund Peirithoos zu rauben. Der Anschlag mißlingt, und zur Strafe werden Theseus und Peirithoos von Pluto, dem Herrscher der Unterwelt, im Hades an einen Felsen geschmiedet. Dort findet Herakles die beiden, als er die letzte und schwerste der ihm gestellten zwölf Aufgaben zu lösen hat, Kerberus, den Höllenhund, lebend aus der Unter- in die Oberwelt zu bringen. Theseus vermag er zu befreien, nicht aber Peirithoos.

Ausdrücklich betont der Mythos, daß Herakles, um den grausigen Erlebnissen im Totenreich gewachsen zu sein, zuerst nach Attika, zur Mysterienstätte Eleusis ging. Dort wurde er von wissenden Priestern in die Geheimlehre von den verborgenen Dingen sowohl der Ober- wie der Unterwelt eingeführt. Da Mythen und Märchen nicht in den Dimensionen von Raum und Zeit spielen, in denen wir mit unserem Gegenwartsbewußtsein verankert sind und da ihre Aussagen folglich nicht in begrifflicher, sondern in bildhafter Form geschehen, müssen sie entsprechend gelesen und entschlüsselt werden.

So lassen sich die zwölf Taten des Herakles als Vorbereitungen deuten, durch die der Einzuweihende reif wurde, ein Bewußtsein von der übersinnlichen Welt zu erlangen, das heißt, der Herakles-Mythos mit seinen zwölf Stufen behandelt das schon bei der Beschreibung des *‹Ägyptischen Totenbuches›* aufgetauchte Thema der Läuterung. Im folgenden soll nun der Weg beschrieben werden, den der Schüler des «Herakles-Pfades» zum Ziel der Einweihung zu gehen hatte. Der Name «Herakles» wurde niemals als bürgerlicher Name von einer Individualität, deren Geburts- und Todesdatum hätte angegeben werden können, getragen, sondern ist der symbolische Name für einen Schüler der Göttin Hera.

Eine erste Entscheidung fiel schon bald nach der Geburt. Es heißt, daß sich die beiden Göttinnen Athene und Hera an der Wiege des neugeborenen Herakles einfanden. Athene, die Göttin der Weisheit, herzte und liebte das Kind, auf ihre Veranlassung bot Hera, die Göttin der Selbstsucht und Eifersucht, ihm die Brust. Übermäßig begierig nahm der kleine Knabe die angebotene Nahrung, so daß Hera heftige Schmerzen empfand und unwillig das Kind zu Boden warf. Athene nahm sich daraufhin des Kindes schützend an und brachte es wieder seiner leiblichen Mutter zurück. Von da an begleitet Herakles lebenslang die Liebe der göttlichen Weisheit (Athene), und die Tatsache, daß er, wenn auch nur wenige Tropfen des Eigenwillens (Hera), mit der unsterblichen Göttermilch getrunken hat, kennzeichnet seinen Weg.

Eine zweite Entscheidung folgte bald. Hera sandte zwei Schlangen, die das Kind in der Wiege ersticken sollten. Doch dieses war schon im Zustand des Neugeborenen stärker als die Würgekraft der Schlangen. Unschwer erkennt man in diesem Bild den Kampf, der sich in *jeder* Wiege abspielt, nur vielfach mit wesentlich anderem Ausgang: Das Ringen der noch verborgenen Individualität (Herakles) mit den von den Eltern vermittelten Vererbungskräften (Schlangen). Gewinnen diese die Oberhand, so ersticken sie schon früh die «Ichheit», und der Heranwachsende bleibt lebenslang primär das Produkt aus Vererbung und Milieu. Die individuelle Einmaligkeit der Persönlichkeit kann sich gegen das Erbgut nicht durchsetzen.

Die dritte Entscheidung – wahrscheinlich eine spätere Ergänzung der Sage – ist am bekanntesten geworden: Es ist die des «Herakles am Scheidewege». Hier hat sich der Mythos selbst entmythologisiert und ist zu einer Allegorie geworden. Als der Jüngling Herakles in einsamer Gegend überlegt, welche Lebensbahn er wählen soll, begegnen ihm zwei Frauen, die eine tugendsam, die andere herausfordernd kokett und liederlich. Man weiß: Herakles wird den Weg der Tugend wählen. So simpel diese moralisierende Darstellung uns heute auch anmuten mag, enthält sie doch die klare Forderung: Nur einer geläuterten Seele öffnet sich der Weg in die höheren Welten. Gerade um «jenseits von Gut und Böse» in objektiver Geistigkeit zu leben, muß das Gewissen geschärft, die innere Moralität und die Fähigkeiten zum Durchschauen von Gut und Böse geschult sein.

Nach dieser letzten Entscheidung kann Herakles nun endlich den eigenen «Pfad» betreten, der in der Lösung der zwölf ihm gestellten Aufgaben besteht. Diese zwölf Taten des Herakles sind:

1. Besiegung des Löwen zu Nemea und die Gewinnung seines Felles;
2. Erlegung der neunköpfigen Hydra (Schlange) im Sumpf von Lerna;
3. Einfangen der Hirschkuh Kerynitis in den Bergen Arkadiens;
4. Bändigung des Ebers vom Erymanthos-Gebirge;
5. Reinigung des Augiasstalles zu Elis;
6. Jagd auf die Stymphaliden, Raubvögel vom Stymphalos-See;
7. Bändigung eines Stiers auf Kreta;
8. Bändigung der Stuten des Thrakiers Diomedes;
9. Gewinnung des Wehrgehänges der Amazone Hippolyta in Pontos am Schwarzen Meer;

10. Kampf mit dem Riesen Geryones in Spanien um dessen Rinder;

11. die Äpfel der Hesperiden;

12. *der Gang in die Unterwelt* (Totenreich).

Rein äußerlich muß Herakles, von Mykenä ausgehend, sich nach und nach einen erweiterten Kulturkreis erwandern. Die ersten sechs Aufgaben sind in seiner engeren Heimat zu bewältigen: Nemea, Lerna, Arkadien, Erymanthos, Elis, Stymphalos sind alles Stätten auf dem Peloponnes. Dann aber muß der Heros seinen Horizont vergrößern: Kreta im Süden, Thrakien im Norden, Pontos im Osten, Spanien im Westen (die «Säulen des Herakles» wurden auf Gibraltar errichtet). Man wird nicht fehlgehen, wenn man sich in der damaligen Zeit an allen genannten Orten Tempelstätten vorstellt. Als *Schüler* der zu empfangenden Mysterienweisheit erwarb sich Herakles auf seinem «Pfad» von Station zu Station die Voraussetzungen für die zu erfahrende Einweihung.

Die vorletzte Tat führt noch einmal an das «Westgestade des großen Weltmeeres». Hier gilt es, die goldenen Äpfel der Hesperiden, die von dem hundertköpfigen Drachen Lado bewacht wurden, zu gewinnen. Die Hesperiden sind «Töchter der Nacht», das heißt sie gehören nicht dem Bereich der Tagessinne an. Die «goldenen Äpfel» sind keine anderen Früchte, als die nach dem biblischen Schöpfungsbericht von Eva dem Adam gereichten: Früchte der Erkenntnis. Mit Hilfe des Titanen Atlas, des Trägers des Himmelsgewölbes, gelangt Herakles in den Besitz der Äpfel – pflichtschuldig liefert er sie seinem Auftraggeber, dem König Eurysteus von Mykenä, ab. Doch da ein gewöhnlicher Sterblicher mit diesen Früchten der Unsterblichkeit nichts anzufangen weiß, werden sie Herakles zurückgereicht. Im Mythos endet der Bericht mit den Worten: «Herakles legte die Äpfel auf dem Altar Athenes nieder. Die Göttin aber wußte, daß es der heiligen Bestimmung dieser göttlichen Früchte zuwider war, irgendwo anders aufbewahrt zu werden, und so trug sie die Äpfel wieder in den Garten der Hesperiden zurück.»[1]

Vergegenwärtigen wir uns, daß die Göttin Athene den Bereich der göttlichen Weisheit vertritt, an dem der Mensch auf seiner Suche nach Unsterblichkeit Anteil gewinnt, so ist der Sinn dieses Teils des Mythos eindeutig: Geistige Erkenntnisfrüchte sind nicht einlagerungsfähig. Auf mutigem Pfade werden sie errungen, müssen aber stets ihrem Ursprung zurückgegeben werden. Egoistische Aneignung verbietet sich von selbst. Sie gehören auf den Altar der Athene – der Wahrheit und Weisheit. Von dort werden sie den «Töchtern der Nacht», den Hesperiden, zurückgereicht.

Das Ziel aller vorchristlichen Einweihung war die Fähigkeit, Zugang zum Jenseits, zum Hades, zur Unterwelt zu gewinnen. Dem galten alle Mutproben, Kraftbeweise und Überwindungen von Hindernissen. Dem Menschen der griechischen Frühzeit war die Welt noch nicht annähernd so in ein «Innen» und «Außen» zerfallen wie für uns Heutige. Die Zähmung und Bändigung der «Tierheit» wurde als die große Aufgabe auf dem Wege zum Menschen erlebt. Wer dem «Tier in sich» nicht gewachsen ist, wird an der Schwelle zum Totenreich scheitern. Wer dem Tier unterliegt, bleibt in der Sterblichkeit befangen. Wer es aber besiegt, dem öffnet sich der Weg zum Unsterblichen. In diesem Sinne ist der «Pfad des Herakles» die mythische Darstellung eines Schulungsweges, an dessen Ende die Einweihung in die Todesmysterien erfolgt. Die ersten zehn Aufgaben sind Stufen der «Läuterung», mit der elften beginnt die «Erleuchtung».

Unmißverständlich heißt es im Text bei der zwölften Aussendung, dem Weg in den Hades: «Sich für diese grauenerregende Fahrt zu befähigen, ging Herakles in die Stadt Eleusis im attischen Gebiet, wo eine Geheimlehre über göttliche Dinge der Ober- und Unterwelt von kundigen Priestern gehegt wurde, und ließ sich von dem Priester Eumolpos in die dortigen Geheimnisse einweihen, nachdem er an heiliger Stätte vom Mord der Kentauren entsühnt war. *So mit geheimer Kraft, den Schrekken der Unterwelt zu begegnen, ausgerüstet*, wanderte er in den

Peloponnes und nach der lakonischen Stadt Tänaros, wo sich die Mündung der Unterwelt befand. Hier stieg er, von Hermes, dem Begleiter der Seelen, geleitet, die tiefe Erdkluft hinab und kam zur Unterwelt vor die Stadt des Königs Pluto. Die Schatten, die vor den Toren der Hadesstadt traurig wandelten – *denn in der Unterwelt ist kein heiteres Leben wie im Sonnenlichte* –, ergriffen die Flucht, als sie Fleisch und Blut in lebendiger Menschengestalt erblickten; nur die Gorgone Medusa und der Geist Meleagers hielten stand.»[6]

Durch die Führung des Götterboten Hermes lernt Herakles die Gesetze der sinnlichen und der übersinnlichen Welt zu unterscheiden. Er erfährt, daß «die Seelen der Abgeschiedenen leere Schattenbilder und vom Schwerte nicht verwundbar» seien, und begegnet Seelen, die ihm vom Erdenleben her vertraut waren. Selbst Pluto vermag den Eindringling nicht zu hindern. Herakles ist sich seines Auftrages bewußt, den Höllenhund Kerberus zu bezwingen und an das Tageslicht zu bringen.

Doch irdische Waffen gelten hier nicht. Einzig mit dem Brustharnisch bedeckt (einem Geschenk Athenes!) und mit dem Löwenfell bekleidet, findet Herakles an der Mündung des Acheron den Kerberus. Mit nackten Armen ergreift er das Ungeheuer und schnürt ihm so lange den Hals ein, bis dem Höllenhund die Luft ausgeht. Auf diese Weise schafft er ihn an die Oberwelt und hat so das Ziel des Herakles-Pfades erreicht. Der Sieger bringt auf die Erde und für die auf ihr Lebenden die Kunde vom Totenreich. Was gewöhnlichen Sterblichen versagt ist, hat Herakles durch seine geistige Muttat (das Löwenfell ist bildlicher Ausdruck für Mut) mit Hilfe der Götter für seine Mitmenschen erobert: das Bewußtsein vom Schattenreich der Verstorbenen. Das und nichts anderes ist der Sinn des Herakles-Mythos.

Der Hades des Homer

Zu den klassischen Dokumenten der Totenkunde gehört Homers ‹*Odyssee*›. Darin wird im zehnten Gesang berichtet, wie die Lästrygonen elf Schiffe des Odysseus vernichten und wie dieser in den übrigen die Insel der Kirke heil erreicht. Dort wird die Hälfte seiner Gefährten in Schweine verwandelt, Odysseus aber kann mit Hilfe des Gottes Hermes seine menschliche Gestalt bewahren. Er gewinnt die Liebe der Zauberin und kann schließlich seine Freunde in Menschen zurückverwandeln. Groß aber war die Gefahr, daß Odysseus aus Freude am Eros und Wohlleben seine Heimkehr vergessen würde. Doch erwacht vom Traum irdischer Glückseligkeit, bittet er Kirke, heimkehren zu dürfen, und erfährt von ihr daraufhin das Gesetz seiner «Heimkehr»:

> «Aber ihr müßt zuvor noch eine Reise vollenden,
> Hin zu Hades Reich und der strengen Persephoneia,
> Um des thebäischen Greises Tiresias' Seele zu fragen,
> Jenes blinden Propheten mit ungeschwächtem Verstande.
> Ihm gab Persephoneia im Tode selber Erkenntnis,
> Und er allein ist weise; die andern sind flatternde Schatten»
> (x, 490–495).[7]

Mit dem Hinweis auf die «flatternden Schatten» ist jener tragische Grundton berührt, der die Totenkunde der Griechen in Homerischer Zeit beherrschte. Auch in dem vielzitierten, aber in seinem Wahrheitsgehalt wenig verstandenen Ausspruch des Peliden Achilleus über die Vorstellung der Griechen vom Leben

der Verstorbenen klingt er an: «Lieber ein Bettler sein im Reiche des Lichts als ein König im Reiche der Schatten.» Die «Eingeweihten» der Griechen wußten, daß die einseitige Hinwendung zur Schönheit und zum Reichtum der Welt von Raum und Zeit mit dem Verlust an Ewigkeitserfahrung bezahlt werden mußte. Wer seine Seele zu sehr an diese Welt bindet, erfährt sich im nachtodlichen Leben nur noch als Schatten seiner selbst. Er erlebt den Reichtum der Sinnenfreude im Diesseits und dementsprechend seelische Armut im Jenseits. *Nur* der Weise – wie Tiresias – vermag «im Tode selber Erkenntnis» zu gewinnen und damit das Schattenhafte seiner Existenz zu überwinden. Alle anderen sehnen sich zurück nach dem bluthaften Leben in der sichtbaren Sonne, bleiben aber im Zustand eines Schattendaseins, aus dem sie sich nicht lösen können.

Auch wenn der elfte Gesang wie eine direkte Fortsetzung der bisherigen Irrfahrten des Odysseus über Land und Meer erscheint, ist doch der Wechsel des Schauplatzes von wichtiger Bedeutung:

> «Und wir durchschifften den Tag mit vollem Segel die Wasser,
> Und die Sonne sank und Dunkel umhüllte die Pfade» (XI, 11–12).

Odysseus hat die Grenze der sichtbaren Welt, des «Ozeans Ende», erreicht. Tiefe Nacht umhüllt ihn. Hinter ihm die Welt der in Sonnenlicht Lebenden, vor ihm die Welt der abgeschiedenen Seelen. Mit Honig und Milch, Wasser, Wein, Mehl und Tierblut vollzieht Odysseus das vorgeschriebene Opfer für die Toten. Dabei weiß er sich kaum vor den Scharen der herandrängenden Verstorbenen zu retten, die aus dem Hades heraufkommen. So muß er allen Mut zusammennehmen, um ihnen gewachsen zu sein:

> «Aber ich eilt' und zog das geschliffene Schwert von der Hüfte,
> Setzte mich hin und ließ die Luftgebilde der Toten
> Sich dem Blute [der Opfertiere; Anm. d. Verf.] nicht nahn, bevor ich Tiresias fragte» (XI, 48–50).

Denn das war das Ziel: dem hohen Eingeweihten in der übersinnlichen Welt, dem Geist des Tiresias, zu begegnen und von ihm den Rat für sein weiteres Leben auf Erden zu hören. Doch ehe es zu dieser Begegnung kommt, erscheint Odysseus die Seele seines einstigen Gefährten Elpenor, der beim Aufbruch von der Insel der Kirke tödlich verunglückt war, ohne daß es im Tumult der Abreise bemerkt wurde. Elpenor, der jüngste der Gefährten, hatte sich nach dem festlichen Abschiedsabend heimlich beiseite gemacht und, um von dem genossenen Wein abzukühlen, sich auf dem Dach von Kirkes Wohnung zum Nachtschlaf niedergelegt. Durch den Lärm der aufbrechenden Freunde wurde er geweckt und sprang jäh auf. Schlaftrunken fand er nicht die niederführende Treppe, sondern stürzte vom Dach. Dabei brach er sich das Genick «und die Seele fuhr in die Tiefe» (X, 554–560). Sein Leichnam wurde nicht bestattet, die üblichen Begräbniszeremonien unterblieben. Dies erlebte die Seele des Elpenor als schmerzlichen Mangel. So naht er als erster dem ins Totenreich eindringenden Odysseus, der erzählt: «Weinend erblickt' ich ihn und fühlete herzliches Mitleid . . .» (XI, 55). Flehend bittet Elpenor Odysseus, sein Begräbnis nachzuholen und seine Leiche mit den dazugehörigen Zeremonien zu verbrennen: «Laß nicht unbeweint und unbegraben mich liegen» (XI, 72). Nachdem ihm Odysseus dies versprochen hat, entgleitet getröstet die Seele Elpenors.

Was ist der Sinn dieser ersten Belehrung, die Homer dem Leser über das Totenreich erteilt? Er gibt eindeutig zu verstehen: Begräbnisse und die mit ihnen verbundenen kultischen Zeremonien haben ihre wirksame Kraft nicht nur als Trost für die Hinterbliebenen, sondern insbesondere für die Verstorbe-

nen selbst. Sie erleiden Schmerz und Entbehrung, wenn ihnen das «letzte Geleit» nicht geschieht. Allen, für die Gedanken und Empfindungen auch in anderer Daseinsschicht den gleichen Realitätsgrad besitzen wie die Dinge in Raum und Zeit, ist dies eine geistige Selbstverständlichkeit, anderen nichts als Aberglaube. Tatsache bleibt aber sehr wohl, daß bei allen uns bekannten Völkern der Vergangenheit würdige Zeremonien für die Verstorbenen durch Kultgemeinschaften als heilige Pflicht der Zurückgebliebenen gepflegt wurden. Das «requies in pace» – das «Ruhe in Frieden» – ist als Fürbittegebet bei Begräbnishandlungen älter als das Christentum.

Kaum war die Seele des Hilfe suchenden Elpenor entglitten, naht sich Odysseus ein anderes Wesen: «die Seele seiner verstorbenen Mutter». Sie war noch am Leben, als ihr Sohn sich zum Krieg gegen Troja einschiffte. Jetzt ist sie im Totenreich. Wie beim Anblick des Elpenor ergreift Odysseus Trauer: «Weinend erblickt' ich sie und fühlete herzliches Mitleid . . .» (XI, 87).

Doch Odysseus' Auftrag, in der Unterwelt die Seele des Sehers Tiresias zu befragen, erlaubt ihm nicht, ihrem gemeinsamen Verlangen, sich einander zu nähern, in diesem Augenblick nachzugeben. So sehr er es sich wünscht, für ihn gilt das objektive geistige Gesetz:

> «Dennoch verbot ich ihr, obgleich mit inniger Wehmut,
> Sich dem Blute zu nahn, bevor ich Tiresias fragte» (XI, 88–89).

Homer vermittelt an dieser Stelle eine zweite grundlegende Erfahrung überzeitlicher Totenkunde: Die seelische Nähe Verstorbener zu den ihnen zuvor auf Erden in Liebe Verbundenen, insbesondere von Eltern und Kindern, ist nach dem Tode noch wirksam. Je selbstloser bei Lebzeiten die gegenseitige Zuneigung war, je weniger getrübt durch emotionellen Egoismus, um so inniger sind die Bande auch noch nach dem Tode zwischen Lebenden und Verstorbenen.

Doch ehe Odysseus sich seiner geliebten Mutter zuwendet, kommt es zu der erstrebten Begegnung mit dem weisen Seher Thebens, Tiresias. Durch einen «goldenen Stab», den er in Händen trägt, macht er sich Odysseus kenntlich und beginnt das Gespräch:

> «Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
> Warum verließest du doch das Licht der Sonne, du Armer,
> Und kamst hier, die Toten zu schaun und den Ort des Entsetzens?» (XI, 93–94)

Der Eingeweihte Tiresias braucht nicht gefragt zu werden. Er, «der noch erleuchtete Seher», weiß zuvor, was der Ratsuchende erfragen will. Die Frage kann nur sein: «Wie finde ich den Weg zurück in die Heimat?» So gibt Tiresias Odysseus die helfenden Weisungen und kündet ihm sein ferneres Schicksal – soweit er reif war, die Weissagung aufzunehmen.

Nach Tiresias' Entschwinden darf jetzt die Mutter nahen. In dem Gespräch zwischen dem an den irdischen Leib gebundenen Sohn Odysseus und seiner im Totenreich lebenden Mutter verläßt Homer die nur mythische Sprache und nähert sich einer begrifflichen Sprache, wodurch dem Gegenwartsbewußtsein nicht unerheblich das Verständnis seiner «Totenkunde» erleichtert wird. Die Mutter spricht es als erstes aus: Schwer ist es für auf Erden Lebende, mit klarem Bewußtsein die Schwelle zum Bereich der Verstorbenen zu überschreiten. Nur wenigen gelingt es.

Odysseus begründet seinen Weg damit, daß Not ihn dazu gezwungen habe, nämlich von dem Eingeweihten Tiresias die Hilfe für seine «Heimkehr» zu erhalten. Der Wunsch, der geliebten Mutter, deren Tod er nur vermuten konnte, in der Welt der Verstorbenen zu begegnen, hätte nicht zu dem für Sterbliche so schweren Unternehmen als Motiv ausgereicht. Aber auch die Mutter kann ihm Wichtiges beichten: über ihren eigenen Tod und über das Leben von Odysseus' Frau, Vater und Sohn. Sie

selbst starb, wie wir heute sagen würden, an gebrochenem Herzen. Nicht Alter noch Krankheit, sondern:

> «Nur das Verlangen nach dir und die Angst, mein edler Odysseus,
> Dein holdseliges Bild nahm deiner Mutter das Leben!» (XI, 202–203)

Diese Mitteilung weckt bei Odysseus die Sehnsucht, die Mutter zu umarmen. Dreimal versucht er es, dreimal entschwebt «wie ein Schatten oder ein Traumbild» die Seele der Mutter. Enttäuscht spricht Odysseus:

> «Meine Mutter, warum entfliehst du meiner Umarmung?
> Wollen wir nicht in der Tiefe, mit liebenden Händen umschlungen,
> Unser trauriges Herz durch Tränen einander erleichtern?» (XI, 210–212)

Odysseus beginnt zu zweifeln, ob es auch wirklich die Mutter ist, die ihm erschienen ist:

> «Oder welches Gebild' hat die furchtbare Persephoneia
> Mir gesandt, damit ich noch mehr mein Elend beseufze» (XI, 213–214).

Ihm wird die Antwort gegeben:

> «Mein geliebtester Sohn, unglücklichster aller, die leben!
> Ach, sie täuschet dich nicht, Zeus' Tochter Persephoneia!» (XI, 216–217)

Mit anderen Worten: Odysseus wird belehrt, daß er keine Halluzination, kein Trugbild erlebt, sondern geistige Wirklichkeit. Sein Fehler ist, daß er durch subjektive Gefühle das strenge

Gesetz des Schwellenübertritts nicht genügend beachtet hat. Nur bei absoluter Selbstlosigkeit offenbaren sich die übersinnliche Welt und ihre «Bewohner» den im Leib noch Lebenden.

So erhält Odysseus in geradezu nüchternen Worten die weitere Belehrung:

> «Sondern dies ist das Los der Menschen, wann sie gestorben.
> Denn nicht Fleisch und Gebein wird mehr durch Nerven verbunden,
> Sondern die große Gewalt der brennenden Flamme verzehret
> Alles, sobald der Geist die weißen Gebeine verlassen,
> Und die Seele entfliegt wie ein Traum zu den Schatten der Tiefe» (XI, 218–222).

In diesen Zeilen ist die Quintessenz der Totenkunde Homers enthalten: Sterben bedeutet die Trennung von Geist, Seele und Leib. Der Leib wird aufgelöst, sei es durch Verwesung oder Verbrennung. Der Geist kehrt in den Weltengeist zurück. Die Seele aber, der subjektive Persönlichkeitskern des Menschen, steigt nicht empor zu den Göttern, sondern hinab in die Unterwelt und erlebt sich wie ein träumender Schatten.

Nachdem Odysseus' Mutter wieder in die Nacht des Hades zurückgetaucht ist, nahen sich erneut ungezählte Seelen. Nur mit Hilfe seiner Bewußtseinskraft gelingt es Odysseus, Ordnung in den chaotisch auftauchenden Strom der Verstorbenen zu bringen. Vierzehn Frauen, deren Seelen sich ihm nacheinander nahen, werden mit Namen genannt und ihre irdischen Schicksale und die nachtodlichen Folgen beschrieben.

Weiter berichtet Odysseus von der Begegnung mit seinen Mitstreitern vor Troja: mit Agamemnon, Achilleus, Patroklos, Antilochos, Ajax. Von Agamemnon erfährt Odysseus dessen Ermordung bei der Heimkehr durch Ägisthos und Klytämnestra. Von loderndem Zorn und bitterem Schmerz ist die Seele des

Agamemnon beim Rückblick auf die grausamen Ereignisse erfüllt. Odysseus wird von tiefem Mitleid ergriffen. Dann erscheint der Peleide Achilleus. Er vermag die Leistung zu bewerten, die Odysseus vollbrachte, indem er mit menschlichem Bewußtsein in das Totenreich eingedrungen ist:

> «Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
> Welch noch größere Tat, Unglücklicher, wagest du jetzt?
> Welche Kühnheit, herab in die Tiefe zu steigen, wo Tote
> Nichtig und sinnlos wohnen, die Schatten gestorbener Menschen!» (XI, 473–476)

«Nichtig und sinnlos» – so empfindet der griechische Mensch des homerischen Zeitalters für die Mehrzahl der Verstorbenen das Dasein nach dem Tode. Offen und rückhaltlos wird es ausgesprochen. Odysseus sucht den Achilleus mit dem Hinweis zu trösten:

> «. . . Doch keiner, Achilleus,
> Gleicht an Seligkeit dir und keiner wird jemals dir gleichen.
> Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter» (XI, 483–484).

Doch Achilleus nimmt diesen Trost nicht an: Was nützt ihm jetzt in seinem schattenhaften Dasein die vergangene Welt seines leibhaften Lebens? Und so gibt er die, auch von uns schon zitierten Worte Odysseus zur Antwort:

> «Preise mir jetzt nicht tröstend den Tod, ruhmvoller Odysseus.
> Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Meier,
> Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld baun,
> Als die ganze Schar vermoderter Toten beherrschen» (XI, 488–491).

Es gibt zu denken, daß Jahrhunderte hindurch die Totenkunde der Griechen von diesem Pessimismus erfüllt war, während die christliche Totenkunde über ein Jahrtausend hindurch wesentlich unter dem umgekehrten Vorzeichen stand: nach dem erbärmlichen Leben im Jammertal der Erde folgt nach dem Tode der beseligende Zustand der Erlösten im Himmel. Wir werden dieses Thema später wieder aufgreifen.

Ehe sich aber Achilleus und Odysseus trennen, gelingt es letzterem, die Seele Achilleus doch noch zu trösten. Er berichtet ihm, wie sein Sohn Neptolemos tapfer und hoheitsvoll an der Spitze seiner Mannen gekämpft und unversehrt und beladen mit reichen Ehrengeschenken aus der Beute von Troja den Heimweg angetreten habe. So kehrt Achilleus «mit großen Schritten» in das Totenreich «hinunter, freudenvoll, daß ich ihm des Sohnes Tugend verkündigt» (XI, 540).

Unter den anderen abgeschiedenen Seelen nimmt Odysseus nun in der Ferne die Seele seines einstigen Mitkämpfers und Konkurrenten Ajax wahr. Ein alter Groll gegen Odysseus hält diesen zurück: Odysseus, nicht Ajax hatte man die Rüstung des gefallenen Achilleus zugesprochen. Das hatte Ajax zutiefst gekränkt – und auch der Tod hatte diese Wunde nicht geheilt. Odysseus spricht ihn daraufhin an:

> «Ajas, Telamons Sohn, des Herrlichen, mußtest du also
> Selbst nach dem Tode den Groll forttragen wegen der Rüstung . . .?» (XI, 553–554)

Auch sein Zuruf: «Bezwinge den Zorn des erhabenen Herzens», vermag die Kluft zwischen beiden nicht zu schließen:

> «. . . er schwieg und ging in des Erebos Dunkel
> Zu den übrigen Seelen der abgeschiedenen Toten» (XI, 563–564).

In allen diesen Begegnungen wird ein Gesetz der Homerischen Totenkunde deutlich: Die verstorbenen Seelen sind ihren Emotionen bedingungslos ausgeliefert. Sie haben keine Möglichkeit, ihren seelischen Zustand selbst zu überwinden.

Beim weiteren Eindringen in die Totenwelt erkennt Odysseus den Zeussohn Minos, der im Hades das Totenrichteramt innehat. Auf einem Thron sitzend, in der Hand ein goldenes Zepter, teilt er den Toten für ihre Taten Strafe und Lohn zu – als Ausgleich für ihre irdischen Handlungen.

Durch die Begegnung mit den mythischen Gestalten, mit Orion, Tityos, Tantalos, Sisyphos und Herakles, wird Odysseus schließlich in den Bereich ewiger Urbilder versetzt. Sie alle zeugen mehr oder weniger in der Ausweglosigkeit ihres Schicksals von der Trostlosigkeit der Unterwelt.

Die Griechen haben in ihrer Art Homer verehrt, wie später die Christen im Mittelalter ihre Heiligen. Zahlreiche Marmorbüsten geben davon Zeugnis. Stets zeigen sie Homer als den «blinden Seher», denn für die Hellenen muß sich einem Menschen, dem es gegeben ist, mit seinem Blick Leben und Leiden der Schatten im Hades verfolgen zu können, das Sonnenlicht dieser Welt verschließen. Ähnlich wird später Goethes Faust in dem Augenblick seines Todes erblinden, damit sich seinen Augen die andere Welt erschließt.

Die Totenbeschwörerin in Endor

Wer im Alten Testament nach Zeugnissen über das Totenreich sucht, wird zunächst enttäuscht. Erstaunlich wenig ist darin von einem Leben nach dem Tode die Rede. Religion und Frömmigkeit der Israeliten waren dem Volk und der Erde zugewandt: Ihr Gott war der Gott ihres Volkes, der Blutsgemeinschaft und des heiligen Bodens, den er seinem auserwählten Volke zugesprochen hatte. Durch den Tod gehen bedeutete für den Juden: wieder zu den Vätern versammelt werden. Hingegen bedeutete die Geburt eines Sohnes, durch den die Ahnenreihe auf Erden fortgesetzt wurde, den Höhepunkt der Existenz als Vater. Wir erfahren auch nichts über eine individuelle Unsterblichkeit, die Jahwe seinen Erdenkindern versprochen hätte – sondern stets geht es um das Schicksal der Nachkommenschaft.

So spricht Jahwe zu Abraham: «Und ich will dich zu einem großen Volke machen . . . und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.»[8] Und später: «Siehe. Ich bin – und habe meinen Bund mit dir, und du sollst ein Vater vieler Völker werden.» Nach der Geburt und dem angebotenen Opfer Isaaks erfolgt erneut die Bestätigung der Verheißung: «daß ich deinen Samen segnen und mehren will wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Ufer des Meeres».

Eindrucksvoll hingegen wird der Tod der Stammväter und Volksführer geschildert. Wir erhalten Kunde von ihrem Sterben und ihrem Todesaugenblick, von Abraham, Isaak, Jakob, von Moses, Saul, David und Salomo. Doch nie wird dabei die Frage vom Weiterleben nach dem Tode berührt, stets geht es um Segen oder Unheil der nachfolgenden Generationen auf Erden. Man

könnte beinahe vermuten, daß der heute so populäre Satz «Wir leben doch nur in unseren Kindern weiter» seinen Ursprung im alten Israel gehabt habe.

Dennoch wäre der Schluß, daß das Volk des Alten Testaments nur die diesseitige Wirklichkeit gekannt hätte, unberechtigt. Das Gegenteil ist der Fall. Das Reich Gottes wurde stets sinnlich und übersinnlich zugleich gedacht und erlebt. Die Fülle jenseitiger Mächte vom höchsten Seraph bis zu den gefallenen Engeln, die sich wie Luzifer gegen ihren Schöpfer empört haben, waren für einen frommen Juden selbstverständliche Gegebenheiten. Nur tritt diese Welt des Unsichtbaren als solche im Alten Testament hinter den Plänen und Zielen zurück, die Jahwe seinem Volk hier auf der Erde gesetzt hat, obwohl alles Wesentliche auf Erden durch die übersinnlichen Mächte bewirkt wird. So beherbergt Abraham drei Engel als Gäste, so greift der Engel des Herrn ein und verhindert das Blutopfer Isaaks, so ringt Jakob mit dem Engel und sieht im Traum den Himmel offen, die Engel auf goldener Leiter auf- und niedersteigen. Die persönliche Unsterblichkeit wird zwar nirgends proklamiert, wohl aber stillschweigend vorausgesetzt. Ein besonderes Interesse für das individuelle Leben im Totenreich wird gar nicht gefordert. Um so seltsamer wirkt daher die dramatische Szene zu Endor, wo König Saul verzweifelt kurz vor seinem Tode bei einer als «Hexe» verschrienen Totenbeschwörerin sich Rat zu holen versucht.

Man hat im alten Israel zwei Typen von hellsichtigen Menschen unterschieden: den Seher und den Propheten. Propheten gaben visionäre Kunde von zukünftigen Ereignissen. Elias und Jesajas zählen zu den führenden Gestalten. Demgegenüber war Samuel, der Saul zum ersten König Israels salbte, ein Seher. Als solcher war er der intime Berater des Regenten in der Stellung eines Richters. Doch im Alter legte er dieses Amt feierlich nieder, trat aber weiterhin als Warner und als Stimme Gottes von Zeit zu Zeit hervor.

Nach Samuels Tod geriet Saul in immer größere Not. Für Tage versank er in tiefe Melancholie. Das Zerwürfnis mit seinem

designierten Nachfolger David nahm Formen an, denen Saul innerlich nicht mehr gewachsen war. Seine äußeren Feinde, die Philister, setzten ihm immer stärker zu. In seiner Verzweiflung beschloß er daher, den Sehergeist des verstorbenen Samuel um Rat und Hilfe zu bitten. Er selbst war unfähig, von sich aus eine Brücke zu dem Toten zu schlagen. So greift er zu einem Mittel, das er seinem Volk verboten hatte: durch ein Medium sich mit Verstorbenen in Verbindung zu setzen. Er macht sich auf nach dem kleinen Ort Endor, wo trotz des allgemeinen Verbotes eine Totenbeschwörerin lebte. Der Bericht im 1. Buch Samuelis, 28. Kapitel, Vers 3–25, lautet:

«Samuel aber war gestorben, und ganz Israel hatte Leid um ihn getragen und ihn begraben in seiner Stadt Rama. Und Saul hatte aus dem Lande vertrieben die Wahrsager und Zeichendeuter.

Da nun die Philister sich versammelten und kamen und lagerten sich zu Sunem, versammelte Saul auch das ganze Israel, und sie lagerten sich zu Gilboa.

Da aber Saul der Philister Heer sah, fürchtete er sich, und sein Herz verzagte sehr.

Und er ratfragte den Herrn; aber der Herr antwortete ihm nicht, weder durch Träume noch durch Erleuchtung, noch durch Propheten.

Da sprach Saul zu seinen Knechten: Sucht mir ein Weib, die einen Wahrsagergeist hat, daß ich zu ihr gehe und sie frage. Seine Knechte sprachen zu ihm: Siehe, zu Endor ist ein Weib, die hat einen Wahrsagergeist.

Und Saul wechselte seine Kleider und zog andere an und ging hin und zwei Männer mit ihm, und sie kamen bei der Nacht zu dem Weibe, und er sprach: Weissage mir doch durch den Wahrsagergeist und bringe mir herauf, den ich dir sage.

Das Weib sprach zu ihm: Siehe, du weißt wohl, was Saul getan hat, wie er die Wahrsager und Zeichendeuter ausgerottet hat vom Lande; warum willst du denn meine Seele in das Netz führen, daß ich getötet werde?

Erstaunlich genaue Schilderung

Saul aber schwur ihr bei dem Herrn und sprach: So wahr der Herr lebt, es soll dir dies nicht zur Missetat geraten. Da sprach das Weib: Wen soll ich dir denn heraufbringen? Er sprach: Bringe mir Samuel herauf.

Da nun das Weib Samuel sah, schrie sie laut und sprach zu Saul: Warum hast du mich betrogen? *Du bist Saul.*

Und der König sprach zu ihr: Fürchte dich nicht! Was siehst du? Das Weib sprach zu Saul: Ich sehe einen Gott heraufsteigen aus der Erde.

Er sprach: Wie ist er gestaltet? Sie sprach: Es kommt ein alter Mann herauf und ist bekleidet mit einem Priesterrock. Da erkannte Saul, daß es Samuel war und neigte sich mit seinem Antlitz zur Erde und fiel nieder.

Samuel aber sprach zu Saul: Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest? Saul sprach: Ich bin sehr geängstet; die Philister streiten wider mich, und Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht, weder durch Propheten noch durch Träume; darum habe ich dich lassen rufen, daß du mir weisest, was ich tun soll.

Samuel sprach: Was willst du mich fragen, weil der Herr von dir gewichen und dein Feind geworden ist?

Der Herr wird dir tun, wie er durch mich geredet hat, und wird das Reich von deiner Hand reißen und David, deinem Nächsten, geben.

Darum, daß du der Stimme des Herrn nicht gehorcht und den Grimm seines Zorns nicht ausgerichtet hast wider Amalek, darum hat dir der Herr solches jetzt getan.

Dazu wird der Herr Israel mit dir auch geben in der Philister Hände. Morgen wirst du und deine Söhne mit mir sein [das heißt im Totenreich]. Auch wird der Herr das Lager Israels in der Philister Hände geben.

Da fiel Saul zur Erde, so lang er war, und erschrak sehr vor den Worten Samuels, daß keine Kraft mehr in ihm war; denn er hatte nichts gegessen den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Und das Weib ging hinein zu Saul und sah, daß er sehr

einer Toten-Heraufbeschwörung

erschrocken war, und sprach zu ihm: Siehe, deine Magd hat deiner Stimme gehorcht, und ich habe meine Seele in meine Hand gesetzt, daß ich deinen Worten gehorchte, die du zu mir sagtest.

So gehorche auch nun du deiner Magd Stimme. Ich will dir einen Bissen Brot vorsetzen, daß du essest, daß du zu Kräften kommest und deine Straße gehest.

Er aber weigerte sich und sprach: Ich will nicht essen. Da nötigten ihn seine Knechte und das Weib, daß er ihrer Stimme gehorchte. Und er stand auf von der Erde und setzte sich aufs Bett.

Das Weib aber hatte daheim ein gemästetes Kalb; da eilte sie und schlachtete es und nahm Mehl und knetete es und buk's ungesäuert und brachte es herzu vor Saul und vor seine Knechte. Und da sie gegessen hatten, standen sie auf und gingen die Nacht.»

Die Schilderung enthält alle Elemente einer spiritistischen Erkundung durch ein Medium. Saul stellt die Fragen, die Frau zu Endor erkennt in Trance Saul trotz seiner Verkleidung als König, «zitiert» den Geist Samuels, dieser gibt durch ihren Mund die Antworten. Diese bewirken bei Saul durch ihre Trostlosigkeit einen tiefen Schock, von dem er sich nur durch Annahme von Speise und Trank mit Mühe wieder erholt.

Am Tage darauf kommt es zu dem von Samuel vorausgesagten erbitterten Kampf mit den Philistern. Drei Söhne Sauls fallen. Saul selbst wird von seinen Feinden eingekreist. Als er keinen Ausweg mehr sieht, gibt er seinem Waffenträger den Befehl:

«Zieh dein Schwert aus und erstich mich damit, daß nicht diese Unbeschnittenen kommen und mich erstechen und treiben ihren Spott mit mir. Aber sein Waffenträger wollte nicht; denn er fürchtete sich sehr. Da nahm Saul das Schwert und fiel hinein.

Da nun sein Waffenträger sah, daß Saul tot war, fiel er auch in sein Schwert und starb mit ihm.

Also starb Saul und seine drei Söhne und sein Waffenträger

und alle seine Männer zugleich auf diesen Tag» (1. Samuelis, Kap. 31, Vers 4–6).

Somit war Samuels Prophezeiung erfüllt, und Saul und seine Söhne gingen am Tage darauf ein in das Totenreich, wo Samuel schon weilte.

Sauls Regierungszeit wird im allgemeinen auf die Jahre 1032–1012 v. Chr. datiert. Die Befragung des Mediums in Endor geschah also bevor die Pythia zu Delphi zu Weltruhm gelangte.

Die Pythia zu Delphi und die Mysterien des Orpheus

Der Grieche fühlte sich zwischen zwei gegensätzliche Gottheiten gestellt: zwischen Apollo und Dionysos. Beide waren Söhne des einen Vaters, des gewaltigen Zeus. Mit Leto zeugte dieser den lichten Wahrheitskünder, den Gott der Reinheit, Weissagung und des Saitenspiels, Helios-Apollo, den Herren der Sonne, mit der Erdgöttin Semele den Gott des Weinstockes und der Fruchtbarkeit, der Ekstase und der hymnischen Erfüllung, Dionysos, auch Bakchos (Bacchus) genannt. Apollo als den die Welt mit Licht erfüllenden Gott galt es im Außen, Dionysos im Innern zu finden. Aufgabe der Priester war es, die Brücke zwischen den suchenden Menschenseelen und den jenseitigen Göttern zu bilden. So finden wir Tempelorte wie Delos und Delphi Apoll, Athen, Eleusis und Peiraieus Dionysos geweiht.

Wenige Stätten auf Erden haben ihre geistige Anziehungskraft durch Jahrtausende so bewahrt wie das Apollo-Heiligtum zu Delphi. Als Ort eines sakralen Kultus war Delphi schon im 2. Jahrtausend v. Chr. bekannt. Seinen Weltruhm als Orakel der Griechen erlangte es bereits in der Homerischen Zeit (ca. 8. Jahrhundert v. Chr.) und erlebte eine erneute Blüte im 5. Jahrhundert v. Chr. Sein Einfluß auf Religion, Moral und Politik der griechischen Stämme war bedeutend – in seiner Art ein einmaliges Phänomen öffentlicher Lenkung von Staatsgeschicken mit Hilfe esoterischer Quellen. So dunkel und trübe die Begegnung des jüdischen Königs Saul mit der Totenbeschwörerin zu Endor war, so hell und leuchtend erscheint die Gestalt der Pythia im Apollo-Heiligtum zu Delphi im Licht der Geschichte. Dabei handelt es sich sowohl in Endor wie in Delphi um den gleichen

Vorgang, um die Befragung jenseitiger Mächte über zukünftiges Schicksal durch ein Medium. Aber ein Abgrund liegt zwischen Endor und Delphi.

Wie wir bereits gesehen haben, bedarf, wer Rat bei Göttern und Verstorbenen sucht, des Mittlers, da in der Regel das eigene Vermögen nicht ausreicht. In Delphi sind es durch Jahrhunderte – wie später im Römischen Reich die Sibyllen – Frauen, die diesen Dienst des Mittlertums leisten. Doch wer sich dem Gott zu nahen versucht, muß sich absoluter Lauterkeit befleißigen. Diesem Gesetz ist der Fragende wie der die Antwort Vermittelnde unterworfen. Auch der die Sprüche der Pythia deutende, in Worte und Sätze formende Priester ist zu solcher Lauterkeit verpflichtet. Wie das geschieht, schildert folgender von Euripides stammende Hymnus des delphischen Priesters Jons aus dem 5. Jahrhundert v. Chr.:

«Auf, Diener Apolls, an den Delpheraltar,
Brecht auf alsbald zu der silbernen Flut
Des kastalischen Quells, und sobald ihr den Leib
In des reinen Kristalls tauperligem Schaum
Gebadet, so eilt in den Tempel zurück:
Dort hütet den Mund andächtig, um stets
Heilverkündenden Worts heiltragenden Ton
Den Befragern des Gottes mit geziemender Lippe zu künden.»[9]

Die Waschung im kastalischen Quell war ein symbolischer Akt: Nur mit reinem Leib durften die Beteiligten den Bezirk des Gottes Apoll betreten. Doch die Waschung allein genügt nicht, gleichzeitig mußte die Seele eine Reinigung erfahren. Allerdings war diese Forderung nicht in einem Augenblick zu erfüllen, sondern sie bezog sich auf die gesamte Lebensführung. Daher wurde der Fragende, ehe er den heiligen Weihebezirk betreten durfte, Prüfungen unterzogen. Auch die Pythia war an strenge Lebensregeln, so der absoluten Keuschheit, gebunden. Gleicherweise waltete ein Apollopriester nur dann würdig seines Amtes, wenn er auch sein sonstiges Leben priesterlich führte. Denn man wußte in der Antike, daß beim Übergang vom Diesseits zum Jenseits durch Egoismus Gefahr droht, für den Ratsuchenden wie für die Pythia und ihren Deuter. Unerlaubte Neugier und Sensationslust waren ebenso zu verbannen wie Machtstreben. Durch ein korruptes Medium kann nur Korruption wirksam werden. Auch hier gilt das Gesetz: Erleuchtung im Geiste verlangt zuvor Läuterung der Seele. Sonst müssen die Götter schweigen.

Einer wesentlich anderen Welt als zu Delphi begegnen wir in den Mysterien, in welcher Orpheus, ein Sohn des Apollo, gesucht und verehrt wurde. Obwohl zahlreiche einzelne Zeugnisse über den orphischen Kultus trotz seines Mysteriencharakters erhalten sind, so bleibt das Bild über seine Wesensart und Ausbreitung unvollständig. Orphik, so können wir mit Olof Gigon sagen, ist «eine nur in Spuren faßbare Lehre vom Schicksal der Seele und von den Mitteln, durch geziemenden Lebenswandel eine jenseitige Seligkeit zu erlangen»[10]. Die Verbindung mit dem Jenseits aber suchten die Orphiker nicht wie in Delphi mit Hilfe eines einzelnen Mediums.

Kaum eine andere mythische Gestalt ist so im Bewußtsein der Nachwelt haftengeblieben wie die des Sängers Orpheus. Noch heute kennt man den Mythos, nach dem Orpheus' Leierspiel und Gesang nicht nur die Herzen der Menschen ergriff, sondern auch alle Kreatur. Die Vögel ließen sich vom Himmel herab und lauschten andächtig seinen Liedern. Fische tauchten, von seinen Klängen ergriffen, aus dem Grunde des Meeres auf. Wilde Tiere wurden bezaubert, Bäume neigten sich ihm zu und selbst die toten Steine durchdrang der Ton seines Gesangs. Erst in der christlichen Franziskus-Legende tauchen verwandte Züge dieses Mythos wieder auf.

Als nun die Gattin des Orpheus, Eurydike, auf der Flucht vor einem sie verfolgenden Liebhaber, einem Sohn des Apollo, von einer Schlange gebissen wird und stirbt, macht sich Orpheus auf

den Weg in die Unterwelt. Hier dringt er bis zum Thron Plutons und seiner Gemahlin Persephoneia vor und erreicht durch seinen Gesang die Erlaubnis, daß Eurydike mit ihm ins Tageslicht zurückkehren darf, *wenn* er sich auf dem Heimweg durch den Hades nicht nach ihr umblicke. Orpheus besteht die Probe nicht: Er sieht zurück, und Eurydike ist ihm auf immer verloren. Seitdem aber entzieht Orpheus dem Gott der Fruchtbarkeit, Dionysos, seine Verehrung und wendet sich Helios-Apollon, dem Gott der Reinheit zu. Aus Enttäuschung über diese Wandlung wird er von tobenden Weiberhorden, rasenden Mänaden und ekstatischen Thrakerinnen als Weiberfeind verfolgt und zerrissen. Sein Leib wird von Musen bestattet, Haupt und Leier dem Meer übergeben und gelangen so zur Insel Lesbos, wo ein neues Orpheus-Orakel entsteht.

Unüberhörbar klingt in diesem Mythos das Schicksal des zerstückelten Osiris an, und unschwer erkennt man, daß es dort wie hier um Wesen und Entwicklung der menschlichen Seele geht. Orpheus findet den Weg in die Totenwelt *durch die Musik*, durch das Leierspiel, aber Wesentliches – das «Ewigweibliche» – bleibt «drüben» im Jenseits zurück. Der dem Licht wiedergeschenkte männliche Teil der Seele ist den Angriffen des Irdisch-Weiblichen nicht gewachsen, es sei denn, er rettet durch Tod und neues Leben sein Haupt und die Musik (Leier) hinüber in den apollinischen Bezirk der Klarheit und Harmonie. Auch hier also ist es das gleiche Thema: Tod und Leben. Die im Anhang abgedruckten Zeugnisse enthalten einige orphische Mysteriengesänge über Dionysos und Apollo sowie über die Todesgottheiten Hekate, Persephone und Pluto.

Der Tod des Sokrates

Während die uralte Geisteswelt Asiens im 6. Jahrhundert v. Chr. neue Impulse von ungewöhnlicher Stärke durch das Auftreten von Konfuzius, Laotse und Gautama Buddha empfing, entstand zur gleichen Zeit in Griechenland die abendländische Philosophie. Sie brachte eine Bewußtseinsveränderung mit sich, die bestimmend wurde für die ganze weitere Entwicklung Europas. Es war die erste große «Entmythologisierung», die von Pherekydes von Syros (6. Jahrhundert v. Chr.) bis zu den Sophisten (4. Jahrhundert v. Chr.) und von Pythagoras (ca. 540–500 v. Chr.) bis Aristoteles (384–322 v. Chr.) durch die Ausbildung der menschlichen Denkkraft bewirkt wurde. An die Stelle der Mysterienweisheit trat nun die durch Denken erworbene Weltanschauung, an die Stelle des alten bildhaften Erkennens der Weltgeheimnisse in «Imaginationen» das begriffliche Denken.

Pythagoras steht gleichsam auf der Grenze zwischen den Zeiten: als Eingeweihter der alten Mysterien und als selbständiger Denker. Er sammelte seine Schüler in einem esoterischen Orden um sich, der durch Lehre, Riten und Schweigegebot zusammengehalten wurde. Trotzdem drangen pythagoreische Gedanken in die Umgebung, die der Nachwelt überliefert wurden. So verkündete Pythagoras auch die alte indische, von Buddha erneuerte Lehre von der «Seelenwanderung»: Jeder einzelne Mensch lebt nicht nur einmal zwischen Geburt und Tod, sondern wird nach einem bestimmten Zeitraum von neuem geboren. Später wird zwar diese Lehre vom offiziellen Christentum verworfen, doch von dem größten Teil der Menschheit – vor allem in östlichen Regionen – wird sie seit Jahrtausenden als

Wahrheit anerkannt. So kann Lessing – wie wir später noch ausführlicher darlegen werden – unter Hinweis auf dieses ursprüngliche Selbstverständnis des Menschen in seiner ‹*Erziehung des Menschengeschlechts*› fragen: «Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? Weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?»

Weiter ist von Pythagoras überliefert, daß er sich selbst an ein früheres Erdenleben erinnert und darüber seinen Schülern berichtet haben soll.

Was aber hier nur bruchstückhaft vorhanden ist, wird zwei Jahrhunderte später durch Platon (427–347 v. Chr.) in aller Ausführlichkeit und unmißverständlicher Klarheit in seinem ‹*Phaidon*› ausgesprochen. Der ‹*Phaidon*› ist jener Dialog Platons, der die klassische Beschreibung des Todes des Sokrates und zugleich die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele enthält.

Gewissenhaft, ja fast pedantisch geht Platon darin Schritt für Schritt vor, um seine Anschauung vom Wesen der Seele zu entwickeln. Die äußere Situation ist diese: Die Schüler des Sokrates sind im Gefängnis zum letztenmal um ihren Lehrer versammelt. Das Todesurteil ist gefällt, in wenigen Stunden wird der Gefängniswärter den giftigen Schierlingsbecher bringen und ihn Sokrates als Todestrank reichen. Da aber nach einem alten Gesetz niemand in Athen hingerichtet werden durfte, solange ein festlich ausgerüstetes Schiff von Athen nach Delos zum Gott Apollo und zurück unterwegs war, und das gerade der Fall war, mußte die Vollstreckung des Urteils um einige Tage hinausgeschoben werden. So waren zufällig Tage für das Leben des Sokrates gewonnen und er nutzte sie zu weiterer Unterrichtung seines Schülerkreises.

Da kein Fluchtverdacht vorlag, waren dem Sokrates die Fesseln abgenommen. Außer den Schülern – sechzehn werden namentlich genannt – war auch Sokrates' Frau Xanthippe mit ihrem Söhnchen auf dem Arm zugegen. Da sie sich ihrem

Schmerz jedoch hemmungslos weinend hingab, hat Sokrates sie mit ihrem Kind nach Hause geschickt. Er wollte nicht, daß die Todesstunde durch seelische Haltlosigkeit entweiht würde. Kaum daß sie fort ist, eröffnet Sokrates das Gespräch mit einer Erzählung von seinen Träumen, die er während seines Lebens gehabt habe:

«Es ist mir oft derselbe Traum vorgekommen in dem nun vergangenen Leben, der mir bald in dieser, bald in jener Gestalt erscheinend immer dasselbe sagte: O Sokrates, sprach er, mache und treibe Musik. Und ich dachte sonst immer, nur zu dem, was ich schon tat, ermuntere er mich und treibe mich noch mehr an, wie man die Laufenden anzutreiben pflegt, so ermuntere mich auch der Traum zu dem, was ich schon tat, Musik zu machen, weil nämlich die Philosophie die vortrefflichste Musik ist und ich diese doch trieb. Jetzt aber, seit das Urteil gefällt ist und die Feier des Gottes meinen Tod noch verschoben hat, dachte ich doch, ich müsse, falls etwa der Traum mir doch beföhle, mit dieser gewöhnlichen Musik mich zu beschäftigen, auch dann nicht ungehorsam zu sein, sondern es tun.»[11]

So habe er, um dem musischen Element zu dienen, sich unter die Dichter begeben und die Fabeln des Aisopos in Verse gebracht.

Sehr bald kommt das Gespräch auf den Tod als das Geheimnis des Lebens. Als erstes weist Sokrates darauf hin, daß niemand sich selbst den Tod geben dürfe. Gerade weil in seinen Augen der Tod ein Wohltäter sei, sei es den Menschen nicht erlaubt, «sich selbst wohl zu tun, sondern sie sollen einen anderen Wohltäter erwarten». Denn die Götter sind die Hirten und Hüter, die Menschen die Herden. «Also auch du würdest gewiß», so spricht Sokrates zu seinem Schüler Kebes, «wenn ein Stück aus deiner Herde sich selbst tötete, ohne daß du angedeutet hättest, daß du es wolltest, es solle sterben, diesem zürnen, und wenn du noch eine Strafe wüßtest, es bestrafen? . . . Auf diese Weise nun wäre es also wohl nicht unvernünftig, daß man nicht eher sich

selbst töten dürfte, als bis der Gott irgendeine Notwendigkeit dazu verfügt hat, wie die jetzt uns gewordene.»

So einfach und klar ist für Sokrates die Frage des Selbstmordes. Er kommt nicht in Betracht, wenn die Götter die Chance zum Weiterleben geben. Nur in einer Zwangslage, wie die des Sokrates, darf ein Mensch sich selbst den Todesbecher reichen. Alles andere ist seiner unwürdig. Ein wahrer Philosoph wird niemals aus Feigheit das Leben von sich werfen noch sich vor dem Tode fürchten, wenn er unausweichlich ist. Ihm ziemt es, «getrost zu sein, wenn er im Begriff ist zu sterben und der frohen Hoffnung, daß er dort» – bei den Göttern – «Gutes in vollem Maß erlangen werde, wenn er gestorben ist». Damit hat Sokrates sein eigentliches Ziel erreicht: die letzten Stunden seines Lebens mit seinen Schülern im Gespräch über das Wesen der Seele, über Unsterblichkeit, über Leben und Tod zu verbringen.

Sokrates beginnt mit der Kernfrage: Was ist der Tod? Seine vorläufige Antwort lautet, daß der Tod nichts anderes sei, «als die Trennung der Seele von dem Leibe? Und daß das heiße tot sein, wenn abgesondert von der Seele der Leib für sich allein ist und auch die Seele abgesondert von dem Leibe für sich allein ist? Oder sollte der Tod etwas anderes sein als dieses?»

Sokrates nimmt daraufhin eine nüchterne Bestandsaufnahme vor, was alles daraus folge. Die Seele «für sich allein» muß alles das entbehren, was sie bei Lebzeiten nur durch den Leib erreichen konnte: Essen und Trinken, Geschlecht, Kleider, Schuhe und Schmuck – das alles muß sie jetzt entbehren. Hing sie an den Dingen der Leibeswelt, muß sie jetzt Leid erfahren, war sie aber wahrhaft philosophisch, das heißt geistig suchend und erkennend gestimmt, wird sie kein Leid erfahren. Darum ist der wahre Philosoph ein Mensch, der das Totsein nicht zu fürchten braucht.

Für Sokrates gibt es also nur einen Weg, der zur überzeitlichen Existenz führt: die Überwindung der Abhängigkeit von sinnlicher Wahrnehmung durch ein Leben in reinen Gedanken! Er stellt die zentrale Frage, was Wahrheit sei, in der für ihn

typischen, nämlich konkreten Form: «Wann also trifft die Seele die Wahrheit?» Und antwortet: Wenn sie sich von der Sinneswahrnehmung, überhaupt von allem Leib-gebundenem Erfahren der Welt befreit hat und sich «allein des reinen Gedankens bedient». Für Sokrates bzw. für Platon ist das Denkvermögen des Menschen ein Teilhaben am objektiven Ideengehalt der Welt. Gedanken sind für ihn wesenhaft vorhanden, und der beste Denker ist derjenige, der den erkennenden Teil seiner Seele zum Empfängnisorgan für die Ideenwelt gebildet hat. Das setzt allerdings voraus, daß die erkennende Seele sich von den Trübungen durch Leibesprozesse befreit hat.

«Denn der Leib macht uns tausenderlei zu schaffen wegen der notwendigen Nahrung, dann auch, wenn uns Krankheiten zustoßen, verhindern diese, das Wahre zu erjagen, und auch mit Gelüsten und Begierden, Furcht und mancherlei Schattenbildern und vielen Kindereien erfüllt uns der Leib . . . Denn auch Kriege und Unruhen und Schlachten erregen uns nicht anderes als der Leib und seine Begierden. Denn über den Besitz von Geld und Gut entstehen alle Kriege, und diese müssen wir um des Leibes willen haben. Es ist uns wirklich ganz klar, daß, wenn wir je etwas rein erkennen wollen, wir uns vom Leibe losmachen und mit der Seele selbst die Dinge schauen müssen.»

Darum wird die Seele in den vollen, ungetrübten Besitz der Wahrheit erst gelangen können, wenn sie durch den Tod gegangen ist, das heißt vom Gott selbst vom Leib befreit wurde. Dann wird sie völlig ohne Trübung sein und das Ungetrübte, die lautere Wahrheit schauen können. Denn: «dem Nichtreinen aber mag Reines zu berühren wohl nicht vergönnt sein.» Weil der Tod die Pforte zu einem solchen Leben im Wahren und Guten sein *kann*, wird der echte Philosoph den Tod nicht fürchten. Für ihn heißt der Tod: «Erlösung und Trennung der Seele vom Leibe.» Wenn aber ein Mann den Tod scheut, so ist das für Sokrates ein hinlänglicher Beweis, daß er die Weisheit nicht genug liebt. Solange ein Mensch noch geldgierig oder ehrgeizig ist, gehört er nicht in den Kreis der Philosophen, das heißt derer,

welche die Weisheit lieben und in der Liebe zur Weisheit leben.

An dieser Stelle deutet Sokrates auf den Zusammenhang der Mysterien mit dem Geist der Philosophie hin. Wurde doch in den Schulen der Eingeweihten stets gelehrt, daß die Reinigung – die Katharsis – als Läuterung von Leidenschaften der Erleuchtung vorauszugehen habe. «Und so mögen diejenigen, welche uns die Weihen angeordnet haben, gar nicht schlechte Leute sein, sondern schon seit langer Zeit uns andeuten, wenn einer ungeweiht und ungeheiligt in die Unterwelt gelangt, daß er im Schlamm sich betten werde, der Gereinigte aber und Geweihte, wenn er dort angelangt ist, bei den Göttern wohnt.»

Wie von selbst wendet sich nun Sokrates im Dialog mit seinen Schülern der Fortdauer der Seele und damit der Seelenwanderung zu. Denn wenn es wahr ist, daß Sterben die Trennung der Seele vom Leibe ist, erhebt sich die Frage, was aus den Seelen wird, die eine Zeitlang in der Unterwelt geweilt haben. Sokrates sagt:

«Seit langem lebt ja unter den Menschen die Vorstellung, daß die Seelen von der Erde in die Unterwelt kommen und wieder zurückkehren und von neuem aus den Toten geboren werden. Und wenn es wahr ist, daß die Lebenden aus den Toten entstehen, so müssen wohl unsere Seelen dort in der Unterwelt verweilen. Ich meine, die Seelen könnten doch sonst nicht wiedergeboren werden, wenn sie nicht in der Unterwelt weilten . . .»

Es ist deutlich, daß diese Gedanken nicht unseren heutigen intellektuellen Vorstellungen entsprechen. Doch muß man bedenken, daß Sokrates und Plato auf dem Hintergrund der spirituellen Mysterienweisheit lehrten. Sie bemühten sich, geoffenbartes Lehrgut in Gedankenform zu fassen und es so den Schülern, auch wenn sie nicht geweiht waren, zu vermitteln. Dies aber war der Grund, weshalb Sokrates unter dem Vorwurf des «Mysterienverrats» zum Tode verurteilt wurde. Die Hüter der alten Mysterienordnung erlaubten nur in der Form des Mythos die Weitergabe der streng gehüteten Tempel-Weisheit an das

Volk. Sokrates hingegen übte mit seinen Schülern auf rein gedanklicher Ebene die Erfahrung übersinnlicher Erkenntnisse. Waren sie als solche in Begriffe übertragen, so waren sie an jedermann, der einen offenen Verstand besaß, zu vermitteln. Das war in den Augen der Hüter der Mysterien Verrat. Darum mußte Sokrates sterben.

Dazu einige Zitate aus Platons ‹*Phaidon*›, in denen seine Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und der Wanderung der Seele von Erdenleib zu Erdenleib zum Ausdruck kommt:

«Wenn also der Tod an den Menschen herantritt, dann stirbt nur, was an ihm sterblich ist; das Unsterbliche aber bleibt heil und weicht dem Tode aus . . .»

«Wahrlich, die Seele ist unsterblich und ewig, und unsere Seelen werden in der Unterwelt weilen . . .»

«Aber auch das müssen wir überlegen, Freunde, daß, wenn die Seele unsterblich ist, sie nicht nur für die kurze Spanne Zeit, in der wir das Leben haben, sondern für alle Ewigkeit unserer Fürsorge bedarf. Ja, gerade jetzt zeigt es sich, welcher großen Gefahr der entgegengeht, der seine Seele schlecht versieht. Wenn der Tod eine Trennung von allem bedeutet, dann allerdings sollte der Bösewicht ihn segnen, denn sterbend würde er den Leib und die eigene Bosheit mit der Seele los. Doch da sie unsterblich zu sein scheint, so vermöchte die Seele nur dadurch, daß sie edel und vernünftig wird, dem Leide zu entfliehen und sich zu retten. Denn die Seele bringt in die Unterwelt nur das mit, was sie geübt hat und womit sie genährt wurde, und so heißt es, daß *der Tote gleich zu Beginn seiner Reise die Früchte seiner Tugend und seines Lasters erntet.*»

Im weiteren Verlauf des ‹*Phaidon*› wird das Schicksal der Verstorbenen ganz im Sinne der Tradition geschildert: «Es heißt, daß jetzt jeden Verstorbenen der Geist, der ihn im Leben geleitet, an einen bestimmten Ort zu bringen sucht, allwo sich die Seelen versammeln und gerichtet werden. Von hier aus werden sie in die Unterwelt gebracht von demselben Boten» (ἄγγελος = Engel), «der sie von der Erde bis zur Richterstätte

zu führen hatte. In der Unterwelt trifft jede ihr Los, und hier bleiben die Seelen die Zeit, die ihnen zugemessen, bis dann ein anderer Führer sie nach vielen und langen Zeitläufen wieder zurückgibt.»

So bedient sich Platon der unveränderten Sprache des Mythos, wenn er gegen Ende des Dialogs Sokrates im Sinne der griechischen Mysterienweisheit ein Bild von der Unterwelt zeichnen läßt.

«So nun die Verstorbenen an den Ort kommen, wohin jeden sein Schutzgeist führt, werden zunächst die, welche ein edles und heiliges Leben geführt haben, von den anderen gesondert. Die für mittelmäßig befunden wurden, werden an den Acheron gebracht, besteigen hier die Kähne, die ihrer warten, und kommen auf diesen zum Acherusischen See; dort wohnen sie und büßen und reinigen sich vom Unrecht. Doch wird hier auch jedem der Lohn für das, was er Gutes gewirkt. Alle, deren Frevel für unsühnbar befunden werden, die großen Tempelräuber und Mörder werden in den Tartaros geworfen, und aus dem Tartaros gibt es kein Entkommen mehr. So einer sich eines wenn auch großen, doch sühnbaren Verbrechens schuldig gemacht hat, Söhne, die sich im Zorne am Vater oder an der Mutter vergriffen, diese Tat über ihr ganzes Leben lang bereut haben, Totschläger, auch sie werden in den Tartaros geworfen, doch, nachdem sie daselbst ein Jahr lang geweilt, speien die Wellen sie wieder aus, den Totschläger in den Kokytos und den, der sich am Vater oder an der Mutter vergangen, in den Periphlegethon. Und diese beiden Ströme bringen die Frevler wieder zurück vor den Acherusischen See, und hier rufen die Büßer nach ihren Opfern und nennen sie und fallen vor ihnen auf die Knie und flehen sie an, sie wieder heraus in den See zu lassen und in ihre Schar aufzunehmen. Wenn diese nun die Bitten erhören, so schreiten die Büßer aus dem Flusse, und ihre Leiden hören auf. Wenn nicht, nun so werden sie abermals in den Tartaros gebracht und von hier weiter in die beiden Ströme und müssen so lange leiden, bis ihr Flehen vor denen Gehör findet, an welchen sie gefrevelt haben.

Denn so will es die Strafe, welche die Richter ihnen zuerkannt haben. Diejenigen nun, welche sich einer frommen Führung mehr und mehr beflissen haben, werden aus allen diesen Räumen in die Erde entlassen und erlöst wie aus Gefängnissen und gelangen hinauf an lichte Sitze und wohnen über der Erde. Und wenn unter diesen welche mit der Philosophie ihre Seele gereinigt haben, so leben diese ohne Leiber alle künftige Zeit und erheben sich zu noch schöneren Räumen . . .»

Zuletzt formuliert Sokrates das Resultat seiner Meditation über Sterben, Tod und nachtodliches Leben so:

«Und darum braucht auch ein Mann um seine eigene Seele unbesorgt zu sein, der in diesem Leben jeder Lust des Leibes entsagt und jeden Schmuck verworfen hat, weil das ihm fremd ist und sein Leiden nur noch größer macht, dieses hohen Preises wegen, sage ich, braucht ein Mann um seine Seele unbesorgt zu sein, der nach Erkenntnis gestrebt und seiner Seele nicht den fremden, sondern den ihr eingeborenen Schmuck gegeben hat: die Gerechtigkeit, die Besonnenheit, den Mut, die Freiheit und Wahrheit, und also geschmückt auf seine Fahrt nach der Unterwelt wartet, um zu ziehen, wenn das Geschick ihn ruft.»

Sokrates' Rede endet mit den Worten:

«Ihr alle . . . werdet späterhin, jeder zu seiner Zeit, die Reise antreten; mich ruft schon, würde ein Tragiker sagen, das Schicksal. Die Stunde ist gekommen, daß ich mich nach dem Bade umsehe; es ist, meine ich, besser, daß ich mich bade, bevor ich das Gift trinke, ich erspare dadurch den Weibern die Mühe, meinen Leichnam zu waschen.»

Mit seiner sprichwörtlichen Nüchternheit gibt Sokrates danach die notwendigen Anweisungen für sein Begräbnis und verlangt dann selber den Giftbecher: «Ich dürfte wohl damit nichts gewinnen, daß ich das Gift etwas später trinke; höchstens würde ich mich lächerlich machen vor mir selber, wenn ich also am Leben klebte und dort geizte, wo nichts mehr ist.»

Der Wärter bringt den Todestrank, Sokrates fragt ihn: «Was sagst du dazu, wenn ich von diesem Tranke jemand etwas weih-

te? Ist das erlaubt?» (Den Göttern weihte man einen Trank, indem etwas von ihm in den Raum gesprengt wurde.) Der Wärter antwortet: «. . . wir reiben gerade so viel, als nach unserem Ermessen genügt.» Dem entgegnet Sokrates: «Ich verstehe, aber beten darf und muß ich wohl zu den Göttern, auf daß meine Reise dorthin mir Glück bringe. Und darum flehe ich auch zu ihnen, und – ihr Wille soll geschehen.»

Der Schülerkreis vermag in diesem Augenblick nicht die gleiche Beherrschung wie ihr Lehrer zu zeigen. Hatten sie bisher ihren Schmerz und ihre Trauer unterdrückt, so können sie nun nicht mehr die Tränen zurückhalten. Ihrem Weinen und Schluchzen aber gebietet Sokrates mit aller Strenge Einhalt: «Was macht ihr nur da, ihr Männer? Ich habe nicht zuletzt darum die Weiber fortgeschickt, damit sie sich darin nicht gar zu albern benähmen, denn ich habe gehört, daß man in Ruhe sterben müsse. So haltet Ruhe und beherrscht euch!» Und schließlich zu seinem Schüler Kriton: «Ich bin dem Asklepios noch einen Hahn schuldig, vergiß nicht, ihn zu opfern.» Das war Sokrates' letztes Wort.

Aeneas und die Sibylle in der Unterwelt

Ein weiteres wichtiges Dokument der Totenkunde stellt Vergils Epos ‹*Aeneis*› dar. Es entstand in den Jahren 29–19 v. Chr. Das heißt: Es waren mehr als 700 Jahre vergangen, seit die Homer zugeschriebenen Werke ‹*Ilias*› und ‹*Odyssee*› ihre Niederschrift gefunden hatten.

Dem Inhalt nach schließt Vergil unmittelbar an Homer an. Während letzterer den Krieg um Troja, die Belagerung und den Fall der Stadt, und anschließend die Irrfahrten des Odysseus bis zu seiner Heimkehr nach Ithaka schildert, beschreibt Vergil das Schicksal des Aeneas, der, seinen Vater Anchises auf den Schultern tragend, aus dem brennenden Troja flieht, nach längeren Irrfahrten Italiens Boden betritt und in Latinum mehrere Städte gründet. Unverkennbar ist Vergils Bemühen, die Erzählung dort aufzugreifen, wo Homers Epos mit der Rückkehr des Odysseus endete. Trojas Niederlage brachte in den folgenden Jahrhunderten den griechischen Völkern eine kulturelle Hochblüte, und Aeneas trug sozusagen ein Saatkorn davon nach Italien hinüber, aus dem dann später das Römische Reich hervorgehen sollte. Diesen Zusammenhang wollte Vergil in seiner ‹*Aeneis*› deutlich machen. Homers Epen waren ihm selbstverständlich bekannt. So nimmt es nicht wunder, daß beider Werke im Stil und Inhalt so manche Parallele aufweisen. Ebenso unübersehbar bleibt aber, daß die beiden Verfasser in Zeiten lebten, die sich geistig erheblich voneinander unterschieden.

Eine Parallele drängt sich dabei besonders auf: daß nämlich beide Dichter ihren Helden auf seinen Irrfahrten an die Schwelle des Totenreiches führen und daß es beiden gelingt, was sonst

Sterblichen versagt ist: der Schwellenübertritt zum Hades, Begegnung und Gespräch mit Verstorbenen und Rückkehr ins Diesseits, ohne Schaden genommen zu haben. Deutlich wird aber, daß ein solches Unternehmen zur Zeit Vergils schon ungleich schwerer zu vollziehen ist als in den Tagen Homers.

Im 8. Jahrhundert v. Chr. gab es noch jene Mysterienstätten, in denen die Schüler zur Wahrnehmung der übersinnlichen Welt herangebildet wurden. Wie wir ausgeführt haben, wirkten Eingeweihte auf Samothrake, in Ephesus, in Eleusis und in anderen Orten und pflegten das Wissen von der übersinnlichen Welt, streng gehütet vor dem Volk, im heiligen Tempelbezirk. So fand Herakles mit Hilfe der eleusinischen Mysterien den Zugang zum Totenreich. Odysseus, den schon eigene Verstandesstärke auszeichnete, ging den gleichen Weg, aber nach *Vorbereitung* durch die «Zauberin» Kirke – doch er ging ihn dann aus eigener Kraft. Auch Aeneas dringt in das Schattenreich ein, aber nicht allein und nicht aus eigener Kraft.

Zu Beginn des sechsten Gesanges[12] wird geschildert, wie Aeneas nach langer Fahrt und durch viele Gefahren hindurch an der Küste Campaniens landet. Vergil spricht von der «euboeischen Küste», weil Griechen aus Euboea einst hier neue Siedlungen gegründet hatten. Unweit des heutigen Neapel, bei Cumae, gehen sie an Land. Während die Gefährten nach der langen Meeresfahrt «glühend vor Freude» sich am Land erholen und ihre elementaren Bedürfnisse zu befriedigen suchen, indem sie Feuer entzünden, sich am reinen Quellwasser erfrischen und über das erjagte Wild hermachen, sucht Aeneas einen verborgenen Apollo-Tempel auf. In seiner Nähe wirkt die berühmte Sibylle, durch die Cumae Weltruf erlangte.

> «Ihr hauchte der Seher von Delos [Apollo] Ahnenden Geist und
> Verstand in das Herz und enthüllt ihr die Zukunft» (VI, 11 f).

Sibyllen gehören neben Mysterienstätten und Orakeln zum geistigen Inventar des Altertums. In erster Linie schrieb man ihnen die Kraft der Prophetie, der Weissagung zu. Ihr Zukunftsblick war vor allem für kommendes Unheil geschult. Als hellsehende Frauen wirkten sie oft neben Orakelstätten. Ihre Verkündigung geschah in einer vom Gott ergriffenen Ekstase. Sibyllen sind die «Medien» der Antike, die wohl in Ergriffenheit auszusagen vermochten, aber nicht ihre Aussagen selbst zu interpretieren imstande waren. Durch die berühmten *‹Sibyllinischen Bücher›*, die der Tradition nach eine Sammlung von Weissagungen der Sibylle von Cumae waren, hat das Sibyllentum auf das geschichtliche Rom und seinen Götterkultus einen nicht unerheblichen Einfluß gehabt.

Zu der Sibylle von Cumae lenkt nun der einsame Aeneas seine Schritte, um sie um ihren Rat und Beistand zu bitten bei seinem Versuch, seinen verstorbenen Vater in der Unterwelt zu treffen. Durch den Hain der Hekate, der großen, göttlichen Helferin, findet er den Weg zum Eingang in die Unterwelt. Wie Odysseus muß er zuvor die schuldigen Opfer darbringen. Im gleichen Augenblick gerät die Sibylle außer sich. Unheimlich klingt, durch die Höhle und anschließenden Gänge vielfach gebrochen, ihre Stimme:

> «Fordre das Schicksal!
> Jetzt! Denn der Gott – o siehe der Gott!» (VI, 45 f)

Ihr Gesicht trägt die Züge der Ekstase und:

> «Flatternd löst sich das Haar, keucht schwerer die Brust und im Wahnsinn
> Schwillt schon wilder das Herz; und höher scheint sie zu wachsen,
> Irdischer tönt nicht ihr Mund, da die Kraft des nahenden Gottes
> Sie mit dem Hauche berührt . . .» (VI, 48–51)

Trotz des ekstatischen Trancezustands bleibt ihr das Bewußtsein, daß sie für Aeneas den Weg ins Schattenreich bahnen soll. Als Medium ist sie dabei jedoch auf seine geistige Hilfe, seine Seelenkraft angewiesen. So ruft sie Aeneas zu:

«Du säumst mit Gebet und Gelübden . . . o Troer Aeneas,
du säumst? Nicht eher erschließen
Dir sich donnererdröhnend die mächtigen Schlünde des
Hauses» (VI, 51–53).

Aeneas betet lang und anhaltend zu Apollo, so intensiv wie möglich, doch zunächst gerät die Sibylle nur in um so größere Raserei:

«. . . furchtbar
Tobt sie umher und versucht, des Phoebus [Apollo] Gewalt von dem Herzen
Schütteln zu können; doch mehr nur ermüdet den schäumenden Mund er
Bändigt das tobende Herz und zähmt sie und macht sie gehorsam» (VI, 78–80).

Von außen gesehen scheint es, als ob es sich um einen schweren epilepsie-ähnlichen Anfall handelt, der langsam zur Ruhe kommt.

«Aber sobald sie das Toben verließ und der schäumende Mund schwieg» (VI, 102), spricht Aeneas sie an und äußert seinen Wunsch, weshalb er zu ihr gekommen sei:

«Mög' es mir glücken, dem Mund und dem Blicke des
Vaters zu nahen.
Weise du selbst mir den Weg und öffne die heiligen Pforten» (VI, 108f).

Daraufhin macht ihn die Sibylle mit dem Grundgesetz aller antiken Totenkunde vertraut:

«Tag und Nacht steht offen das Tor in das Dunkel der
Tiefe,
Aber zu wenden den Schritt und zur Oberwelt zu entrinnen,
Hier erst beginnt alle Not! Und bloß, wen Jupiter liebte,
Wenigen nur, die zum Äther die strahlende Tugend emporhob,
Göttersöhnen gelang's! . . .» (VI, 127–131)

Danach beschreibt die Sibylle dem suchenden Aeneas den Pfad, der ins Totenreich führt. Zuvor muß er in den Tiefen des Waldes einen Baum gefunden haben mit einem goldenen Zweig, der «heilig ist und geweiht . . . der Herrin der Tiefe» (VI, 138). Es ist dies ein uraltes Mysterien- und Märchenbild: Der Eindringling im Totenreich bedarf eines Ausweises. Doch nur: «Wenn das Schicksal dich ruft», so sagt die Sibylle, werde er ihn finden. Anders wird keine Gewalt je helfen, den Zweig zu finden und zu brechen.

Aber vorher muß noch eine andere Aufgabe erfüllt sein. Aeneas wird nämlich so lange der Schwellenübertritt versagt, bis ein bei der Überfahrt nach Italien durch stürmische Wogen über Bord gerissener und ertrunkener Gefährte mit allen Ehren des Totenkults bestattet ist. Nach längerem Suchen findet Aeneas und sein treuer Gefährte Achates den an die Küste angeschwemmten Leichnam des Misenus. So kann die Forderung des durch die Sibylle sprechenden Gottes ausgeführt werden. Nach der Waschung und Salbung des Körpers des Toten wird dieser «in purpurne Kleider» gehüllt und auf «mächtiger Bahre» zum Scheiterhaufen getragen. Unter gleichzeitiger Verbrennung von Speisen, Öl und Weihrauch wird der Leichnam den Flammen übergeben und die Asche in eherner Urne gesammelt. Inzwischen hat Aeneas auch den goldenen Zweig gefunden, so daß

nun der Weg ins Totenreich frei ist. Aeneas und die Sibylle gehen ihn gemeinsam.

Man wird einem Text wie dem der ‹*Aeneis*› nicht gerecht, wenn man ihn nur wie ein Märchen oder Mythos liest und nicht *zugleich* als eine realistische Schilderung eines spirituellen Geschehens. Als Dichtung für das Volk bedurfte er keiner weiteren Erklärung: Staunend vernahm es, wie es den Helden Odysseus und Aeneas gelang, mutig ins Totenreich zu dringen und alle Gefahren zu bestehen. Doch sind diese epischen Dichtungen keineswegs nur das Produkt willkürlicher Phantasie. Ihnen liegt das exakte Wissen der antiken Esoterik zugrunde. Die Sprache dieser Esoterik war auch für die Eingeweihten nicht begrifflich im Sinne abendländischer Philosophie. Sie bewegte sich vielmehr in Imaginationen, und der Adept lebte verstehend mit solchen Urbildern, wie zum Beispiel dem Übergang vom Diesseits ins Jenseits. Er wußte um die Gefahren eines solchen Schwellenübertrittes – schon das Wort «Schwelle» ist ein solches der dinglichen Welt entlehntes Urbild. Und auch wenn es an keiner Stelle der antiken Literatur ausgesprochen wird, so handelt es sich dabei ohne Zweifel um eine dem Eingeweihten vertraute *Bewußtseinsschwelle.* Die Sibylle bewegte sich über diese Schwelle hin und her – aber wie wir sahen, nur im Trancezustand, im medialen Rausch. Es ist nicht auszuschließen, daß im antiken Sibyllentum auch Drogen zu den «heiligen» Requisiten gehörten und die Inhalation des Rauches eine die Ekstase fördernde Rolle spielte. Auf diesem Hintergrund muß auch Aeneas' Grenzübertritt gesehen werden.

Im Text heißt es nun:

> «So viel sprach sie und stürmte voll Wut in die offene Grotte:
> Furchtlos aber wie sie und Seite an Seite Aeneas!» (VI, 263 f)

Dies aber geschieht – genauso wie in der ‹*Odyssee*› – im Zeichen des gezückten, des *aus der Scheide gerissenen Schwertes*, dem

Urbild für den aus der körperlichen Hülle sich mutig hervorwagenden Geistes. Man mißversteht Vergil gründlich, wenn man meint, dieser habe hier Homers Worte entlehnt. In Wahrheit bedienen sich beide der Sprache der Wissenden. Übersetzt in abstrakte Begriffe würde der Vorgang etwa so zu beschreiben sein: Aeneas dringt mit Hilfe der in einen Trancezustand versetzten Sibylle bis an die Schwelle der geistigen Welt. Mit innerem Mut und spiritueller Kraft gelingt es ihm, bei dem Übertritt in das Feld der geistigen Wahrnehmung sein eigenes Bewußtsein aufrechtzuerhalten.

Wie der griechische Tempel seinen Vorhof hat, so sind nach Vergil dem Reich der Toten weite, düstere Räume vorgelagert. Alles was Menschen auf Erden quält und plagt, hat hier seinen Ursprung und Sitz:

> «Schon im Vorhofe selbst, noch im ersten Schlunde des Orkus,
> Haben ihr Lager der Gram sich gewählt und die rächenden Sorgen.
> Bleiche Krankheiten wohnen daselbst und das grämliche Alter,
> Übelratender Hunger und Angst und häßliche Armut,
> Schreckensgestalten, entsetzlich zu schaun, der Tod und die Mühsal . . .» (VI, 273–277)

Hier haust der Tod als Widersacher alles Lebens, der «mordende Krieg», die Furien und alle die widerwärtigen Gestalten, die einst ein Herakles *vor* seinem Gang in die Unterwelt bezwingen mußte: Kentauren, die doppelgestaltigen Skyllen, der hundertarmige Riese Briareus, der Drache von Lerna, Chimären, Gorgonen und Harpyen. Sie alle umschwirren Aeneas. Aber die Sibylle steht ihm als kundige Führerin zur Seite. Sie belehrt ihn, daß er nicht sinnliche Gestalten von Leib und Blut, sondern körperlose, schattenhafte Geistwesen vor sich sieht. Es sind «Gestalten eitler Phantome», die ihn umflattern, ihm aber nicht

schaden können, wenn er nur selbst mutig und unbeirrbar sein Geist-Bewußtsein aufrechterhält.

So dringen die Sibylle und ihr Schützling bis zu jener zweiten Grenze vor, die seit Urzeiten als der «große Strom» bezeichnet wird, zum Acheron, der das eigentliche Totenland von den Lebenden trennt. Damit begegnen wir wieder einem der Urbilder, das sich durch Jahrtausende in der Totenkunde der Menschheit erhalten hat. Nach der ersten Schwelle mit ihren Hütermächten tritt jetzt der Fährmann Charon als zweiter Hüter in Erscheinung. Er ist verantwortlich dafür, daß keine der Seelen unberechtigt den Grenzfluß überquert, die sich am Ufer des Stromes drängen. Es sind die Seelen der jüngst Verstorbenen, so wie sie aus dem Leben gerissen wurden: Männer und Frauen, Knaben und bräutliche Jungfrauen, Jünglinge und hochgemute Heroen. Sie alle ersehnen das andere Ufer. Aber Charon weiß, wen er hinübergeleiten darf:

> «Doch bald erwählt er diese, bald jene . . .
> Andere drängt er zurück und hält sie weit vom Gestade»
> (VI, 315 f).

Offenkundig sieht Vergil in dem Trieb, sich ungeduldig nach vorne zu drängen, auch im Leben nach dem Tode eine ungute Eigenschaft. Und Aeneas erfährt von der Sibylle das Gesetz, daß Charon nur Seelen zum anderen Ufer hinüberrudern darf, deren Leichnam auf Erden die Weihe des Totenkults zuteil wurde. Solange eine Leiche unbestattet bleibt, ist es ihm nicht erlaubt, die Seele überzusetzen.

Und wie einst Odysseus der Seele des unbestatteten Elpenor begegnete, so trifft auch Aeneas die Seele eines solchen Unglücklichen: Sein treuer Steuermann Palinurus erscheint ihm jetzt. Mitsamt seinem Steuer, an das er sich geklammert hatte, war er durch die Gewalt der Wogenberge ins Meer gerissen worden. Hilflos trieb er drei Tage und Nächte dahin, bis er am vierten von der Flut in die Nähe der Küste Italiens getrieben wurde.

Schwimmend erreichte er das Land. Doch hier fiel er in die Hände wilder Bewohner, die ihn töteten. Seitdem wird sein Leichnam von der ruhelosen Flut immer erneut ans Ufer getragen. So fleht er Aeneas an:

> «Löse mich, siegreicher Held, aus dem Leide und streue
> Erde auf mich, du vermagst es . . .
> Daß ich zumindest im Tode noch Ruhe finde und Frieden»
> (VI, 365–370).

Ruhe (lat. «requies») und *Frieden* (lat. «pax»), die Urworte aller Totenhoffnung für das Leben nach dem Tode, bilden auch hier den letzten Wunsch einer ruhelosen Seele. Aeneas verspricht Palinurus, nach seiner Rückkehr aus dem Totenreich dessen Tod zu sühnen, ihm einen Grabhügel zu bauen, Opfer für den Toten zu bringen und seine Grabstätte auf ewig mit seinem Namen zu verbinden. Tatsächlich heißt noch heute das Vorgebirge bei Paestum Palinuro.

Nun ist der Weg über den Strom für die beiden Wanderer frei. Willig nimmt sie der Fährmann auf seinen Kahn auf, sobald die Sibylle den goldenen Zweig als Ausweis ihm vorgezeigt hat. So gelangen sie endlich an das *andere Ufer* und die beiden Geist-Wanderer betreten das Schattenreich der Verstorbenen, an dessen Schwelle der Höllenhund Kerberus Wache hält.

Doch ist es nicht schwer, die letzte, die eigentliche Schwelle zum Schattenreich zu überschreiten, denn Kerberus verwehrt Toten, die zu Recht von Charon über den Strom gesetzt werden, nicht den Eintritt, wohl aber verhindert er, ein Untier mit drei Köpfen und mit Hälsen wie Schlangen, jeder Seele die Rückkehr zum Leben im Licht. Die Sibylle besänftigt mit einem Kuchen aus Honig und Kräutern den Wachhund und schläfert ihn ein. Aeneas und die Sibylle befinden sich jetzt am Strafort der Toten. Im Vorland des Stromes waren sie den mannigfaltigen Mächten des Bösen, des Unheils und des Todes begegnet. Hier in der eigentlichen Unterwelt sind sie von der Unzahl der Verstorbe-

nen umgeben, welche die Tatenfolgen ihres Erdenlebens erfahren und – ob schuldig oder unschuldig – dem Gericht des Minos und seiner Helfer unterworfen sind. Das johanneische Wort: «Denn ihre Werke folgen ihnen nach» (Offb. 14, 13) wird hier von den Toten in aller Strenge durchlitten.

So unterschiedlich die Wege der Menschen auf Erden verlaufen, so vielfältig sind auch ihre Folgen. Das die antike Totenkunde beherrschende Gesetz ist gnadenlos: *Das Leben im Totenreich ist die Folge des Lebens auf der Erde.* Minos, der Totenrichter, hat keinen Spielraum. Unerbittlich und streng sind seine Urteile. Ein Durchbrechen oder Umgehen ist unmöglich, da allein die Kausalität von Tat und Folge bestimmend ist. Verwandt dem Denken der klassischen Physik der Neuzeit, die das Weltall nur in der Logik von Ursache und Wirkung zu erkennen erlaubt, ist Minos als Richter an den Zusammenhang der Lebenstaten und ihrer nachtodlichen Folgen gebunden. Seine Aufgabe ist es, «der Seelen Verschuldung und Leben» zu erforschen.

Die Verstorbenen leben in der Unterwelt in Gruppen zusammen, in denen sie durch verwandtes Schicksal miteinander verbunden sind. Als erstes fällt Aeneas' Blick auf die Seelen der frühverstorbenen Kinder, danach nimmt er in ihrer Nähe unschuldig zum Tode Verurteilte wahr und dann tauchen die Selbstmörder auf:

> «Nahe bei ihnen wohnen in Trauer, welche den Tod sich
> Schuldlos gaben mit eigener Hand und, müde des Lebens,
> Von sich warfen den Geist» (VI, 434–436).

Er fühlt ihren Schmerz, ihre Qualen und sieht sie in einen Sumpf geworfen.

Was Vergil hier durch Aeneas erleben läßt, ist einleuchtend. Wenn der Mensch nach dem Tode ein Bewußtsein seines Seins hat, muß er mit Notwendigkeit darüber Schmerz empfinden, sich selbst zum fruchtlosen Dasein verdammt zu haben. Daher ist das Bild des Sumpfes auch so zwingend: Der Selbstmörder

hat sich selbst durch seine Entscheidung aus dem Fluß des Lebens herausgestoßen. Zurück blieb ein unbewältigtes Schicksal – sich selbst, sein Ich, den Kern seiner Individualität konnte er nicht mit dem zerstörten Körper abschütteln. So hat er sich mit eigener Hand zur Stagnation (von lat. «stagnum» = «der Sumpf») verurteilt. Darunter leidet er.

Aeneas sieht weiter «nach allen Seiten sich dehnend» die «Felder der Trauer». Seelen, die an unglücklicher Liebe zugrunde gingen oder das Opfer selbstverschuldeter Eifersucht oder Intrigen wurden, bilden eine bedrückende Welt tiefer Freudlosigkeit. Hier auch begegnet er der umherirrenden Seele der Phönikerin Dido, mit der er selbst einst durch eine Liebesaffäre verbunden war. Der Sage nach hatte sie versucht, Aeneas in Karthago an sich zu fesseln. Als aber dieser dem Ruf Jupiters folgte und zur Fahrt nach Italien aufbrach, nahm sie sich selbst aus Schmerz über die Trennung das Leben. Aeneas hatte von ihrem tragischen Ende nur gerüchteweise erfahren. Jetzt ruft er sie an und fragt:

> «Unglückselige Dido, so war die Kunde doch richtig,
> Daß du gestorben und mit dem Schwerte dir selbst ein
> Ende bereitet?» (VI, 456f)

Aeneas erkennt die eigene Schuld und sucht die Seele der Dido liebend wieder für sich zu gewinnen – doch vergeblich: «Grollend mit finsterem Blick» schaut sie ihn an, dann wird ihre Miene «regungslos wie ein harter Granit oder Marmor von Paros». Sie bleibt für Aeneas ewig unerreichbar: So wenig wie Odysseus Ajax seinen von der Erde stammenden Groll im Totenreich nehmen konnte, so wenig vermag auch Aeneas das Herz der Dido umzustimmen:

> «Endlich rafft sie sich auf und flieht voll Gram in dem
> Herzen
> In die Schatten des Hains . . .» (VI, 472)

Allmählich nähern sich Aeneas und die Sibylle dem eigentlichen Ziel ihres Weges. Schon taucht zur Rechten der Palast Plutos, des mächtigen Gottes des Hades, auf, hinter dem die Gefilde der Seligen beginnen. Zur Linken aber führt der Weg in die Tiefe, zur Schreckenswelt des Tartarus und den Abgründen des Bösen. Sengende Flammen und der donnernde Strom künden den grauenhaften Höllenort an. Erinnyen, Rachegeister wie die Tisiphone, hüten die Schwelle. Stöhnen, der Schall wütender Schläge, Eisengerassel und Kettengeklirr dringen an das Ohr des erschrockenen Aeneas. Wieder klärt ihn Sibylle auf, die auch diesen Bereich der Unterwelt kennt. Es ist der Ort, an dem die schweren Verbrechen gesühnt werden. Aeneas darf ihn nicht betreten, denn:

> «Nie ist es Reinen erlaubt, zu betreten die Schwelle der Frevler» (VI, 563).

Und mahnend dringt aus der Hölle der Ruf:

> «Laßt euch warnen und handelt gerecht und ehret die Götter!» (VI, 620)

Doch weiter treibt die Sibylle voran:

> «Auf, laß schneller uns gehen!»

Nach der Besprengung mit geweihtem Wasser und mit Hilfe des goldenen Zweiges erreichen sie so endlich das Tor zum Elysium. Hier lichtet sich die Welt, die Düsternis schwindet, die Sonne leuchtet auf: Sie sind am Ort der Freude angelangt. Friedliche Wälder und lieblich grünende Fluren nehmen sie auf. Gesang zu den Akkorden der siebenstimmigen Leier tönt ihnen entgegen. Einige spielen auf blumigen Rasen miteinander, andere tanzen im Reigen und sprechen Gedichte. Die Gefilde der Seligen sind erreicht. Sie sind am Ziel.

Während nach altgriechischer Auffassung es nur die Übermenschen, die «hochbeglückten Heroen» sind, denen es erlaubt ist, auf den Inseln der Seligen mit «kummerentlastetem Herzen» zu leben, ist für Vergil der Kreis derjenigen größer, die das Elysium bevölkern:

> «Wer als Priester sich rein bewahrt, solange er lebte,
> Auch die heiligen Dichter, die würdig dem Phoebus gesungen,
> Auch die Erfinder, die einst durch Künste das Leben veredelt,
> Wer sich durch wahren Verdienst bei den Menschen Ehre erworben,
> Alle tragen die Schläfen mit weißen Binden umwunden» (VI, 661–665).

Musäus, einst altattischer Priester und Sänger auf Erden, weist ihnen den Weg zu Anchises, Aeneas' Vater, dem zu begegnen alle Anstrengung und Sehnsucht der beschwerlichen Wanderung durch das Schattenreich galt. Als dieser den nahenden Sohn erblickt, streckt er ihm freudig beide Hände entgegen:

> «Tränen im Auge, so sprach der Vater erschüttert zum Sohne:
> ‹Kommst du nun endlich! . . .
> . . . Ach, darf ich dein Antlitz
> Schauen, o Sohn, und hören das liebe Wort und erwidern?›» (VI, 686–689)

Beide sind überwältigt von Freude, daß nun eingetroffen, was sie so lange ersehnt hatten: die Begegnung von Seele zu Seele. Gerührt gesteht Anchises:

> «Ja, so dacht' ich es immer, so glaubt' ich, würd es geschehen,
> Zählte die Stunden und Tage, und nicht betrog mich die Sehnsucht» (VI, 690f).

Vergeblich suchen sie im Erinnern leiblicher Begegnung einander zu umarmen. Gleich Maria Magdalena am Ostermorgen – («Noli me tangere!») – müssen sie erst lernen, wie Seelen einander liebend wahrnehmen.

«Dreimal versucht er es dann, um den Hals ihm die Arme zu schlingen,
Dreimal entfloh ihm, vergebens erhascht, die Gestalt aus den Händen,
Gleich dem wehenden Hauch und ähnlich dem flüchtigen Traume» (VI, 700–702).

Aeneas' Blick gleitet nun durch die Welt, in der Anchises jetzt beheimatet ist. Friedlich fließt durch liebliche Landschaft der Lethe-Strom. Ihn umschweben gleich Bienenschwärmen Scharen von Seelen. «Überrascht von dem Anblick», wendet sich Aeneas fragend seinem Vater zu. Die Antwort bildet das im folgenden vollständig wiedergegebene Gespräch (VI, 713–751). Es enthält die Lehre von der Seelenwanderung, der Reinkarnation, wie sie Pythagoras als Geheimlehre und wie sie Platon als Philosophie der Unsterblichkeit ihren Schülern als esoterisches Wissen anvertraut hatten.

Anchises antwortet auf die Frage des Sohnes, wer sich und warum am Ufer der Lethe versammle:

«‹Die Seelen, für welche das Schicksal
Neue Körper bestimmt, am Strand des lethaeischen Stromes
Trinken sie kummerstillende Flut und langes Vergessen.
Dieses dir einmal zu künden und selbst vor Augen zu stellen.
Sehnt' ich mich längst, und meines Geschlechtes Stamm zu beschreiben,
Daß du dich mehr noch freust, Italien wiederzufinden.›»

Und Aeneas fragt:

«‹Ist's denn wahr, mein Vater, daß einige Seelen zur Höhe
Wieder entschweben von hier und in schwere Körper zurückgehn?
Welch ein grausames Sehnen nach Licht erfaßt doch die Armen!›»

Und Anchises antwortet darauf:

«Sohn, ich will es dir sagen, dich soll kein Zweifel mehr quälen . . .
Anfangs nährte den Himmel, die Erde, die Wassergefilde
Und die leuchtende Kugel des Monds und die riesige Sonne
Innen ein Geist und bewegte als Seele all diese Masse,
Strömt durch die Glieder und einigt sich ganz mit dem mächtigen Leibe.
Daher stammt das Menschengeschlecht, die Tiere und Vögel
Und was riesenhaft lebt in den glänzenden Wassern der Meere.
Feurig durchdringt sie die Lebenskraft und der himmlische Ursprung,
Wenn sie entstehn, solange nicht schädliche Körper sie lähmen,
Nicht die irdische Hülle sie schwächt und sterbliche Glieder.
Hier ist die Quelle der Furcht und Begier, des Grams und der Freude,
Nicht mehr schaun sie zum Himmel, von Dunkel und Kerker umschlossen,
Selbst wenn das Leben sie flieht und zuletzt dann die Augen noch brechen,
Dennoch verläßt die Armen nicht ganz das Übel, nicht völlig
Alle Vergiftung des Körpers, denn tief – bei der langen Verbindung –
Mußten all die Gebrechen des Leibs mit der Seele verwachsen.
Also reinigt die Buße sie erst, und in quälenden Strafen
Büßt man die alte Schuld. Die einen schweben in Winden

Ausgespannt, die andern läutern im Strudel des Wassers
All ihrer Sünden Keim, die dritten im Brande der Flammen.
Jeder trägt seiner Manen Geschick. Durch Elysiums Fluren
Wandern wir dann, doch nur wenige ruhn in den Wonnegefilden,
Bis sich endlich der Tag im Laufe der Zeiten erfüllt und
Eingefreßne Verderbnisse tilgt, die ätherische Seele
Und den reinen Geist geläutert vom Feuer zurückläßt.
Wenn dann das Rad der Zeiten an tausend Jahre gelaufen,
Ruft sie in mächtigen Scharen ein Gott zum Strome der Lethe,
Daß sie *erinnerungslos* aufs neu das Gewölbe des Himmels
Schaun und *wieder zurück in Körper zu wandern beginnen.*»

Die in der ‹*Aeneis*› unmißverständlich ausgesprochene Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen nur befristet im Totenreich leben, dann aber auf die Erde zurückkehren, wird meist übersehen. Für den Römer Vergil war «Wiederverkörperung» eine unbezweifelbare Lebenstatsache.

Die Evangelien

Zwischen den vorchristlichen und den christlichen Anschauungen vom Totenreich besteht in bestimmten Grundauffassungen kein wesentlicher Unterschied. In beiden Anschauungen gilt das Leben nach dem Tode als die unmittelbare Fortsetzung des Erdenlebens. Nach dem Satz: «Denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten» (Brief an die Galater 6, 7) ist das Leben im Diesseits mit dem im Jenseits unauflösbar verknüpft. Während sich der Mensch jedoch auf Erden – oft mit List – den Folgen seiner Handlungen entziehen kann, vermag er nach dem Tode seinem sich selbstbereiteten Schicksal nicht zu entgehen. Freuden wie Leiden im Totenreich sind die Antworten auf die Taten im Irdischen.

Unmißverständlich kommt im Neuen Testament diese Grundauffassung in dem Gleichnis ‹*Vom reichen Mann und armen Lazarus*› zum Ausdruck. Sie steht im Lukas-Evangelium, Kapitel 16, Vers 19–31, und lautet[13]:

«Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und Byssus und genoß sein Leben alle Tage. Ein Armer aber namens Lazarus lag vor seiner Tür mit Geschwüren behaftet und hätte sich gerne gesättigt am Abfall vom Tisch des Reichen; selbst die Hunde kamen herbei und leckten seine Geschwüre. Es geschah aber, daß der Arme starb und von den Engeln getragen ward in Abrahams Schoß. Es starb aber auch der Reiche und wurde begraben. Und in der Hölle hob er seine Augen auf, da er Qualen litt, da sieht er Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß. Und er rief: Vater Abraham, erbarme dich meiner und schicke Lazarus, daß er die Spitze seines Fingers ins Wasser tauche und

mir die Zunge kühle, denn ich leide Pein in dieser Flamme. Abraham aber sagte: Gedenke doch, daß du dein Gutes abbekommen hast in deinem Leben und ebenso Lazarus das Böse; jetzt aber wird er hier getröstet, du aber leidest Pein. Und über alle dem steht zwischen uns und euch eine große Kluft fest, auf daß die von hier zu euch hinüber wollen, es nicht können, noch die von dort zu uns gelangen. Er sagte aber: So bitte ich dich denn, Vater, daß du ihn in das Haus meines Vaters schickest, denn ich habe fünf Brüder, auf daß er sie beschwöre, damit sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. Abraham aber sagte: Sie haben Moses und die Propheten, sie mögen auf die hören. Er aber sagte: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen kommt, werden sie Buße tun. Er sagte aber zu ihm: Wenn sie auf Moses und die Propheten nicht hören, so werden sie auch nicht sich bewegen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.»

Der «arme Lazarus» findet Trost und Heilung in «Abrahams Schoß». Abraham ist der Stammvater der Juden (und auch der Araber!). Von ihm ging alles Leben Israels aus, zu ihm dürfen alle zurückkehren, die ihr Leben im Sinne des Gottes Abrahams auf Erden geführt haben. Sie werden zu ihren «Vätern versammelt» im Totenreich. So wird auch der arme Lazarus nach seinem Leiden und Sterben in Gnade in den Stammschoß Abrahams wieder geborgen. Nicht so der «reiche Mann». Unverdient hat er seinen Reichtum an Kleidung, Nahrung und Besitz auf Erden in Empfang genommen. Zum Ausgleich muß er dafür im Totenreich harte Prüfungen, Höllenqualen, durchleiden. Auch die Mächte der übersinnlichen Welt sind an dieses strenge Ausgleichsgesetz gebunden. Sie dürfen den Klagen des ehemals reichen Mannes nicht nachgeben und ihn aus dem Ort der Qual erlösen. Auch der Wunsch, den fünf Brüdern eine dringende Warnung vor dem nachtodlichen Schicksal zukommen zu lassen, wird ihm versagt, da sie die von Moses ausgesprochenen Lebensgesetze und die warnenden Stimmen der Propheten kennen. Wenn sie ihnen folgen, so bleibt ihnen das Los des reichen

Mannes nach dem Tode erspart. Wenn sie es nicht tun, ist es ihre Schuld – und keine Macht kann sie von den nachtodlichen Folgen entbinden.

Darin liegt die aller Totenkunde gemeinsame Unerbittlichkeit des «Gerichts»: Jeder Mensch ist ihr nach dem Tode unterstellt. Auch das «Neue» im Christentum, «das Wirken der Gnade», kann die Strenge des Ausgleichsgesetzes nicht aufheben. Doch ist dies in christlicher Sicht nicht der letzte Akt. Dem «reuigen Sünder» bleibt stets die Möglichkeit, nach überstandener Prüfung am «Ort der Qual» den Anschluß an das fortschreitende Geschehen im Sinne der von Gott gewollten Evolution der Menschheit zu finden.

Sieht man von diesem Gleichnis ‹*Vom reichen Mann und armen Lazarus*› ab, so ist man verwundert, wie wenig sonst in den Evangelien vom nachtodlichen Leben die Rede ist. Um so wesentlicher erscheint dann das Ereignis, das sich auf dem Berge Tabor zutrug und das man in der Folgezeit die «Verklärung» genannt hat.

Die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas berichten übereinstimmend", daß Jesus Christus eines Tages die drei Jünger Petrus, Johannes und Jacobus von den anderen Jüngern absonderte. Er nahm sie mit sich und führte sie auf einen hohen Berg, den Tabor. Und dort geschah es; daß der betende Jesus Christus seinen Schülern in seinem ganzen Wesen und Umkreis verwandelt erschien: leuchtend, hellweiß glänzend, rein wie Schnee, strahlend wie die Sonne (wie der «Helios»). In dieser leuchtenden Aura wurden zugleich im Totenreich die beiden einstigen Führer des israelitischen Volkes, Moses und Elias, sichtbar.

Die Jünger waren von diesem übersinnlichen Erlebnis überwältigt. Ihr Bewußtsein konnte dem Wahrgenommenen nicht standhalten: «Sie waren voll Schlafs.» Für kurze Augenblicke aber wuchsen sie über sich hinaus, denn während die Vision ihnen schon zu entschwinden drohte, spricht Petrus die Worte: «Meister, *so* zu sein, ist gut. Lasset uns drei Behausungen schaf-

fen: eine für dich, eine für Moses und eine für Elias.» Die Evangelisten Markus und Lukas fügen hinzu: «Er wußte aber nicht, was er redete.» Deutlich ist somit ausgesprochen, daß Petrus nicht imstande war, sein Tagesbewußtsein aufrechtzuerhalten, sondern wie in einen Trancezustand gefallen war. In diesem Augenblick verschwand auch vor ihren inneren Augen die Vision. Dies wird mit den Worten angedeutet: «Und es kam eine Wolke, die überschattete (verdunkelte) sie.» Gleichzeitig wurden sie von Furcht ergriffen: «Sie erschraken, da die Wolke sie überzog.» Doch im Nachklang, im Übergang zum Tagesbewußtsein hören sie, wie aus der Wolke heraus eine Stimme spricht: «Dieses ist der mir in Liebe verbundene Sohn – höret auf ihn.» Mit diesem geistigen Hören – ein Inspirationserlebnis – endet die Offenbarung auf dem Tabor-Berg.

Die Jünger kommen wieder zu sich. «Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein.» Sie sind mit ihrem Wahrnehmungsvermögen der sichtbaren Welt zurückgegeben. Ihr Blick nimmt keine Aura und keine Verstorbenen wahr, sie hören keine überirdische Stimme mehr, sondern sie sehen und hören «Jesus allein».

Man sollte die Evangelien nicht wie journalistische Berichte lesen, sondern als geistige Mitteilungen. Daher hat auch jede einzelne Darstellung ihren besonderen «Stellenwert»: Sie steht jeweils gemäß dem besonderen Stil des betreffenden Evangelisten notwendig und nicht zufällig an ihrer Stelle. Fast immer lohnt sich die Frage: Was geht einer bestimmten Erzählung voraus? Was folgt ihr? Oft hat man mit der Beachtung der Reihenfolge einen Verständnisschlüssel für das Ganze in der Hand.

So geht der «Verklärung» bei allen drei Synoptikern der Bericht über ein Gespräch im Jüngerkreis voraus, das eine Woche zuvor stattgefunden hatte. Es ging um die Frage, wer Jesus von Nazareth sei. Doch nicht die Jünger sprechen diese Frage aus, sondern Jesus selbst: «Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?» (Matthäus) «Wer sagen die Leute, daß ich sei?»

(Markus und Lukas) Die Antworten lauten übereinstimmend: «Sie sagen, du seiest Johannes der Täufer, andere aber, du seiest Elias, wieder andere, in dir sei einer der alten Propheten auferstanden.» Matthäus nennt sogar den Namen eines der alten Propheten: Jeremias.

Jesus geht auf diese Antworten nicht ein, sondern fordert die Jünger zu eigener Stellungnahme heraus: «Und ihr, was sagt ihr, daß ich sei?» Dies ist die große Stunde im Leben des Petrus. Als Wortführer des Kreises gibt er die entscheidende Antwort: «Du bist *der* Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.» Daraufhin werden die Jünger von Jesus zum Schweigen verpflichtet. Sie dürfen nicht außerhalb ihres Kreises darüber sprechen, «daß er, Jesus, der Christus wäre».

Alles dies ist heute schwer nachzuvollziehen, um so mehr als Christen im allgemeinen der Auffassung sind, daß es wohl christlich sei, an ein Leben nach dem Tode zu glauben, aber nicht an Wiederverkörperung. Die oben skizzierte Fragestellung ist aber nur verständlich, wenn man sie mit dem Gedanken an Wiederverkörperung hört. Denn die Frage wird nicht von irgendeinem begrenzten Kreis von Menschen der Jesuszeit gestellt, sondern hat ihren Ursprung in der alttestamentlichen Prophetie. Das Alte Testament schließt mit dem Buch des Maleachi, der einen wesentlichen Teil der Zukunftserwartung Israels in dem Vers ausspricht: «Siehe ich will euch senden den Propheten Elias, ehe denn da komme der große und gewaltige Tag des Herren.»

Das aber heißt mit anderen Worten: Im Volk Israel wird sich eines Tages der Messias verkörpern, der noch nie in einem Leib gelebt hat, der aber aller Welt das Heil bringen wird. Bevor dieser aber zu wirken beginnt, wird sich der Prophet Elias *wiederverkörpern*: als Vorläufer, als Wegbereiter des Messias. Für einen schriftgläubigen Juden war daher der wiederverkörperte Elias das untrügliche Zeichen, daß die Ankunft des Messias unmittelbar bevorsteht. Darum war die Frage so wesentlich: Ist Jesus der Elias oder nicht? Im Jüngerkreis war durch die Ant-

wort des Petrus Klarheit erreicht. Sie wußten nun, daß ihr «Herr und Meister» kein Vorläufer, sondern der Erfüller der Messiaserwartung ist.

Nach dieser Einsicht folgt das Erlebnis der drei Jünger auf dem Tabor-Berg. Und erneut erhebt sich nun die Frage nach Elias, denn sie haben auf dem Berge nicht nur in ihrem Meister den Messias, sondern auch die beiden Großen ihres Volkes, Moses und Elias, erlebt, die vor Jahrhunderten gestorben waren. Die Jünger aber können den Zusammenhang nicht begreifen: «Da sie vom Berge herabgingen . . . fragten sie ihn: Sagen doch die Schriftgelehrten, daß Elias zuvor wiederkommen muß.» Wenn Jesus der erwartete Christus ist, dann hätte doch nach den Schriftgelehrten zuvor Elias verkörpert gewesen sein und als Wegbereiter gewirkt haben müssen. Nun aber haben sie ihn im Totenreich erlebt und nicht im Leib auf der Erde. Sie sind von Zweifel erfüllt.

Die Antwort, die Jesus ihnen nach Matthäus gibt, ist besonders aufschlußreich: «Elias muß ja zuerst wiederkommen und alles vorbereiten. Doch ich sage euch: *Elias ist schon wiedergekommen*, aber sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben in ihrer Willkür an ihm gehandelt. Ebenso wird auch der Sohn des Menschen unter ihnen leiden müssen. – *Da verstanden die Jünger*, daß er von Johannes dem Täufer zu ihnen geredet hatte» (Matth. 17,12f).

Schon einmal hatte Jesus mit seinen Schülern über den Täufer gesprochen, da dieser noch im Gefängnis des Herodes saß, und unmißverständlich gesagt, daß sich in Johannes dem Täufer der Prophet Elias wiederverkörpert habe. Die Mitteilung geschah damals in einer besonders behutsamen und die Hörenden freilassenden Form: «Und wenn ihr es wollt annehmen, *er ist* Elias, der zukünftig kommen sollte. Wer Ohren hat zu hören, der höre!» (Matth. 11, 14f)

Kurz darauf wird der Täufer enthauptet. Seine Aufgabe als Vorläufer und Wegbereiter war erfüllt. Nun war er wieder im Totenreich, und dort erlebten ihn die drei Jünger in der «Gestalt

des Elias». Jetzt wissen sie zu unterscheiden: den Menschen-Sohn, den Messias, ihren Meister, von dessen Wegbereiter, dem wiederverkörperten Elias in Johannes dem Täufer. Daß die Christen diesen geistigen Tatbestand der Wiederverkörperung, obwohl er so eindeutig von dem Evangelium bezeugt wird, aus ihrem Bewußtsein verloren haben, hat seinen Grund in der Einseitigkeit, die das Christentum im Laufe seiner Entwicklung genommen hat.

Zu den wenigen Stellen im Neuen Testament, welche direkt vom Leben nach dem Tode handeln, gehören auch die Worte Jesu Christi, die er – wie Lukas berichtet – am Kreuz zu einem der beiden Schächer gesprochen hat: «Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein» (Luk. 23, 43). Inmitten bitterer physischer Wirklichkeit redet Jesus Christus zu dem Mitverurteilten, einem Mörder, vom Leben im Jenseits: dem Paradies. Er, der später nach christlicher Auffassung als Totenrichter an die Stelle von Osiris und Minos treten soll, verurteilt im letzten Augenblick seines Lebens diesen nicht, sondern verheißt ihm auf Grund seiner Selbstbesinnung und Reue ein Fortleben in der geistigen Welt. Denn zuvor hatte dieser bekannt: «Wir empfangen mit Recht die Folge unserer Taten. Dieser jedoch vollbrachte nichts Ungutes.» So wird selbst für einen Mörder der Weg frei zur Bewältigung seines vergangenen Schicksals in der jenseitigen Welt. Auch er darf hoffen, die Kraft zum Ausgleich seines Schicksals zu empfangen.

Gegenüber den vorchristlichen, «heidnischen» Vorstellungen vom Leben im Jenseits hat sich damit ein entscheidender Bewußtseinswandel vollzogen. Der Mensch darf sich fortan gestellt sehen zwischen Schicksalsereignisse als Folge seiner eigenen Vergangenheit und auf eine im rechten Sinne verstandene, helfende Gnade in der Zukunft. Neben Glaube und Liebe ist dies das dritte wesentliche Prinzip seelischen Verhaltens eines Christen: die Hoffnung.

Wenn auch in den Evangelien verhältnismäßig wenig die Rede vom Leben des einzelnen Menschen nach dem Tode ist, so wird

um so mehr auf das Gericht am Ende der Zeit und die damit verbundene «Scheidung der Geister» hingewiesen. Das Schicksal des einzelnen wird dem gemeinsamen Schicksal von Erde und Menschheit unterstellt. Die sogenannten kleinen Apokalypsen, Belehrungen des Jüngerkreises, die, wie die Synoptiker berichten, in der Passionswoche vor der Gefangennahme und Kreuzigung Jesu stattgefunden haben, enthalten im wesentlichen übereinstimmend die gleiche Zukunftsschau Jesu Christi, wie sie ausführlich in der Offenbarung des Johannes, der großen Apokalypse, aufgezeichnet ist. Sie gipfelt in dem Satz: «Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen» (Matth. 24, 35). Hinzugefügt wird ein Appell an die geistige Wachsamkeit der Menschen, damit sie vom Untergang nicht hilflos überrascht werden: «Darum seid wach!»

Auf die Frage der Jünger, an welchen «Zeichen» sie das nahende Ende von Erde und Mensch erkennen können, erhalten sie ausführlich Antwort: «Ein Krieg wird auf den anderen folgen, ein Volk sich gegen das andere, ein Reich gegen das andere erheben. Seuchen werden ausbrechen, Hungersnöte und Teuerungen eintreten, Erdbeben werden den Boden erzittern lassen.» Kriege, Revolutionen, Epidemien, Erdbeben – das alles sind Ereignisse, die sich in einem langen weltgeschichtlichen Prozeß vollziehen und nicht innerhalb einer einzigen Generation, sozusagen von heute auf morgen. Dies wird deutlich durch den Zusatz: «Alles dieses ist nur der Anfang der notwendigen Erschütterungen.»

Christus weist weiter darauf hin, daß sich Krisenzustände verschärfen, Märtyrer für die gute Sache ihr Leben lassen und Haß und Verrat das soziale Leben vergiften werden. Lüge wird zur Zeitkrankheit, falsche Propheten werden sich erheben und allüberall wird Intrige so wirksam, daß die Liebefähigkeit der Menschen weitgehend erkalten wird. Die Ankündigung dieser katastrophalen Erd- und Menschheitszustände wird durch den Satz ergänzt: «Wo aber ein Aas liegt, da sammeln sich die Adler.» Dies von Wüstenlandschaften her gewohnte Bild soll

den Blick von den Kräften des Niedergangs und der Verwesung zu denen des Aufgangs in die Höhe lenken: unten das Aas, oben die Adler.

Wenn dann gleichzeitig auch im Kosmos die Zerstörungsmächte wirksam werden, Sonne und Mond ihren Schein, das heißt die Intensität ihrer Leuchtkraft verlieren, dann ist das Ende dieser Welt und der Anbruch einer neuen Welt da. Jetzt sollen die Menschen aufwachen, ihre «Häupter erheben», denn nun naht sich mit der «Parusia», der Wiederkunft Christi, die Hilfe, die stärker ist als aller Niedergang und alle Zerstörung. Jetzt gilt es endgültig, das unsterbliche, das ewige Leben zu ergreifen, um in einer neuen Welt, die unvergänglich ist, Bürgerrecht zu erlangen. Auch wenn es nicht ausdrücklich gesagt wird, von nun an bezieht sich das Geschehen nicht mehr nur auf die Erde und die Menschheit als Ganzes, sondern zugleich auf *jede einzelne Menschenseele*. Die Scheidung der Geister hat begonnen: Das große «Weltgericht» ist da. Das Amt des Totenrichters, das einst in Ägypten Osiris, in der kretischen und frühgriechischen Kultur Minos innehatte, wird nun nach Golgatha von dem selbst durch den Tod gegangenen und auferstandenen Christus ausgeübt. Christus der Menschensohn scheidet als Weltenrichter die Guten von den Bösen, «gleich wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet» (Matth. 25, 32). Das Wandgemälde des Michelangelo in der Capella Sixtina zu Rom macht diese Grundvorstellung des Urchristentums in einmaliger Weise sichtbar.

Durch zwei Gleichnisse, die Matthäus seiner apokalyptischen Zukunftsschau hinzufügt, wird dem Unter- und Aufgang der Erde das Schicksal der Einzelseele unmißverständlich eingegliedert: durch das Gleichnis ‹*Von den klugen und törichten Jungfrauen*› und das Gleichnis ‹*Von den anvertrauten Pfunden*›. Die Quintessenz beider Erzählungen ist diese: Es hängt allein von dem Verhalten des einzelnen ab, auf welcher Seite er am Ende der Zeit stehen wird. Wer es wie die törichten Jungfrauen vernachlässigt hat, sich zur rechten Zeit «Öl für seine Lampe» zu

besorgen, dem bleibt die Tür zur neuen Welt verschlossen. Zu ihm dringt dort die unerbittliche Stimme des Totenrichters: «Ich kenne euch nicht.»

Das gleiche Schicksal wird dem zuteil, der nicht mit den ihm «anvertrauten Pfunden» gewuchert hat. Entscheidend ist nach diesem Gleichnis nicht, was ein Mensch an Begabungen und Fähigkeiten, an physischem und psychischem Erbgut für sein Erdenleben mitbekommen, sondern allein, was er daraus gemacht hat. *Letztlich ist es allein sein Verhalten, das sein Leben im Diesseits wie im Jenseits bestimmt.*

Vielen Christen mag diese Aussage ketzerisch erscheinen. Für sie ist es nicht der Mensch, sondern Gott allein, der über das Schicksal der Lebenden wie der Toten entscheidet. Er ist der Richter, der Mensch der Angeklagte. Wir können dem nicht widersprechen. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Denn durch das Ereignis von Golgatha hat sich eine entscheidende Wendung im Erleben des Totenreiches vollzogen, wie man dem Johannes-Evangelium entnehmen kann. Darin steht der Satz: «Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, auf daß er die Welt richte, sondern auf daß die Welt durch ihn errettet werde» (Joh. 3, 17). Das Gericht, von dem die Synoptiker sprechen, tritt in jedem Falle ein, aber nach Johannes ist es kein äußerer, sondern ein innermenschlicher Akt. Dieser beginnt nicht erst *nach* dem Tode, sondern bereits hier im Erdenleben. Auf die «Gerichtsentscheidung» hat nach Johannes der Mensch einen wesentlichen Einfluß durch sein eigenes Verhalten, nämlich durch die Kraft seines Glaubens: «Wer an ihn» – den Sohn – «glaubt, wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, ist schon gerichtet, weil er nicht geglaubt hat an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes» (Joh. 3, 18).

Glaube aber nennt Johannes jene Kraft, durch die das «niedere» Ich, das menschliche «Ich bin», in das «höhere» Ich, das göttliche «Ich bin» verwandelt wird. Nur wenn in dem irdischen Ich das wahre, das göttliche Ich in Erscheinung tritt, nur wenn er sich mit dem Namen des eingeborenen Gottes – dem Christus –

verbunden hat, oder, wie Johannes sagt: «Nur wenn jemand von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes schauen» (Joh. 3, 3). Das niedere Ich ist für das Reich Gottes blind, das höhere Ich aber sehend.

Zusammengefaßt: Nach dem Evangelium des Johannes richtet sich der Mensch durch sein eigenes Verhalten. Beharrt er in dem egoistischen Ich, das er von der Natur als eigenes Wesensglied empfängt, so verurteilt er selbst seine Seele zur Sterblichkeit. Wenn er leiblich stirbt, hat sein niederes Ich keine geistige Tragekraft und versinkt in Ohnmacht. Ergreift der Mensch aber «im Glauben» das höhere Ich, das Christus-Ich, so gewinnt er Anteil an der Unsterblichkeit und erwacht zugleich zu seinem «wahren Selbst». Er lebt fortan im «Himmel», als Geist unter Geistern.

Die Höllenfahrt Christi

Das christliche Glaubensbekenntnis (Apostolikum) enthält neben den Aussagen über Tod und Auferstehung Jesu Christi auch einen Satz über die «Höllenfahrt». Es heißt: «Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren (abgestiegen) zur Hölle, am dritten Tage auferstanden von den Toten.» Zwischen Grablegung und Auferstehung, also zeitlich zwischen Karfreitag und Ostern, liegt die «Höllenfahrt» Christi. Das Wort «Hölle» ist allerdings mißverständlich. Gemeint war in urchristlichen Zeiten eindeutig nicht die «Hölle», sondern der *Hades*, denn es handelt sich nicht um den «Ort der Qualen», sondern um das Totenreich als solches.

Der Name Apostolikum rührt von einer alten Legende her, nach der jeder der zwölf Apostel nach Pfingsten einen der Sätze gesprochen haben soll und sich das Ganze des Glaubensbekenntnisses auf diese Weise in zwölf Sätzen zur Einheit zusammengefügt habe. Trotzdem begann schon früh der Streit um Inhalt, Formulierung und Anwendung des Glaubensbekenntnisses. Insbesondere im Protestantismus, zunehmend seit der Aufklärung wurden erhebliche Bedenken gegen die objektive Gültigkeit des Apostolikums erhoben.

So geriet auch die Aussage über die «Höllenfahrt» immer mehr in die Diskussion. Die Gegner konnten darauf hinweisen, daß dafür in den Evangelien selbst keine Begründung zu finden sei. Und das mit Recht. Um so mehr aber entspricht sein Inhalt der urchristlichen Grundgesinnung. Für die Urchristen ging das, was auf Golgatha geschehen war, nicht nur alle lebenden Menschen an, sondern in gleichem Maß auch die Verstorbenen.

In den Urchristen lebte die Prophezeiung des Jesajas und ihre Erfüllung durch die Inkarnation Jesu Christi. Nicht zufällig zitiert daher Lukas in dem Hymnus des greisen Zacharias diese Jesajas-Vision: «Auf daß er erscheine denen, die da sitzen in der Finsternis und in dem Schatten des Todes» (Luk. 1, 79).

Denn wie die Griechen das Totenreich mit dem Schattenreich identifizieren, blickten auch die Juden in den letzten Jahrhunderten vor Christus zunehmend mit Furcht auf das Leben nach dem Tode. Auch sie fühlten sich von der Gefahr des Seelen-Todes nach dem Leibes-Tode bedroht. Je stärker – so erlebten sie es – das Erdenleben den Menschen ergreift, um so geringer ist seine Kraft im Totenreich. Und so hofften sie: Wenn der Messias kommt, so wird sein Dasein gleichermaßen für Lebende wie Verstorbene als Kraftquelle wirken, wie ein «Sonnenaufgang aus der Höhe.»

Von den Verfechtern der im Glaubensbekenntnis erwähnten Hadesfahrt Christi wird immer wieder auf das 3. Kapitel im 1. Petrus-Brief hingewiesen. Dort finden sich die Verse: «Sintemal auch Christus einmal für unsere Sünden gelitten hat, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß er uns zu Gott führte, und ist getötet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist.

In demselben [= dem Geist] ist er auch hingegangen und hat *gepredigt [verkündet!] den Geistern, die Gefangene [= im Gefängnis] waren.*»

Vieles ist für, vieles gegen die Interpretation dieser Verse geltend gemacht worden, daß mit der «Verkündigung an die Geister im Gefängnis» die Hadesfahrt Christi gemeint sei. Eine offizielle theologische Entscheidung zugunsten eines Ja oder Nein, eines Wahr oder Unwahr gibt es nicht. Tatsache bleibt aber, daß die Auffassung von der Höllenfahrt Christi seit über einem Jahrtausend zum christlichen Überzeugungsgut gehört und auch in volkstümliche Spiele etc. eingegangen ist. So ist zum Beispiel ein Osterspiel aus dem mecklenburgischen Dorf Redentin auf der Insel Poel bei Wismar erhalten geblieben, in dem die

Hadesfahrt Christi dramatisch gestaltet worden ist. Auch hier dringt der Auferstehende in der Osternacht in das Totenreich ein und befreit durch die von ihm ausgehende Kraft die verstorbenen Seelen der Vorzeit aus ihrem durch geistige Schwäche und Dunkelheit geschaffenen «Gefängnis».

Um was es sich eigentlich bei der «Höllenfahrt» Christi handelt, kann am besten der Satz verdeutlichen, der im ‹*Credo*› der Christengemeinschaft an Stelle des «niedergefahren zur Hölle» steht: «Im Tode wurde er der Beistand der verstorbenen Seelen, die ihr göttliches Sein verloren hatten.» Das heißt: Die Kraft, die von dem Auferstandenen ausgeht, ist stärker als alle Mächte der Bewußtseinsverdunkelung, denn sie ist «stärker als der Tod». Darum wird er im Augenblick seines Todes zum Helfer (Beistand) derjenigen Verstorbenen, die als Folge des Erdenlebens sich im Totenreich wie «Schatten», das heißt als vom göttlichen Sein Getrennte erleben. Zugrunde liegt die Auffassung, daß der nachtodliche Zustand für die Menschheit, für jede einzelne Seele, durch Versiegen der Götterhilfe bei Lebzeiten eine Krise heraufbeschworen hat. Die Germanen nannten diesen Vorgang die Götterdämmerung, die Griechen und Römer sprachen von dem verlorenen «Goldenen Zeitalter», die Juden von der Gottentfremdung. Demgegenüber sahen die Urchristen durch das, was auf Golgatha geschehen war, die große Wendung gegeben: Der Auferstandene hilft nicht nur den Lebenden, sondern auch den Verstorbenen aus Nacht und Dämmerung zum göttlichen Licht, aus der Gottesferne zur Gottesnähe zurückzugelangen. Das ist der urchristliche Glaube, der mit der Hadesfahrt Christi verbunden war.

Paulus

Ohne Zweifel war Paulus im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der wirksamste Verbreiter des Christentums und zugleich der bedeutsamste Vertreter und Verkünder der christlichen Unsterblichkeitslehre. Der erste seiner Briefe an die urchristliche Gemeinde zu Korinth enthält den bekannten Hymnus auf die Auferstehung der Toten (1. Kor. 15). Mit eindeutigen Worten bekennt sich Paulus zu Jesus Christus als der kosmischen Macht, die fähig ist, Verwesliches in Unverwesliches, Sterbliches in Unsterbliches zu *verwandeln*. Hoffnungsvoll blickt er daher auf die Erfüllung des Wortes: «Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?» (1. Kor. 15, 54–55)

Für Paulus ist das Jenseits, sind Himmel und Hölle Gegebenheiten, die ebensowenig bezweifelt werden können wie physische Tatsachen. Von den Toten, insbesondere von den Märtyrern, die ihres Glaubens an den Auferstandenen wegen getötet worden waren, fühlte er sich umgeben und umhüllt. Sie begleiten ihn auf seinen Wegen, ihnen weiß er sich verbunden. Eine solch enge Beziehung zur übersinnlichen Welt ist nicht weiter verwunderlich, verdankte er doch den ursprünglichen Impuls zu seiner einmaligen Wirksamkeit eben einem solchen übersinnlichen Erlebnis, das ihn mit elementarer Gewalt ergriffen hatte.

Die Schilderung der Bekehrung von Paulus, wie sie Lukas in der Apostelgeschichte an drei Stellen gibt, ist in ihrer Realistik einmalig.[15] Im 9. Kapitel heißt es: «Ein Licht umleuchtete ihn . . . und er fiel auf die Erde.» Dieses Licht war nicht «von

dieser Welt», sondern kam «vom Himmel» – das heißt es war nicht diesseitiges Sonnenlicht, sondern übersinnlichen Ursprungs. Die Gewalt dieser Erscheinung war so stark, daß Paulus den Boden unter den Füßen verlor. In allen drei Textstellen wird dann von einer Stimme aus dem Jenseits berichtet, die zu Saulus sprach: «Saul, Saul, was verfolgst du mich?»

Mit der Gesetzmäßigkeit übersinnlicher Erfahrung folgt also auch hier auf das Licht-Erlebnis (Imagination) das Ton-Erlebnis (Inspiration). Die Intensität solchen übersinnlichen Erlebens wird durch die Wirkung charakterisiert, die sich unmittelbar danach einstellte. Zwar erhielt er bald sein irdisches, sprich: «normales» Bewußtsein wieder zurück, doch war ihm das natürliche Augenlicht vorübergehend genommen: «Als er seine Augen auftat, sah er niemand. Sie nahmen ihn bei der Hand und führten ihn gen Damaskus; und er war drei Tage nicht sehend . . .» Paulus war also nicht nur für Augenblicke entrückt, sondern hatte durch die Gewalt des übersinnlichen Lichts für drei Tage sein sinnliches Wahrnehmungsvermögen verloren. Dieser Vorgang ist zwar außergewöhnlich, doch auf der Ebene, auf der er sich abspielte, keineswegs einmalig. Die Geschichte von Stigmatisierten enthält durchaus analoge Begebenheiten. Auch der Satz, mit dem der Bericht schließt: «und aß nicht und trank nicht», bestätigt nur die Stärke des Schocks, den Saulus erfahren hatte.

Völlig unzureichend wäre es, hier von einem «Wunder» zu reden. Nichts geschah, was nicht menschlicher Erkenntnis zugänglich wäre. Nur muß derjenige, der solche Erkenntnis erstrebt, gewillt und fähig sein, die Ebenen zu unterscheiden, auf denen sich sinnliche und übersinnliche Vorgänge zutragen. Das Erlebnis des Saulus-Paulus ist in diesem Sinne ein als klassisch zu bezeichnendes übersinnliches Erlebnis, durch das der radikale Verfolger Christi zu einem ebenso radikalen Bekenner Christi wurde.

Paulus zog sich nach dem Ereignis auf der Straße von Damaskus zunächst in die Wüste zurück, offenkundig, um das den

ganzen Menschen erschütternde Erlebnis zu verarbeiten. Später führte er dann als Missionar bis zu seinem Tode ein ständiges Wanderleben. Seine Theologie ist uns in Briefen überliefert, die er zumeist anlaßgebunden an die in der Regel von ihm selbst zuvor gegründeten Gemeinden schrieb und die auch seine Gedanken über das Totenreich enthalten.[16]

Wie wir bereits an der Erzählung *‹Vom reichen Mann und armen Lazarus›* gesehen haben, ist auch in christlicher Sicht das nachtodliche Leben eine Folge des Erdenlebens.

Für Paulus spielt dabei die «Christwerdung» *auf Erden* eine entscheidende Rolle. Denn Christus finden heißt für ihn: teilhaftig werden an der Substanz des unvergänglichen Lebens. So schreibt er an die Galater, Nachkömmlinge von eingewanderten Kelten in Klein-Asien: «Irret euch nicht! Gott läßt sich nicht verspotten. Denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten» (Brief an die Galater 6, 7). Ein überaus klares Bild: Die Saat im Sinnenbereich des Erdenlebens wird im Totenbereich geerntet. «Wer auf seine Leiblichkeit sät, wird aus seiner Leiblichkeit das Verderben ernten; wer aber auf den Geist sät, wird aus seinem Geiste heraus das ewige Leben – die Unsterblichkeit – ernten» (Ebenda 6, 8). Darum schließt er seine Überlegungen, besser wohl Einsichten genannt, mit dem Appell an die Galater, Gutes zu tun, solange ihnen das Erdenleben dies noch erlaubt. *Die Weichen für das Leben nach dem Tode werden auf Erden gestellt:* Nach dem Tode ist es zu spät, die Unsterblichkeit zu erringen.

Es ist bedauerlich, daß mit dieser urchristlichen Lebenskunde im Laufe der Geschichte der Kirche viel Mißbrauch getrieben wurde. Die Einsicht in den Kausalzusammenhang von Ursache im Erdenleben und Auswirkung in der nachtodlichen Existenz veranlaßte moralisierende Kanzelredner, ihre Hörer durch die Androhung höllischer Strafen einzuschüchtern. Sie vergaßen, daß Drohungen zwar Angst und Furcht wecken, aber nie die Substanz des Guten zu fördern vermögen, vielmehr der Kirche wie der Moralität des Abendlandes nichts als schaden.

Wer nun nicht nur einzelne Stellen aus den Paulus-Briefen zu interpretieren versucht, um seine Auffassung vom Totenreich zu erfahren, sondern versucht, den «ganzen Paulus» zu verstehen, wird immer wieder auf den Kardinalpunkt seiner Bekehrung verwiesen, auf das Selbsterlebnis der Verwandlung des Saulus in den Paulus. Das Ereignis auf der Straße vor Damaskus ist nicht abgeschlossen, sondern begleitet ihn bis zu seinem Tode vor den Toren von Rom. Nur von daher läßt sich seine Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele erklären und verstehen, nur von daher seine Lehre vom alten Adam, dem im Laufe der Menschheitsgeschichte «natürlich» gewordenen Menschen und dem neuen Adam, dem in Christus neugeborenen Menschen. Denn der neue Mensch (neuer Adam) wird durch Verwandlung des alten Menschen (alter Adam) geboren. Sucht man nach einem Namen für dieses fortschreitende Geschehen, so wird man auf das zentrale Wort des Gottesdienstes, der Messe verwiesen: die Transsubstantiation oder *Wandlung*. Der neue Mensch wirkt wie ein von oben, vom Geiste, vom «Himmel» herabgesenktes Kleid, das das irdische Gewand (den Leib) umhüllt und durchdringt: «Denn dieweil wir in der engen Behausung leben, sehnen wir und fühlen uns beschwert; möchten wir doch nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, auf daß das Sterbliche vom Leben der Unsterblichkeit ergriffen werde» (2. Kor. 5, 4).

Der Apokalyptiker Johannes

Aus gleichem Geiste wie Paulus, aber in völlig anderer Sprache gibt die Offenbarung des Johannes Einblicke ins Jenseits, in Himmel und Hölle. Während Paulus sich einer religiösen *Begriffssprache* für die Vermittlung seiner geistigen Erfahrungen und Auffassungen bedient, spricht der Apokalyptiker *in Bildern* und überläßt es dem Leser, inwieweit er bereit ist, diese verstehend nachzuvollziehen.

Johannes empfing die Visionen der Offenbarung in der absoluten Ruhe seiner Gefangenschaft auf der Insel Patmos.[17] Geistesbild auf Geistesbild zog an seinem Seherblick vorüber. Sie prägten sich seiner Seele mit einer solchen Stärke ein, daß er sie bald danach zur Niederschrift bringen konnte. Dabei ist es unwichtig, ob er selbst die Feder führte oder, wie eine Tradition besagt, seine Gesichte seinem Schüler Patroklos diktierte.

Wer dieses Buch liest, hat sich streng an das im Schlußkapitel ausgesprochene Gesetz zu halten:

«Ich bezeuge allen, die da hören die Worte dieses prophetischen Buches: Wenn jemand etwas hinzufügt, so wird Gott ihm die Plagen hinzufügen, von denen in diesem Buche geschrieben ist. Und wenn jemand etwas fortnimmt von den Worten dieses prophetischen Buches, dem wird Gott seinen Teil vom Holze des Lebens nehmen und von der Heiligen Stadt – von denen in diesem Buche geschrieben steht» (Offenb. 22, 18–19).

Mit anderen Worten: Die Offenbarung des Johannes ist kein Diskussionsobjekt. Auch darf sie nicht als Begründung für subjektive Sonderbestrebungen in Anspruch genommen werden. Man muß die Apokalypse als Ganzes akzeptieren, so wie sie ist,

nichts hinzufügen, nichts streichen.

Auch für Johannes ist das Jenseits, sind Himmel und Hölle existentielle Gegebenheiten, die keinen Zweifel zulassen. Wir sahen schon, daß Johannes das Grundgesetz aussprach, das *alle* Totenkunde beherrscht: «Denn ihre Werke (Taten) folgen ihnen nach» (Offenb. 14, 13). Doch darf nicht übersehen werden, daß für Paulus wie für Johannes noch ein weiteres entscheidendes Moment hinzukommt. Der Apokalyptiker sagt es so: «Selig sind die Verstorbenen (Toten), die in dem Herrn sterben – von nun an» (Offenb. 14, 13). Ebenso bekennt Paulus: «Darum ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, und siehe, es ist alles neu geworden» (2. Kor. 5, 17). Es ist dies der zentrale christologische Aspekt des Todes, auf den wir noch später zurückkommen müssen.

Der Apokalyptiker aber schaut unaufhörlich die geheimnisvolle Verknüpfung der Taten der Lebenden mit denen der Toten. So sieht er nach Eröffnung des fünften Siegels «unter dem Altare», den er wie in der Mitte des Weltalls schaut, «die Seelen derer, die erwürgt waren um des Wortes Gottes willen und um des Märtyrer-Schicksals willen, das sie erlitten hatten». Klagend rufen diese Seelen nach Schicksalsausgleich. Sie empfangen als Seelen, jede für sich, ein weißes Gewand und «es wird ihnen gesagt, daß sie noch eine Zeitlang in Ruhe warten sollen . . .» (Offenb. 6, 9–11).

Von aller sonstigen Sinngebung abgesehen, wird hier unmißverständlich gesagt, daß die Seelen nach dem Tode wohl in Gruppen leben können, aber jede für sich ein individuelles Bewußtsein haben und dementsprechend ein eigenes nachtodliches Schicksal. Von einem «Ganz-Tod», wie Karl Barth, Paul Althaus und andere protestantische Theologen es für die Zwischenzeit zwischen dem Tode der Persönlichkeit und der zukünftigen allgemeinen «Auferstehung der Toten» formuliert haben, ist weder in den Evangelien noch bei Paulus und Johannes die Rede.

Weiter unterscheidet die Offenbarung deutlich das Sterben

des einzelnen von dem Untergang der Welt, von Erde und Menschheit am Ende der Zeit. Wohl ist das Schicksal der individuellen Persönlichkeit bei Johannes stets eingebettet in größere Zusammenhänge, doch treten fortgesetzt Situationen ein, die zur Scheidung nach böse und gut, sterblich und unsterblich für die Gesamtheit *und* für den einzelnen führen. So im Brief an die Gemeinde in Smyrna: «Siehe, der Teufel wird etliche von euch ins Gefängnis werfen, auf daß ihr versucht werdet, und werdet Trübsal erleiden zehn Tage lang. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben» (Offenb. 2, 10). In ähnlicher Weise wird im siebten Sendschreiben die Gemeinde zu Laodicaea angesprochen: «Ich durchschaue deine Taten, die weder kalt noch warm sind. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, weder kalt noch warm, werde ich dich aus meinem Munde ausspeien» (Offenb. 3, 15–16). Eine radikale Drohung, die gleicherweise dem zukünftigen Schicksal der Gemeinde wie dem des einzelnen Gemeindegliedes gilt.

Wie schon beim apostolischen Glaubensbekenntnis, so ist auch mit dem im deutschen Text der Apokalypse benutzten Wort «Hölle» nicht ein «Teufelsort» gemeint, sondern der Hades, das Totenreich. So heißt es bereits im ersten Kapitel, daß Johannes unter dem Eindruck der Christus-Vision «wie ein Toter» zu Boden gefallen ist, der Auferstandene ihm aber die rechte Hand auflegt und ihn tröstet mit den Worten: «Fürchte dich nicht! Ich bin (ἐγώ εἰμι) der Erste und der Letzte (eschatos) und der Lebende. Ich war selbst tot, und siehe, lebend bin ich von Ewigkeit zu Ewigkeit und halte die *Schlüssel zum Tode und der Hölle* – dem Hades» (Offenb. 1, 17f). So fremd heute dem Gegenwartsbewußtsein solche Aussagen sind, so selbstverständlich waren sie den Urchristen. Christus ging selbst durch den Tod. Er unternahm das Wagnis, dem sich keiner der «heidnischen» Götter je unterzogen hat: als Gott in einem Menschenleib sich der bitteren Realität des Todes zu stellen, und er siegte im Kampf mit dem Tode über den Tod. Den Schlüssel zum Totenreich aber kann nur ein Gott in der Hand halten, so die

christliche Vorstellung, der stärker ist als der Tod. So sieht nach der Eröffnung des vierten Siegels Johannes einen Reiter auf einem «fahlen Pferd. Und der darauf saß, dessen Name war der Tod und der Hades folgte ihm nach» (Offenb. 6, 7f). Wieder ist deutlich, daß es sich um das allgemeine Totenreich handelt, in dem die noch von Christus unberührten Seelen leben.

Die dramatischen Ereignisse, die sich vor dem schauenden Auge des Apokalyptikers abspielen, gipfeln in dem Untergang der gewordenen Welt, das heißt in dem, was als «Natur» bezeichnet werden muß, und dem Aufgang eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Auch der Tod als Weltmacht und die Hölle – der Hades – als Totenreich sind in diesen gigantischen Prozeß einbezogen.

«Und ich sah die Toten, beide, die großen und die kleinen, vor dem Throne Gottes stehen. Bücher wurden aufgeschlagen. Ein besonderes Buch wurde geöffnet: das Buch des Lebens. Und die Toten wurden gerichtet nach dem, was in den Büchern aufgezeichnet war, nach ihren Werken.

Und das Meer gab die Toten, die in ihm weilten, und der Tod und das Totenreich gaben die in ihnen Wohnenden. Ein jeder wurde nach seinen Taten verurteilt gemäß den Aufzeichnungen in den Büchern.

Und der Tod und der Hades wurden in den Feuersumpf geworfen. Das ist der andere Tod: der Feuersumpf.

Und so jemand nicht aufgezeichnet gefunden wurde im Buche des Lebens, so wurde auch er in den Feuersumpf geworfen» (Offenb. 20, 12–15).

Ein paradoxes Bild: Feuersumpf, oder wie es in den alten Übersetzungen lautet: «feuriger Pfuhl». Und doch gibt es den Zustand exakt wieder, in den Seelen geraten, die sich durch ihr eigenes Verhalten vom Fortschritt der Menschheit und der Zukunft der Welt ausschließen. Ihre Wirksamkeit ist nicht im «Buche des Lebens» aufzufinden, sie haben nicht für den anderen und die Umgebung gelebt, sondern nur ihrem Egoismus und damit sich selbst zur Stagnation (lat. «stagnum» = «Sumpf») verurteilt. Im Feuer des eigenen Egoismus gehen sie versumpft zugrunde. So sieht der Apokalyptiker Johannes die Zukunft für einen Teil der Menschheit.

Dante und Meister Eckehart

Italiens größter Dichter: Dante Alighieri (1265–1321) und Deutschlands bedeutendster Mystiker: Meister Eckehart (ca. 1260–1327) lebten gleichzeitig. Ihre Werke gehören zu den großen Taten der Christenheit. Beide suchten das «Reich Gottes» der Evangelien, das Jenseits, mit Worten zu beschreiben – doch läßt sich wohl kaum ein größerer Gegensatz denken, als der zwischen Dantes ‹*Göttlicher Komödie*› und Meister Eckeharts ‹*Predigten*›.

Bei Eckehart schwindet die sichtbare Welt. Man muß die Augen schließen, um ihm folgen zu können, und man versteht, warum der Begriff «Mystik» von dem griechischen Verb für «Augen schließen» = μύειν abgeleitet ist. Denn dort, wohin der große Prediger in Köln seine Hörer führen wollte, zum Erleben des göttlichen Funkens im Inneren des Menschen, dort hört jede Sinnenwelt auf. Im Unsinnlichen erfährt der mystische Gottsucher die Begegnung mit dem Lichte des reinen Geistes Gottes.

Wer sich hingegen die Mühe macht, die hundert Gesänge der ‹*Divina Commedia*› durchzulesen, vor dessen Blick öffnen sich von Schritt zu Schritt Welten, die in großartigen Bildern gemalt sind. Während Meister Eckehart die Fülle der Erscheinungen an einem Punkt zusammenzieht, breitet Dante sie in alle Himmelsrichtungen aus. Doch zu Beginn seines durch Hölle, Fegefeuer und Himmel führenden Werkes geht auch Dante durch einen existentiellen Nullpunkt: durch das Erlebnis der absoluten Ohnmacht. Es ist gleichsam sein geistiger Ausweis, durch den er zu erkennen gibt, daß ihm die echten Wege zum Geiste vertraut sind.

Dante weiß und bekundet es, daß für den Menschen Himmel und Hölle in der Regel als objektive Geisteswelten unzugänglich sind. Jene Welten, in denen die Seelen nach dem Tode leben, sind dem Menschen im allgemeinen verschlossen, und nur sehr wenigen ist es vergönnt, die Riegel zu durchbrechen und ins Jenseits schauen zu dürfen. Daß Dante sich selbst zu diesen Ausnahmen rechnen darf, daß er nicht nur aus subjektiver Phantasie, als bloßer Dichter, sondern aus eigener übersinnlicher Erfahrung seine Wahrnehmungen niedergeschrieben hat, das schildert er im ersten Gesang.

In einem dunklen Wald, wildverwachsen und unheimlich, kommt er vom rechten Wege ab: Plötzlich ist er einsam und allein. Selbst die Erinnerung weckt noch immer Furcht und Grauen. Wie er dort hingekommen ist, weiß er selber nicht zu sagen. Am Fuße eines Hügels scheint der Weg zu enden. Doch er wagt, den Pfad durch eine dunkle Talschlucht fortzusetzen. In diesem Augenblick verstellt ihm ein gefleckter Panther den Weg. Von panischer Angst ergriffen, denkt Dante an Umkehr. Doch tröstlich dämmert die erste Morgenstunde. Da ergreift ihn erneuter Schrecken: erst ein grimmiger Löwe, dann eine gierige Wölfin stellen sich ihm zähnefletschend entgegen. Nur mit äußerster Kraftanstrengung überwindet Dante die ihn überwältigende Furcht. Er steigt weiter seinen Pfad empor, dem Berggipfel entgegen.

Die üblichen Kommentare pflegen in den drei Tieren Sinnbilder für menschliche Schwächen, für die Wollust, Hochmut und Habgier zu sehen. Eine solche Deutung aber bleibt oberflächlich, trifft nicht die eigentliche Realität. In Wahrheit handelt es sich hier nämlich um ein echtes *Schwellenerlebnis*. Jedem, der den Pfad der Einweihung betritt, begegnet an der Schwelle zur geistigen Welt die eigene Unzulänglichkeit in der Gestalt symbolischer Tiere. Das Tier im Menschen hat sich übersinnlich verselbständigt, versperrt ihm so lange den Weg zur höheren Welt, bis es überwunden ist. Als solches wird es, der menschlichen Seelenkonfiguration von Denken, Fühlen und Wollen ent-

sprechend, stets als dreigliedriges, Furcht erregendes Wesen erlebt. Man nennt es den ersten «Hüter der Schwelle». Von ihm sagt Rudolf Steiner: «Ein allerdings schreckliches, gespenstisches Wesen steht vor dem Schüler. Dieser hat alle Geistesgegenwart und alles Vertrauen in die Sicherheit seines Erkenntnisweges notwendig . . .»[18]

Es ist nicht unwichtig zu wissen, daß Dante als Schüler seines Lehrers Brunetto Latini mit den Gesetzen der Erlangung höherer Erkenntnis vertraut war und diese zu befolgen suchte. Dennoch würde man fehl gehen, wenn man den Inhalt der folgenden 99 Gesänge als nur durch Dantes Schau gewonnene reine Offenbarung nehmen würde. ‹*Die göttliche Komödie*› ist in erster Linie ein Kunstwerk, geschaffen von einem begnadeten Künstler, der zugleich über ein ungewöhnliches theologisches und historisches Wissen verfügte und als Politiker aktiven Anteil an den Kämpfen seiner Zeit und seiner Vaterstadt Florenz genommen hatte. Darüber hinaus war Dante dem Glauben seiner Kirche und ihren Lehren tief ergeben. Das Weltbild, das seinem Werk zugrunde liegt, hat er nicht selbst geschaffen. Es ist das Weltbild der römischen Kirche. Aber Dante hat es nicht einfach übernommen, sondern auf Grund eigener Erfahrung mit spiritueller Einfühlungsfähigkeit genial durchdrungen.

Drei Reiche sind es, die zu schauen Dante vergönnt sind: das Inferno (die Hölle), das Purgatorium (das Fegefeuer) und das Paradies (der Himmel). Sie sind streng gegliedert in je 33 Gesänge. Wie Aeneas von der Cumäischen Sibylle durch die Unterwelt geführt wird, wird auch Dante geleitet. Er beschreibt, wie ihm, als er sich im Wald verirrt hatte, ein Bote Gottes helfend entgegenkommt: Es ist der Geist Vergils. Er übernimmt zunächst die Führung, doch als «Heide» nur durch das Inferno und den Läuterungsberg (bis zum Ende des 27. Gesangs), zum Paradies bis in die höchsten Höhen des Himmels geleiten Dante zwei Frauengestalten, Matelda und Beatrice. Alle drei Begleiter sind zugleich Symbole für Fähigkeiten, die Dante auf seinem Weg entwickeln muß: Vergil, der Kenner aller Abgrundtiefen im

Menschen, Matelda, die Philosophie und Weisheit repräsentiert, und schließlich Beatrice als der reine, religiöse Glaube, verbunden mit Gottesgelehrtheit.

Im 20. Gesang des Paradieses nimmt Dante erstaunt wahr, daß die ursprünglich heidnische Seele des Kaisers Trajan sich im Himmel der Christen befindet. Der Leser erfährt in Andeutung, daß dies auf die Fürbitte Gregors des Großen geschehen ist, der bewirkt hat, daß die Seele des Trajan sich in einem christlichen Zusammenhang *wiederverkörpern* durfte und so in den Gnadenstand eines Christen gelangte:

> «So kehrt' auf kurze Zeit ins Fleisch zurück
> Die ruhmgekrönte Seele, die ich meine,
> Und glaubt' an den, der Hilf ihr geben konnte.
> Und glaubend brannte sie in solchem Feuer
> Wahrhaft'ger Liebe, daß beim zweiten Tode
> Sie zugelassen ward zu diesen (= himmlischen) Spielen»
> (Paradies xx, 112–117).[19]

Doch dieses Trajan-Schicksal bleibt für Dante eine Ausnahme. In der Regel ist heidnischen Sündern der Weg in den Himmel auf ewig versperrt.

Als das Verbrechen aller Verbrechen sieht Dante den Verrat an, schlimmer als Diebstahl und Mord. Für Dante gibt es im Totenreich kein Verzeihen. Auf ewig sind die schweren Sünder dem Höllenfürsten ausgeliefert.

Nachdem Dante unter Vergils Führung durch vielfache Abstufungen einen Höllenkreis nach dem anderen durchquert hat, gelangen sie bis ans Ende des Höllentrichters, der sich im Mittelpunkt der Erde befindet. Hier herrschen als Höllenfürsten Luzifer und Satan in *einer* Gestalt. Unerträglich ist Dante der Anblick. Worte reichen nicht aus, ihn zu schildern.

> «Ich starb nicht, und doch blieb ich nicht lebendig.
> So denke denn, bist du (= der Leser) des Denkens fähig,

Wie, Tod und Leben missend, mir zumute war!» (Inferno XXXIV, 22–24)

Gleich dem Dreigetier, das Dante den Eingang zum Totenreich verwehren wollte, erscheint der Höllenfürst hier mit drei Gesichtern, die miteinander verwachsen sind: das mittlere rot, zu den Seiten hin das eine weißgelblich und das andere schwarz. Mächtige fledermausartige Flügel, die einen gewaltigen Sturm erzeugen, umrahmen das Ungeheuer. Aus den Augen trieft blutiger Geifer.

«In jedem Maul zerquetscht er einen Sünder
Mit seinen Zähnen, ähnlich wie Flachs man bricht,
So daß er drei in solcher Weise quälte.» (Ebenda XXXIV, 58–60)

Die drei Sünder sind die drei weltgeschichtlichen Verräter: Judas, Brutus, Cassius. Am schwersten hat Judas zu leiden. Unaufhörlich reißt ihm Satan mit den Zähnen die Haut vom Rücken.

«Judas Ischarioth ist jene Seele,
Die schwerste Qual erfährt . . .» (Ebenda XXXIV, 61–62)

So grandios diese schaurige Vision des Höllenfürsten mit dem Verräter Christi im Maule auch ist, erhebt sich doch die Frage nach der Wahrheit. Ist der Gedanke nachvollziehbar, daß die Schuld eines Judas, der durch drei Jahre Jünger Christi war und der aus Schwäche und im Irrtum befangen seinen Meister verriet, nur durch die Qualen eines in alle Ewigkeit Verdammten gesühnt werden kann? Oder stehen wir hier an dem Abgrund, der den heutigen Menschen – sei er Christ oder Nichtchrist – gerade hier vom mittelalterlichen Christentum trennt? Ist es denkbar, daß die «Botschaft der Liebe» sich in ewige Rache verwandelt, wenn schwere Schuld im Totenreich zu sühnen ist?

Dem Eingang zur Hölle gegenüber erhebt sich am Rande des «Westmeeres» der Berg der Läuterung. Seine höchste Spitze aber trägt das irdische Paradies, bis zu dem Vergil Dante führt. Die Reiche des himmlischen Paradieses liegen nicht mehr auf Erden, sondern vom Mond aufwärts auf den Sternen, dem Planetenhimmel des Mittelalters und aller Astrologie. Sie bilden die Brücke zum Empyreum, dem Kristallhimmel, der alles Dasein umschließt. Hier wird der göttliche Urgrund, der allen Wesen Sein und Substanz verleiht, als letztes Ziel aller Geistsuche von Dante erlebt. Unter der Führung Beatrices, seiner einstigen Geliebten, wird er von Stufe zu Stufe in immer reinere Lichtbezirke geleitet, bis endlich sein Sehen und Hoffen Erfüllung findet. Wie die Infernofahrt zur Schau des dreieinigen Höllenfürsten führte, so erfährt Dante jetzt in höchsten Höhen der Himmelswelten die Begnadung durch die Vision der göttlichen Dreifaltigkeit:

«Ganz hingerissen schaute so mein Geist . . .» (Paradies XXX, 97)

Er sieht, was Sterblichen nicht zu schauen vergönnt ist: Gott-Selbst.

«Ich sah in dieses hohen Lichtes tiefer
Und heller Wesenheit drei Kreise schimmern,
An Farbe dreifach, doch nur eines Umfangs.
Der zweite schien ein Spiegelbild des ersten,
Wie eine Iris von der andren Feuer,
Gleich ausgestrahlt von beiden, schien der dritte . . .» (Ebenda XXX, 115–120)

Wieder betont Dante, daß Worte der Erdensprache nicht ausreichen, das, was er im Geist geschaut, anderen zu vermitteln:

«O ew'ges Licht, das du in dir ruhest,
Allein dich selbst erkennst und dich, erkannt

Sowie erkennend, liebest und dir lächelst!» (Ebenda xxx, 124–126)

Der in sich ruhende Vater erkennt sich selbst und erzeugt in erkennender Liebe den Sohn. Aus dem Lichtfeuer gemeinsamer erkennender Liebe geht der Geist hervor. Der Mensch ist zum Spiegel dieser göttlichen Dreifaltigkeit veranlagt und berufen. So etwa dürfen wir vielleicht Dantes Schau deuten.

Vergleicht man Odysseus' Gang durch den Hades mit Dantes Wanderung durch alle Totenreiche, so wird deutlich, daß beide, Homer und Dante, durchdrungen sind von der Wahrheit des Gesetzes: *alle Erdentaten haben ihre Folgen im Totenreich.* Während aber für Homer fast alle Menschen – nur Seher wie Tiresias bilden die Ausnahme – zu einem Schattendasein verurteilt sind, sieht Dante einen Weg für die verstorbenen Seelen, durch Läuterung ins «Paradies» zu gelangen. Doch diese Möglichkeit bietet sich nach Dante nur den Seelen, die auf Erden Christus-Gläubige wurden oder, soweit sie vor Christus lebten, durch die Hadesfahrt Christi Hilfe erhielten. Allen anderen Seelen – Trajan bildet eine Ausnahme – bleibt auch bei Dante der Himmel für immer verschlossen.

Was Dante in eindrucksvollen Bildern über das Jenseits auszusagen gelingt, wird dagegen – wie bereits angedeutet – von Meister Eckehart auf eine andere Weise, nämlich als Mystiker erfahren. Das Wesen der Mystik beruht auf einer Innenerfahrung, welche die innere Wiedergeburt des Menschen genannt wird. Darum beruft sich auch alle christliche Mystik auf das Johannes-Evangelium, das im dritten Kapitel von der Neugeburt des Menschen handelt. Wer nur über Sinneswahrnehmung und intellektuelles Denken verfügt, ist unfähig für die reine Erfahrung des Übersinnlichen. «Denn wer (nur) von der Erde ist, der ist (selbstverständlich nur) von der Erde und redet von (aus der Sicht) der Erde her. Wer aus dem Himmel (dem Übersinnlichen) kommt, ist allen überlegen. Er spricht aus, was er geschaut und was er gehört hat (im Übersinnlichen)» (Joh. 3, 6f, 13). Das ist die Grundthese aller Mystik.

Die großen Mystiker des Mittelalters lebten aus dieser Erfahrung heraus und teilten ihrer Umwelt mit, was sie im Innern erlebten, wenn sie sich auf den Weg der Neugeburt begeben hatten. So wie in Delphi dem Tempel-Schüler das fordernde Wort: «Erkenne dich selbst» zugerufen wurde, wenn er den Einweihungsweg gehen wollte, so wurden auch die «Mystik»-Schüler eines Meister Eckeharts ermahnt, durch Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung zum wahren Selbst, dem Gottes-Selbst, zu gelangen.

Für Meister Eckehart ist Christentum nur soweit wahr und echt, als in dem einzelnen Christen der «Funke Gottes» zum Leuchten gebracht wird. Es ist ein innerer «Stirb»- und «Werde»-Prozeß, durch den der «höhere», der göttliche Mensch im «niederen», dem sündenverhafteten, zur Geburt gelangt. «Es ist daher zu wissen, daß das Eines ist nach den Dingen, Gott erkennen und von Gott erkannt zu sein. In dem erkennen wir Gott und sehen, daß er uns macht sehend und erkennend. Und wie die Luft, die erleuchtet, nichts anderes ist, als was sie erleuchtet; denn davon leuchtet sie, daß sie erleuchtet ist: also erkennen wir, daß wir erkannt sind und daß er uns sich machet erkennend.»[10]

Der Weg von dem Menschen, der sich mit seiner Seele ausschließlich der Sinneswelt verbunden weiß, zu dem, in dem der göttliche Funke leuchtet und herrscht, führt durch die «Entwerdung». Es ist dies ein Pfad, der durch das *Sterben* alles Kreatürlichen im Menschen zur schließlichen Erleuchtung führt. In diesem Sinne sucht alle Mystik das Christus-Wort wahrzumachen: «Siehe *das Himmelreich* ist *inwendig in euch*» (Luk. 17, 21).

Die in den Zeugnissen abgedruckte Predigt Meister Eckeharts, gehalten am Magdalenen-Tag, dem 23. Juli, entstammt dieser Grundhaltung. Besser als in jeder Interpretation spricht sich in ihr das Wesenhafte der mittelalterlichen Mystik aus. Es ist das Urmotiv des unauflöslichen Zusammenhangs von Liebe und Tod, das Meister Eckehart als das göttliche Geheimnis der wah-

ren Menschwerdung verkündet. Das Wissen um diese todüberwindende Liebeskraft durchdrang gleicherweise den Opferwillen der Märtyrer, die Herzen der Mystiker, wie die Gedanken der Theologen. Petrus und Paulus, Augustin und Scotus Erigena, Franziskus, Meister Eckehart, Tauler und Thomas von Aquin – sie alle haben aus dieser Quelle geschöpft.

Der Mönch des Mittelalters

Der Verfasser eines der wirksamsten Werke des Christentums, Thomas a Kempis (1380–1471), war Mönch. Das Buch trägt den Titel: ‹*De imitatione Christi*› (‹*Von der Nachfolge Christi*›). Nächst der Bibel ist kein anderes christliches Werk so oft neu aufgelegt und in der Welt verbreitet worden wie dieses Buch, das zumeist ein «Erbauungsbuch» genannt wird. Wenn man diese Charakterisierung wörtlich nimmt, trifft es die Absicht des Verfassers: Er sucht einen Weg zu zeigen, der zur Er-Bauung eines neuen inneren Menschen führt. Insofern ist es zu den bedeutsamen Schriften der christlichen Mystik zu rechnen.

Thomas a Kempis wurde als Thomas Hemerken (oder Hämmerlein) in Kempen unweit von Krefeld geboren. Nach seinem Schulunterricht durch die «Brüder des gemeinsamen Lebens» trat er 1399 in das Augustiner-Kloster auf dem Agnetenberg bei Zwolle in Holland ein, dessen Prior er wurde und wo er als solcher im hohen Alter von 91 Jahren starb. Daß über seine Urheberschaft an der ‹*Nachfolge Christi*› ein erheblicher Theologen- und Philologenstreit entstand, braucht uns nicht zu irritieren, denn das Buch ist unabhängig von seinem authentischen Verfasser ein Dokument, in dem sich Wesen und Streben des europäischen Mönchstums am Ende seiner großen Epoche darstellen.

Sucht man den reinen Geist des christlichen Mittelalters und seiner Jenseitskunde zu erfassen, tut man gut, vorübergehend alles zu vergessen, was man in der Schulausbildung über den Jahrhunderte währenden Streit zwischen Kirche und Staat ge-

lernt hat. Wie von selbst tritt dann als Symbol-Gestalt des Mittelalters der Mönch hervor: der Mönch in der Klostergemeinschaft, der Mönch in seiner Klause, der Mönch als einsamer Eremit und als Pilger. Beim Rückblick wird ein ungewöhnlicher Reichtum an kulturschöpferischer Mannigfaltigkeit offenbar. In seinem Buch ‹*Vom Geheimnis der Mönche*› ist es dem Schweizer Walter Nigg gelungen, einen solchen Rückblick über die Ordensbildungen und ihre Leistungen höchst eindringlich zu vermitteln. Von dem mythischen Heiligen Antonius und seinen inneren Kämpfen als Wüsteneremit, über Basilius und Augustinus führt er den Leser zum Monte Cassino, von dem Benedikt und seine Mönche ausgingen, um im europäischen Raum die Klöster des Mittelalters zu gründen.

Es ist nicht übertrieben zu sagen: Europas Kultur wäre eine wesentlich andere, wenn es nicht die Mönchsorden gegeben hätte. Nächst den Benediktinern haben Kartäuser, Zisterzienser, Franziskaner, Kapuziner, Dominikaner das geistige Antlitz der abendländischen Kultur weithin mitgestaltet. Unendliche Opferkraft ist in das Werden vor allem der europäischen Völker durch die Mönche eingeflossen – vielfach begleitet von dem stillen Wirken selbstloser Nonnen, das sich gelegentlich zu visionären Erlebnissen und spirituellen Taten steigerte, wie in Hildegard von Bingen (1098–1179), Mechthild von Magdeburg (1212–1280) und Theresia von Avila (1515–1582). Auch von Tragik blieben die Orden nicht verschont. Man denke nur an die grausamen Folterungen und Verbrennungen der beiden Dominikaner: Savonarola †1498) und Giordano Bruno (†1600).

Worauf aber beruhte die Kraft der Mönche und Nonnen? Die Antwort lautet: auf der geistdurchdrungenen Weltschau des mittelalterlichen Christentums und auf der asketischen Lebensführung. So selbstverständlich diese Antwort vielleicht zunächst klingen mag – so wenig besagt sie, wenn man nicht den untrennbaren Zusammenhang von Weltbild und Lebensführung erfaßt. Was darunter konkret zu verstehen ist, soll der im folgenden

zitierte Abschnitt aus der ‹*Nachfolge Christi*› mit dem Titel ‹*Vom mönchischen Leben*› zeigen.

«Willst du Frieden und Eintracht mit anderen halten, so mußt du dich selbst in vielem brechen lernen.

Nichts Kleines ist es in klösterlicher Gemeinschaft leben und sonder Klage darin wandeln und bis zum Tode getreu ausharren. Glücklich, wer darin gut gelebt und selig vollendet hat!

Willst du nach deiner Pflicht darin feststehen und vorwärtsschreiten: *halte dich für einen fremden Pilgersmann auf dieser Erde!*

Ein Tor mußt du werden um Christi willen: willst du ein Klosterleben führen!

Kutte und geschorener Kopf fördert nicht sonderlich: aber Sittenänderung und den Leidenschaften völlig absterben, das macht den Mönch.

Wer etwas anderes sucht als rein Gott und seiner Seele Heil, wird nichts als Trübsal und Schmerz finden.

Es kann auch nicht lange im Frieden feststehen, wer nicht der Letzte und aller Untertan zu sein erstrebt. Zum Dienen bist du gekommen: nicht zum Herrschen. Zum Leiden und Arbeiten wisse dich berufen, nicht zum Müßiggang und Plaudern.

Hier also werden die Menschen erprobt: wie Gold im Feuerofen. Hier kann nur feststehen, wer aus ganzem Herzen sich für Gott demütigen will.»[11]

Ähnlich wie ein Schüler Buddhas soll sich ein Mönch nicht auf dieser Erde zu Hause fühlen. Er soll in dieser Welt dem Reiche dienen, das nach den Worten Jesu Christi (Joh. 18, 36) *nicht* von dieser Welt ist. Um das zu können, muß er dieser Welt des Sichtbaren absterben, um jener des Übersinnlichen sich zu verbinden. Dies ist der Kardinalpunkt, von dem aus allein das Christentum des Mittelalters verstanden werden kann: *Nur durch das Erlebnis des inneren Todes kann der Himmel erfahren werden.* So wie der Tod als Lebensende die Pforte zu Himmel und Hölle wird, erfährt der auf einsamen Pfade strebende Mönch Tod und Hölle in sich, ehe ihm der Himmel sich öffnet.

Um dieses Ziel zu erreichen, mußte der mönchische Mensch das dreifache Gelübde von der Armut, der Keuschheit und dem Gehorsam zu Beginn seines Weges leisten und das ganze Leben hindurch verwirklichen. Nur so war das Ziel religiös-sittlicher Vollkommenheit anstrebbar.

Diese Ordensregeln stimmen durchaus mit den Ergebnissen der modernen Psychologie überein. Auch die Psychologie kennt die Dreiteilung der Grundtriebe: den Besitztrieb, Geschlechtstrieb und Geltungstrieb. Die Stifter der christlichen Orden – und nicht weniger die der östlichen Mönchsbewegungen im Brahmanismus, Buddhismus und Lamaismus – wußten, daß alle positiven Übungen der Devotion, des Gebetes, der Kontemplation und Meditation zunichte werden, wenn der Übende nicht Herr seiner Triebwelt ist. So sahen sie keinen anderen Ausweg als die radikale Abriegelung des «niederen» gegen den «höheren» Menschen. Dieses Ziel sollte durch die Befolgung der drei Gelübde erreicht werden: Dem Besitztrieb wurde durch das Leben in persönlicher Armut, dem Geschlechtstrieb durch Ehelosigkeit und ein Leben in Keuschheit und dem Geltungstrieb durch Gehorsam, durch die Ein- und Unterordnung unter den Willen der Oberen und durch die Innehaltung aller Ordensregeln begegnet.

Man sieht, daß die inneren Ordnungen des Mönchstums alles andere als welt- und menschenfremd waren. Sie entstammten einer nüchternen Einsicht in die Grundtriebe des Menschen und ihrer Gefährlichkeit. Mit anderen Worten: Es ging den geistigen Führern des Mittelalters darum, *«den Himmel auf die Erde zu tragen»*. Dazu bedurfte es der geläuterten Priester und Mönche. Man sah keinen anderen Weg, um zum Ziel zu gelangen, als konsequent Askese zu pflegen, als nur durch den Tod des natürlichen Menschen, des «alten Adam», und durch das Leben des «neuen Adam». Es ging also bei allen mittelalterlichen Anstrengungen darum, den Himmel, wie er damals gesehen wurde, auf Erden durch Menschen wirksam werden zu lassen. Dabei galt – und gilt auch heute

noch – das Grundgesetz: Nur ein ungetrübter Spiegel kann reines Licht auch rein spiegeln. Wer Erleuchtung anstrebt, muß die Läuterung des Trüben wollen.

Der Geisterseher des Nordens

Das 18. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Aufklärung. Newton hatte den Weg eröffnet, den Voltaire frei und unbehindert weiterging. Da mußte das Auftreten eines ‹*Geistersehers des Nordens*›, von Emanuel Swedenborg, wie ein elementares Ereignis polarer Art wirken. Man bedenke: Voltaire (1694–1778) und Swedenborg (1688–1772) lebten fast gleichzeitig. Suchte der geistreiche Franzose mit seiner Verstandesschärfe, seiner Ironie und seinem Sarkasmus endgültig die Schattengeister des Mittelalters zu vertreiben und an die Stelle des Glaubens die Vernunft zu setzen, so schien es, als ob Swedenborg wieder alle Tore und Türen öffnete, durch welche die gerade vertriebenen Gespenster zurückfluten konnten. Daß sich Jung-Stilling, Öttinger und Lavater für Swedenborgs Geisterschau brennend interessierten ist verständlich, aber daß sich auch der große kritische Philosoph Immanuel Kant durch Swedenborgs Mitteilungen beunruhigt fühlte ist erstaunlich. Man fragt sich, ob diese Tatsache mehr für die Bedeutung Swedenborgs oder für die innere Unsicherheit Kants spricht.

In seinem Brief an Charlotte von Knobloch bezieht sich Kant auf einen Freund, der ihm ausführlich über den durch Swedenborg auf hellseherische Weise von Gotenburg aus wahrgenommenen Brand Stockholms berichtet hat.[22] Kant leitet die Wiedergabe dieses Berichts mit den Worten ein: «Die folgende Begebenheit aber scheint mir unter allen die größte Beweiskraft zu haben und benimmt wirklich allem erdenklichen Zweifel die Ausflucht.» Dann fährt er fort:

«Es war im Jahre 1756 [recte: 1759; Anm. d. Verf.], als Herr

von Swedenborg gegen Ende des Septembermonats am Sonnabend um 4 Uhr nachmittags aus England ankommend, zu Gothenburg ans Land stieg. Herr William Castel bat ihn zu sich und zugleich eine Gesellschaft von fünfzehn Personen. Des Abends um 6 Uhr war Herr von Swedenborg herausgegangen und kam entfärbt und bestürzt ins Gesellschaftszimmer zurück. Er sagte, es sei eben jetzt ein gefährlicher Brand in Stockholm am Südermalm (Gothenburg liegt von Stockholm über 50 Meilen weit ab) und das Feuer griffe sehr um sich. Er war unruhig und ging oft heraus. Er sagte, daß das Haus eines seiner Freunde, den er nannte, schon in der Asche läge und sein eigenes Haus in Gefahr sei. Um 8 Uhr, nachdem er wieder herausgegangen war, sagte er freudig: Gottlob, der Brand ist gelöscht, die dritte Tür vor meinem Hause! – Diese Nachricht brachte die ganze Stadt und besonders die Gesellschaft in starke Bewegung und man gab noch denselben Abend dem Gouverneur die Nachricht. Sonntags des Morgens ward Swedenborg zum Gouverneur gerufen. Dieser befrug ihn um die Sache. Swedenborg beschrieb den Brand genau, wie er angefangen, wie er aufgehört hätte und die Zeit seiner Dauer. Desselben Tages lief die Nachricht durch die ganze Stadt, wo es nun, weil der Gouverneur darauf geachtet hatte, eine noch stärkere Bewegung verursachte, da viele wegen ihrer Freunde oder wegen ihrer Güter in Besorgnis waren. Am Montage abends kam eine Estafette, die von der Kaufmannschaft in Stockholm während des Brandes abgeschickt war, in Gothenburg an. In den Briefen ward der Brand ganz auf die erzählte Art beschrieben. Dienstags morgens kam ein königlicher Kurier an den Gouverneur mit dem Bericht von dem Brande, vom Verluste, den er verursacht, und den Häusern, die er betroffen, an; nicht im mindesten von der Nachricht unterschieden, die Swedenborg zur selbigen Zeit gegeben hatte, denn der Brand war um 8 Uhr gelöscht worden.

Was kann man wider die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit anführen? Der Freund, der mir dieses schreibt, hat alles das nicht allein in Stockholm, sondern vor ungefähr zwei Monaten in

Gothenburg selbst untersucht, wo er die ansehnlichsten Häuser sehr wohl kennt und wo er sich von einer ganzen Stadt, in der seit der kurzen Zeit von 1756 [1759] doch die meisten Augenzeugen noch leben, hat vollständig lehren können. Er hat mir zugleich einigen Bericht von der Art gegeben, die nach der Aussage des Herrn von Swedenborg diese seine Gemeinschaft mit andern Geistern zugehe, imgleichen seine Ideen, die er vom Zustande abgeschiedener Seelen gibt. Dieses Porträt ist seltsam: aber es gebricht mir die Zeit, davon einige Beschreibung zu geben. Wie sehr wünsche ich, daß ich diesen sonderbaren Mann selbst hätte fragen können.»

In gleicher Weise wurde Kant durch die Schilderung einer anderen Begebenheit beeindruckt, von der er durch den gleichen Freund erfahren hatte.[23] Die Witwe des holländischen Gesandten in Stockholm mit Namen Marteville suchte nach dem Tode ihres Mannes verzweifelt nach einer Quittung für die Bezahlung eines noch zu Lebzeiten ihres Mannes angeschafften Silberservices. In ihrer Not wandte sie sich an Swedenborg, von dem man wußte, daß er Umgang mit Verstorbenen habe. Sie bat ihn, sich doch nach der unauffindbaren Quittung bei ihrem verstorbenen Gemahl zu erkundigen. Swedenborg übernahm ohne weiteres den profanen Auftrag. Schon drei Tage später gab er ihr «in seiner kaltblütigen Art Nachricht», daß die Quittung sich in einem bestimmten Schrank befinde. Kant fährt in dem Brief, in dem er dies alles berichtet, fort: «Die Dame erwiderte, daß dieser Schrank ganz ausgeräumt sei und daß man unter allen Papieren diese Quittung nicht gefunden hätte. Swedenborg sagte, ihr Gemahl hätte ihm beschrieben, daß, wenn man in der linken Seite eine Schublade herauszöge, ein Brett zum Vorschein käme, welches weggeschoben werden müßte, da sich dann eine verborgene Schublade finden würde, worin seine geheim gehaltene holländische Korrespondenz verwahrt wäre und auch die Quittung anzutreffen sei. Auf diese Anzeige begab sich die Dame in Begleitung der ganzen Gesellschaft in das obere Zimmer. Man eröffnete den Schrank, man verfuhr ganz nach der Beschreibung

und fand die Schublade, von der sie nichts gewußt hatte und die angezeigten Papier darinnen, zum größten Erstaunen aller, die gegenwärtig waren.»

Die Geschichte der Madame Marteville macht deutlich, daß Swedenborg nicht nur telepathische Kräfte hatte, wie sie beim Stockholmer Brand zutage traten, sondern in einer erstaunlich souveränen Weise auch Zugang zum Reich der Verstorbenen besaß, ohne dabei sich in vollen Trancezustand versetzen zu müssen.

Als weiterer «Beweis» für diese außergewöhnliche Fähigkeit wird in der Literatur über Swedenborg in der Regel – und so auch von Kant in seinem Brief an Charlotte von Knobloch – eine Begebenheit im schwedischen Königshaus zitiert. Auch in diesem Falle hat Swedenborg als Mittler zwischen Lebenden und Verstorbenen einen Auftrag von der Königin angenommen und ausgeführt. Als er seine Botschaft der Königin ausgerichtet hat, «sei sie außerordentlich überrascht gewesen und habe, nachdem sie sich einigermaßen wieder gesammelt, gesagt: ‹Dies hätte kein Sterblicher mir sagen können.›»[24]

Man versteht, daß seinerzeit Swedenborgs Mitteilungen über die übersinnliche Welt ungewöhnliches Aufsehen erregen mußten. Allein, daß Emanuel Swedenborg vor seiner «Berufung» zum «Geisterseher» Ingenieur und Wissenschaftler von internationalem Rang gewesen, daß seine naturwissenschaftlichen Werke in der ganzen damaligen Welt bekannt waren, mußte aufhorchen lassen. Er sprach neben seiner Muttersprache fließend Lateinisch, Englisch, Holländisch, Italienisch, Französisch und Deutsch. Hinzukam, daß er auch nach seiner «Berufung» ein gelassener, liebenswürdiger Mensch blieb, dem Fanatismus fremd war. Im Gegenteil: Wer ihm begegnet war, sprach von seinem Humor und seiner Altersgüte. Er verkörperte ein einmaliges Phänomen, war ein Mahnmal, das dem Zeitalter des Rationalismus und der Aufklärung zum Trotz gesetzt war.

Die Wendung im Leben des bis dahin der Welt zugewandten Gelehrten kam nicht von ungefähr. Etwa neun Jahre, von 1736

bis 1745, währte seine religiöse Krise. Vor allem waren es Visionen im Traum, die ihn immer mehr auf den Weg eines nach innen gewandten Lebens lenkten. Er mußte alle Abgründe seiner niederen Natur in solchen Traumgesichten durchleiden. Darüber berichtet er in seinem Tagebuch: «Über die häßlichen Gespenster, die ich sah, ohne Leben. Sie waren schrecklich. Obgleich gebunden, bewegten sie sich in ihren Fesseln. Sie waren von einem Tier begleitet, das mich angriff.»[25]

Allmählich aber wurden die übersinnlichen Eindrücke heller. Nach den Höllenqualen erfährt Swedenborg die Realität der göttlichen Welt: «. . . ich war im Himmel und hörte Worte, deren Leben und Herrlichkeiten und Wonnen keine menschliche Zunge aussprechen kann. Dabei war ich wach, in einer himmlischen Ekstase, die ebenfalls unbeschreiblich ist.» Und weiter: «In meinem Geist und Leib hatte ich die Empfindung einer so unbeschreiblichen Wonne, daß sich, wäre sie noch stärker geworden als sie schon war, mein Leib in reinster Seligkeit aufgelöst hätte. Dies fand statt in der Nacht zwischen Ostersonntag und Ostermontag und dauerte den ganzen Tag.»[26]

Es war das Osterfest 1744. Die Erlebnisse setzten sich auch in der Nacht zum Osterdienstag fort und führten zu der für Swedenborg entscheidenden Christus-Vision. Er selbst berichtet, daß er in kaum erträglichen Traumerlebnissen hin- und hergerissen wurde, zu Boden stürzte und dort wieder erwachend zu sich kam. Dann fährt Swedenborg fort: «Ich bemerkte, daß folgende Worte in meinen Mund gelegt wurden: ‹O du allmächtiger Jesus Christus, der Du in Deiner großen Barmherzigkeit geruhtest, zu einem solchen Sünder zu kommen, mache mich Deiner Gnade würdig!› Ich erhob meine Hände und betete, als eine Hand kam und meine Hände heftig drückte. Ich setzte dann mein Gebet fort und sprach: ‹O Du, der Du verheißen hast, in Gnade alle Sünder anzunehmen, Du kannst nicht anders als Dein Wort halten!› Da lag ich an seiner Brust und *schaute Ihn an von Angesicht zu Angesicht.* Es war ein Gesicht mit einem solchen Ausdruck der Heiligkeit, daß ich es nicht beschreiben kann. Es

lächelte, und ich glaube wirklich, daß Sein Gesicht so war während Seines Erdenlebens . . .»[27]

Ein Jahr verging. Wieder war es April. Swedenborg befand sich um diese Zeit des Jahres 1745 in London. Er bereitete den Druck des dritten Bandes seines naturwissenschaftlichen Werkes *‹Regnum Animale›* und des zweiten Teils der religiösen Schrift *‹Über die Weisheit und Liebe Gottes›* vor. Völlig unerwartet überfällt ihn erneut der visionäre Zustand: «Ich war zu London und speiste eben spät zu Mittag in meinem gewöhnlichen Speisequartier, in dem ich mir ein Zimmer reserviert hatte. Meine Gedanken waren mit den Gegenständen beschäftigt, die wir soeben besprochen hatten. Ich war hungrig und aß mit großem Appetit. Gegen Ende der Mahlzeit bemerkte ich, daß eine Art von Nebel sich über meine Augen verbreitete. Der Nebel wurde dichter und ich sah den Boden meines Zimmers mit den scheußlichsten kriechenden Tieren bedeckt, als da sind Schlangen, Kröten und dergleichen. Ich war darüber erstaunt, denn ich war ganz bei Sinnen und bei vollem Bewußtsein. Die Finsternis nahm nun immer mehr überhand, verschwand jedoch plötzlich, und ich sah jetzt in einer Ecke des Zimmers einen Mann sitzen, der mich, da ich ganz allein war, durch seine Worte in Schrecken versetzte. Er sagte nämlich: ‹Iß nicht so viel!› Alles verdunkelte sich dann wieder, aber plötzlich wurde es wieder hell und ich sah mich allein im Zimmer . . .

Ein so unerwarteter Schrecken veranlaßte mich zu schleuniger Heimkehr. Ich ließ meinen Hauswirt nichts merken, überdachte aber, was mir begegnet war, sehr genau und konnte es nicht als eine Wirkung des Zufalls oder irgendeiner physischen Ursache ansehen. Ich ging nach Hause, aber in der folgenden Nacht stellte sich mir derselbe Mann noch einmal vor. Der Mann sagte, er sei Gott der Herr, der Weltschöpfer und Erlöser, er habe mich erwählt, den Menschen den geistigen Sinn der Heiligen Schrift auszulegen, und werde mir selbst diktieren, was ich über diesen Gegenstand schreiben solle. *In der nämlichen Nacht wurden mir,* um mich zu überzeugen, *die Geisterwelt, die Hölle und der*

Himmel geöffnet, wo ich mehrere Personen meiner Bekanntschaft aus allen Ständen traf. Von diesem Tag an entsagte ich aller weltlichen Gelehrsamkeit und arbeitete nur noch in geistigen Dingen, gemäß dem, was der Herr mir zu schreiben befahl. Täglich öffnete mir der Herr in der Folge die Augen meines Geistes, so daß ich imstande war, bei völligem Wachen zu sehen, was in der anderen Welt vorging, und ganz wach mit Engeln und Geistern zu reden.»[28]

Von nun an – Ostern 1745 – bis zu seinem Lebensende am 29. März 1772, also siebenundzwanzig Jahre, lebte Swedenborg in stiller Zurückgezogenheit in seinem Stockholmer Heim. Nur wegen der Herausgabe seiner Werke mußte er sich gelegentlich zu Reisen entschließen. Obwohl er dem Leib nach noch in dieser Welt lebte, war seine Seele primär der Geisteswelt zugewandt. In der Einleitung zu seinem ersten Werk über biblische Inhalte, ‹*Himmlische Geheimnisse, die in der Heiligen Schrift oder dem Worte Gottes enthalten und nun enthüllt sind*› (1749), schreibt er:

«Vermöge der göttlichen Barmherzigkeit des Herrn ist mir vergönnt worden, schon einige Jahre lang fortwährend und ununterbrochen im Umgang mit Geistern und Engeln zu sein, sie reden zu hören und hinwiederum mit ihnen zu reden; daher staunenswerte Dinge in andern Leben zu hören und zu sehen mir gegeben worden sind, welche nie zu eines Menschen Kenntnis gelangt sind. Ich bin dort belehrt worden über die verschiedenen Arten der Geister, über den Zustand der Seelen nach dem Tode, über die Hölle oder den bejammernswerten Zustand der Gottlosen, über den Himmel oder den seligen Zustand der Gläubigen und hauptsächlich über die Glaubenslehre, die im gesamten Himmel anerkannt wird.»[29]

Im gleichen Geist geschrieben, erschien 1758, gleichfalls in London, Swedenborgs Hauptwerk: ‹*Himmel und Hölle*›. In ihm beschreibt Swedenborg die geistige Welt: den Himmel, dreifach gegliedert, und die Hölle, beide von ungezählten Menschen- und Engelscharen bevölkert. Je nach Neigung, Gewohnheit und Charakter, wie die Menschen bei Lebzeiten auf Erden in Erscheinung getreten waren, finden sie sich auch drüben zusammen. Das jenseitige Leben ist nach Swedenborg die unmittelbare Fortsetzung des diesseitigen, so daß die Seelen es schwer haben, sich überhaupt bewußt zu werden, daß sie gestorben sind. Jeder fühlt sich dorthin gezogen, wo er weiter seinen Neigungen leben kann, seien es gute oder schlechte. Nicht Lohn und Strafe im üblichen Sinne werden im nachtodlichen Dasein erfahren, sondern die gerechte Fortsetzung des auf Erden Begonnenen. Wohl liegt zwischen Himmel und Hölle eine «große Kluft», doch diese wird durch nichts anderes gebildet, als durch das Maß an selbstgefälliger Eigenliebe oder der selbstlosen Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Die Visionen Swedenborgs von Himmel und Hölle sind in ihrer Naivität und Erdnähe geradezu frappierend. Je nach Gemüts- und Bewußtseinslage des Lesers wird er ihnen zustimmend folgen oder sich ablehnend verschließen. Aus der Überfülle von Swedenborgs Gesichten haben wir drei Beispiele ausgewählt und in den Zeugnissen abgedruckt, die geeignet sind, in die Art seiner Totenkunde einzuführen. Sie zeigen, daß in allem, was Swedenborg über das Totenreich berichtet, seine subjektiven Urteile richtungweisend mitschwingen. Man ist versucht, wie später Kant, Swedenborgs ganzes Werk als «Träume eines Geistersehers» zu verstehen und es als objektive Totenkunde zu negieren. Dennoch würde man damit zweifelsohne Swedenborg Unrecht tun und den Wahrheitsgehalt, der in der Regel seine subjektiven Berichte von der Geisteswelt durchdringt, verkennen.

Swedenborgs Stärke war zugleich seine Schwäche. Er durchschaute selber nicht, auf welche Weise seine Gesichte zustande kamen und glaubte mit ungebrochener Kraft an ihren objektiven Wahrheitsgehalt. In Wirklichkeit sah er oft nur seine eigenen Gedanken in Bildern. Da seine Gedanken in der Regel kluge Gedanken waren, vermitteln ihre Bildgestaltungen auch Wahrheitsaussagen, so wenn er die Deutschen in ihrem Fleiß als

Buch-Gelehrte sah und die Hamburger infolge ihrer natürlichen Beziehungen zu anderen Erdteilen nach dem Tode über die ganze Welt verteilt. Luther und Melanchthon erscheinen so, wie sie Swedenborg auf Grund seiner eigenen theologischen Ansichten einschätzte. Trotzdem ist damit nicht alles gesagt.

Nimmt man Swedenborgs Aussagen ernst, ist man versucht, auf eine Erkrankung gewisser innerer Organe zu schließen. So weist sein Berufungserlebnis im Londoner Speisekeller Ostern 1745, bei dem er den Boden des Restaurants mit Kriechtieren wie Schlangen und Kröten bedeckt sah, auf eine Darmerkrankung hin. Auch der Zuruf der ihm erscheinenden Gestalt – «Iß nicht zuviel» – könnte in dieser Richtung gedeutet werden. Zugleich aber öffnete ihm diese Erkrankung Einblicke in eine «andere Welt». Swedenborg zu verstehen, heißt, daß man seine besonderen Fähigkeiten anerkennt, sich aber zugleich nicht darüber täuschen läßt, daß er seine Visionen im wesentlichen «aus der eigenen Konstitution hervorgeholten Bildern» bezog, «die mit einigen Änderungen eigentlich dem irdischen Leben voll gleichen, wenn man diesen nur eine gewisse Schwere nimmt» (Rudolf Steiner)[30].

Wie wir bereits aus Kants Briefen erfahren haben, hat Swedenborg durch seine Anschauung vom Totenreich und seinem «Umgang mit Verstorbenen» viele seiner Zeitgenossen ungewöhnlich stark beeinflußt, so daß manche seiner Gedanken bis in die Gegenwart hinein wirksam blieben. So waren Goethe, Herder und Schelling von ihm beeindruckt, auch Thomas Carlyle und Ralph Waldo Emerson in der «neuen» Welt. Letzterer schreibt über Swedenborg:

«Ein Riesengeist, liegt Swedenborg vielumfassend, unverstanden auf seiner Zeit; das Auge braucht weiten Abstand, um ihn sehen zu können . . .

Alle seine Geister, mit denen er Zwiesprache pflog, sind Swedenborgianer. Seien sie, wer sie wollen – diese Farbe müssen sie zuletzt doch annehmen . . .

Der große Fehler an Swedenborgs Geist ist seine theologische

Rechthaberei . . . Swedenborgs Genius, der größte aller modernen Geister in diesem Bezirk des Denkens, verzehrte sich in dem Bemühen, etwas wieder zu beleben und zu erhalten, was bereits sein natürliches Ziel erreicht hatte . . .»[31]

Gotthold Ephraim Lessing

Die Aufklärer suchten an die Stelle der Tradition und historischen Autorität die Erfahrung und Vernunft des einzelnen zu setzen. Empirismus (Erfahrung) und Rationalismus (Vernunft) sollten die einzigen anerkannten Quellen der Erkenntnis sein. Daß solche Forderungen das Todesurteil für das mittelalterliche Weltbild der Kirche bedeuteten, liegt auf der Hand. Die Vorstellungen vom Jenseits, von Himmel und Hölle, waren ebenso in die Liquidation vergangener Anschauungen einbezogen wie die Dogmen der Scholastiker. Für traditionelles Geistesgut gab es keine Ausnahmen.

Um so erstaunlicher ist die geistige Haltung und Leistung des wichtigsten Vertreters der Aufklärung, von Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781). Auch er kämpfte für Geistesfreiheit, auch er forderte energisch religiöse Duldsamkeit. Aber er war nicht in erster Linie auf «Abbruch» eingestellt. Er wußte, daß Einreißen bedeutend leichter ist als Wiederaufbauen. Auch war er nicht so überheblich wie manche Freigeister, die meinten, daß mit ihnen die wahre Erkenntnis erst anhebe und alle Vergangenheit in finsteren Nebel gehüllt gewesen sei. Gerade weil Lessing überzeugt war, daß Erfahrung und Vernunft die allein gültigen Quellen neuzeitlicher Erkenntnisfindung sein sollten, suchte er den Sinn auch für die Erfahrung und Vernunft vergangener Geschlechter zu wecken. Sein in dem dramatischen Gedicht ‹*Nathan der Weise*› so überzeugend dargestelltes Toleranzprinzip entspringt dieser Grundhaltung. Wahre Vernunft spricht weder den Mitmenschen noch den Vorfahren ab, selbst durch Erfahrung und Vernunft Wahrheiten gefunden zu haben. Nur der

Unvernünftige hält sich selbst allein für den Vernünftigen. So ist es ein wichtiges Bestreben Lessings, sich auch für die Erkenntnisse früherer Jahrhunderte interessiert und sie erforscht zu haben.

Lessing ist nicht alt geworden. Er starb 1781 mit zweiundfünfzig Jahren. Um so interessanter ist es, daß er sich in den letzten zwölf Jahren seines Lebens in drei größeren Abhandlungen mit Fragen des Todes und des Lebens nach dem Tode auseinandergesetzt hat. Es sind: ‹*Wie die Alten den Tod gebildet*› (1769), ‹*Leibniz, von den ewigen Strafen*› (1773) und ‹*Die Erziehung des Menschengeschlechts*› (1780).

Lessing nennt seine Abhandlung ‹*Wie die Alten den Tod gebildet*›, obwohl in einem scharfen, polemischen Stil geschrieben, im Untertitel eine «Untersuchung». Er nimmt darin Anstoß an dem Skelett, an dem «Gerippe», als Symbol für den Tod. Er hält es für eine oberflächliche Deutung des Todes und vermutet, daß die alten Griechen und Römer ihre Todesauffassung niemals mit diesem im Grunde schaurigen Bild identifiziert haben. Da Lessing aber weiß, daß es auch schon in der Antike Skelett-Abbildungen gegeben hat, ist er überzeugt, daß sie damals etwas anderes bedeutet haben müssen als etwa in den Totentänzen des späten Mittelalters. Denn seiner Meinung nach hatten die Alten eine positivere Auffassung vom Tode, als daß sie im Skelett ein für sie gültiges Symbol hätten sehen können.

Bewußt setzt Lessing daher auf das Titelblatt seiner Schrift eine antike Sarg-Plastik (siehe Frontispiz). Sie zeigt einen «geflügelten Jüngling, der in einer tiefsinnigen Stellung den linken Fuß über den rechten geschlagen, neben einem Leichnam stehet, mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Brust des Leichnams gestützet ist, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterling hält . . .» Lessing fügt mit Nachdruck hinzu: «Und ich sage, diese Figur ist der Tod.»[32]

Lessings Begründung ist so kenntnisreich wie einleuchtend. Für die Alten waren Schlaf und Tod Geschwister. Beide werden

mit der typischen Schlafstellung der Beine abgebildet: die Füße überkreuzt. Lessing fügt hinzu: «Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloschene, umgestürzte Fakkel? . . . Und der Kranz in seiner Linken? Es ist der Totenkranz. Alle Leichen wurden bei Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlassenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufen und Urne und Grabmal.

Endlich, der Schmetterling über diesem Kranze? Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und besonders der von dem Leibe geschiedenen Seele, vorstellet?»[33] Wobei Lessing übrigens die zwischen Kranz und Schmetterling deutlich sichtbare Raupe übergeht, die nach alter Symbolik das Stadium *vor* dem Tode, das Im-Leibe-Leben, versinnbildlicht, ehe es zur Verwandlung in das Schmetterlingsdasein des nachtodlichen Lebens kommt.

Nach den Begriffen der Antike verunreinigte jede Berührung eines Leichnams nicht nur den Menschen, sondern auch die Götter. Keiner der griechischen Götter war selbst durch den Tod gegangen. Das macht den Wesensunterschied zum christlichen Gott aus. Dieser starb selbst den leiblichen Tod. Von den Göttern der Griechen muß Lessing sagen: «Der Anblick eines Toten war schlechterdings keinem von ihnen vergönnt», und fährt fort: «Ich halte diesen Umstand, daß die Götter sich durch den Anblick eines Toten nicht verunreinigen durften, hier für sehr erheblich. Er ist ein zweiter Grund, warum es Amor [denn dieser war ein Gott; Anm. d. Verf.] nicht sein kann, der bei dem Leichname steht: und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher sich unmöglich durch Erblickung eines Toten verunreinigen konnte, *den Tod selbst.*»[34]

Für Lessing ist es nicht eine historische oder philosophische Angelegenheit, wenn er nach dem Todesbild der Alten fragt, sondern eine Erkenntnisfrage von eminenter Bedeutung. Ihm ging es um das Durchschauen dessen, was der Tod als Lebensereignis in Wahrheit ist. Darum war es ihm wesentlich, daß die Alten den Tod nicht als Gerippe, «als ein ekles Ungeheuer» sich gedacht haben, sondern eher als Wohltäter, der dem Schlaf verwandt ist. Durch ein Skelett kommt nur die negative Seite des Todes zur Abbildung. Lessing ist davon überzeugt, daß weder die sogenannten Heiden und noch viel weniger die Christen berechtigt sind, eine solche «schreckliche Wahrheit» in der Kunst zu vermitteln. Versichert doch auch das Christentum, so Lessing zum Schluß seiner Untersuchung, «daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes besseren Bildes zu setzen»[35].

Lessings zweite Abhandlung ‹*Leibniz, von den ewigen Strafen*› beschäftigt sich mit der Frage, ob Höllenstrafen zeitlich begrenzt sind oder als in alle Ewigkeit fortwirkend gedacht werden müssen. Von Interesse ist auch hier die geistige Haltung Lessings. Er zweifelt keinen Augenblick an der Existenz des nachtodlichen Lebens. Sein Erkenntnisbedürfnis zielt auf Verstehen. Dabei führt er einen Zweifrontenkampf: gegen die kirchliche Orthodoxie und gegen den oberflächlichen Rationalismus. Gleich Leibniz geht es ihm um Verständnis dessen, was im Neuen Testament die «ewige Verdammnis» genannt wird.

Wie überall läßt Lessing auch hierbei nur *Erfahrung* und *Vernunft* als einzige Quellen gelten. Aber von so vielen, die die gleiche Forderung erheben, unterscheidet sich Lessing, indem er von der Erfahrung Tiefe und von der Vernunft Spiritualität, das heißt nicht Oberflächenintelligenz, sondern Geisterfülltheit verlangt und selber beide zu handhaben vermag. Er ist von der menschlichen Fähigkeit überzeugt, auch übersinnliche Inhalte denkend erfassen zu können. Damit tritt er in einen Gegensatz zur orthodoxen Haltung der Kirche, deren Grundthese von den Theologen unablässig wiederholt wurde und wird: Gott, Jenseits, nachtodliches Leben können nicht denkend erkannt werden, sind keine Sache des Wissens, sondern allein des *Glaubens.*

Es gehörte schon erheblicher Mut dazu, sich zwischen den Fronten der Aufklärung und der orthodoxen Theologen eine eigene Position aufzubauen. Lessing hatte diesen Mut und setzte ihn in die Tat um. So entstand nach anderen Streitschriften vor allem gegen Theologen – so gegen den Hamburger Hauptpastor Goeze – ein Jahr vor seinem Tode die Abhandlung *‹Die Erziehung des Menschengeschlechts›*.

Schon 1777 hatte Lessing unter dem gleichnamigen Titel in seinen *‹Beiträgen zur Geschichte und Literatur›* ein Präludium gegeben. Darin war es ihm primär um eine Zusammenschau der widersprüchlichen Berichte von der Auferstehung Jesu Christi gegangen. Mit der nun anschließenden Veröffentlichung, die in hundert Paragraphen gegliedert ist, verabschiedet sich Lessing gleichsam von seiner damaligen Existenz – so dürfen wir es in seinem Geiste bezeichnen. Denn die Schrift *‹Die Erziehung des Menschengeschlechts›* ist ein einziges, wohldurchdachtes Bekenntnis zu dem Gedanken, daß der Mensch nicht nur einmal auf Erden lebt, sondern von Leben zu Leben seinen Weg über die Erde nimmt und so langsam zu einer gewissen Vollkommenheit heranreift. Es ist das klassische Dokument für die Reinkarnationslehre, geschaffen aus neuzeitlichem Bewußtsein, das nur eigene Erfahrung und Vernunft als Grundlage für die Erfassung von Welt, Erde und Mensch anerkennt.

Für Lessing ist Geschichte nicht eine Folge von Zufälligkeiten, sondern der Ausdruck geplanter göttlicher Führung, so wie sie im Alten und Neuen Testament deutlich wird. Ein Musterbeispiel sieht er im Schicksal des Volkes Israel. Da Israel sich noch im Zustande der Kindheit befand, konnte entsprechend die «Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen» (§ 16) erfolgen. Diesem Ziel dienten sowohl die Zehn Gebote als Gesetzeskodex wie die Schicksale des Volkes in Glück und Unglück. So bedeuteten die Verbannungen des Volkes in die Fremde, nach Ägypten und Babylon, Erziehungsmaßnahmen, auf daß das Volk das Gute erkannte, «das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte» (§ 19).

Neben dem jüdischen Volk wuchsen andere Völker heran. «Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst» (§ 20).

Warum, so fragt Lessing weiter, enthält das Alte Testament kaum Hinweise auf die Unsterblichkeit der Seele und eine nachtodliche Vergeltung? Er gibt selbst die Antwort: Das Alte Testament war ein Elementarbuch «für das rohe und im Denken ungeübte israelische Volk» (§ 27). So wie Elementarbücher für Kinder vieles nicht enthalten, was in ihrem Entwicklungszustand noch nicht begriffen werden kann, mußte auch in der Erziehung des jüdischen Volkes noch manches unausgeführt bleiben, was für spätere Zeiten der Menschheit dringlich wurde, so das Wissen um die Unsterblichkeit des individuellen Menschen und sein nachtodliches Leben.

Der Glaube Israels konnte und sollte so wenig Höchstes und Letztes sein, wie es die Empfindungen eines Kindes sind. «Noch hatte das jüdische Volk in seinem Jehova mehr den mächtigsten, als den weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als Gott mehr gefürchtet, als geliebt; auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen» (§ 34).

Im Gegensatz zu vielen Aufklärern nimmt Lessing die durch die Bibel vermittelte göttliche Offenbarung ernst. Sie war für ihn eines der großen Erziehungsmittel der Menschheit, wie es nach Lessing einem Kind geziemt, die Anweisungen der Eltern als «Offenbarung» hinzunehmen und danach zu handeln. Später muß dann der Mensch lernen, seine eigene Vernunft zu gebrauchen. So schreibt Lessing über das Volk Israel weiter: «Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung» (§ 36).

Die Juden in der babylonischen Gefangenschaft erlebten, was

Kinder in neuer und ungewohnter Umwelt erfahren können: «Das in die Fremde geschickte Kind sah andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe! es erkennt, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig sein eigen sei, warum es nicht längst eben das wisse, ebenso lebe» (§ 38).

Zu den Entdeckungen Israels in der Fremde gehört nach Lessing ohne Zweifel die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Perser, Babylonier, Chaldäer, Ägypter und Griechen waren in der Kenntnis der übersinnlichen Welt Israel überlegen. Wohl hatten die Juden, wie Lessing es nennt, «Vorübungen» auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele erfahren, Anspielungen und Fingerzeige, so die Drohung, die Missetat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Auch die Redensart «zu den Vätern versammelt werden» für «sterben» ist eine solche Anspielung.

Was für ein Kind gut und richtig ist, zum Beispiel sich nach einer Autorität zu richten, kann für den erwachsenen Menschen falsch sein. Denn «jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter» (§ 51). Das haben die Rabbiner nach Lessing nur zu oft mißachtet. Ein Volk darf ebensowenig bei seinen Anfängen stehenbleiben wie der einzelne. Das gleiche gilt zunehmend für die ganze Menschheit, die genau wie ein Individuum und ein Volk ihre Reifestadien durchläuft. In diesem Sinne versteht Lessing die Erscheinung Christi: «Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. – Christus kam» (§ 53).

Alle vorchristliche Entwicklung der Menschheit verlangte nach Weiterführung. Ein Teil der Menschheit, so Israel, war bis zu einer gewissen Schwelle geführt, nun war er «zu dem zweiten

großen Schritte der Erziehung reif» (§ 54). «Es war Zeit, daß ein anderes wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne» (§ 57). «Und so ward Christus der erste *zuverlässige, praktische* Lehrer der Unsterblichkeit der Seele» (§ 58).

Besonders betont Lessing, daß es bei der Verkündigung der Unsterblichkeit der Seele durch Christus nicht um philosophische Spekulationen oder um ein bloßes Vermuten, Wünschen und Glauben gehe, sondern um eine praktische Lehre, die verlangt, daß der Mensch «seine inneren und äußeren Handlungen danach einrichtet» (§ 60). Weil es in diesem Sinne eine «praktische Lehre» ist, richtet sie sich gleichzeitig an die innere Einsicht, verlangt keinen blinden Glauben, sondern ist «ein neuer *Richtungsstoß* für die menschliche Vernunft geworden» (§ 63).

Wir sehen, daß Lessing auch hier als Repräsentant der Aufklärung spricht, der um Verständnis der vergangenen «Offenbarung» ringt und nur gelten läßt, was vor der eigenen Vernunft Bestand hat. Er faßt zusammen: «Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite beßre Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben, und noch abgeben» (§ 64).

In diesem Sinne enthält das Christentum, das zu Lessings Zeiten schon 1700 Jahre gewirkt hatte, in seiner ersten Erscheinungsform noch nicht die letzte Wahrheit. Die Lehre von der Unsterblichkeit wurde zwar verbreitet, aber *zunächst* nur in der Form der «Offenbarung». Dies entsprach dem zweiten Stadium der Menschheit. Lessing erhoffte nun den Anbruch eines dritten Zeitalters der Menschheit. In ihm wird der einzelne Mensch reif, die kirchliche Offenbarung entbehren zu können und durch die eigene Vernunft die Wahrheiten selber finden und ableiten zu können. Die Verwandlung der geoffenbarten Glaubenswahrheiten in Vernunftwahrheiten ist für Lessing Aufgabe und Ziel dieser dritten Stufe der Menschheit.

Jeder Erkenntnisfortschritt verlangt zugleich eine Höherent-

wicklung der Moralität. Handeln aus Angst vor Strafe oder aus Hoffnung auf Belohnung muß auf dieser Stufe überwunden werden. Im dritten Entwicklungsstadium der Menschheit gilt es auf geistigem Gebiet – Lessing sagt «an geistigen Gegenständen» – so lange zu *üben*, bis diejenige «Reinigkeit des Herzens» hervorgebracht ist, «die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig macht» (§ 80). Emphatisch ruft Lessing aus: «Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind ...» (§ 85).

Lessing rechnet damit, daß man ihn wegen dieser Lehre von den drei Menschheitszeitaltern zu den «Schwärmern» zählen wird. Tauchte doch diese Lehre schon im 13. und 14. Jahrhundert auf und wurde als Schwärmerei abgetan. Lessing hingegen achtet den «Schwärmer» hoch, auch wenn er gleichzeitig Kritik an ihm übt. «Der Schwärmer tut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann die Zukunft nur nicht erwarten» (§ 90). Lessing weiß, daß er selbst kein Schwärmer oder Sektierer ist, daß er in Ruhe und Geduld warten kann. Seine ‹*Erziehung des Menschengeschlechts*› rechnet nicht mit Jahren, sondern mit Jahrtausenden. Er konnte nicht ahnen, daß ein halbes Jahrhundert später Schelling die Lehre von den drei Zeitaltern zur Grundlage seiner Geschichtsphilosophie machen würde. Lessing war einfach von der Wahrheit seiner Sicht so überzeugt, daß ihn auch der mögliche Vorwurf der Schwärmerei nicht davon abhalten konnte, sie zu vertreten.

In den letzten zehn Paragraphen entwickelt er seine Idee vom Menschen: den Gedanken vom wiederholten Erdenleben. Von hier aus wird das Ganze der ‹*Erziehung des Menschengeschlechts*› erst eigentlich durchsichtig und verständlich: Dieselben Seelen sind es, die durch die verschiedenen Stufen der

Menschheitsgeschichte geführt und erzogen werden. So haben im Judentum viele Seelen ihr Kindheitsstadium absolviert, später im Mittelalter die zweite Stufe und mit der dritten eben begonnen oder noch davorstehen. Außerdem sagt Lessing an keiner Stelle, daß jedes der von ihm geschilderten Menschheitsalter nur in einer einzigen Inkarnation durchlaufen wird.

Lessing geht zum Schluß seiner Abhandlung, in dem er den Schleier des Lebensgeheimnisses – und damit des Todes – lüftet, äußerst behutsam vor. An Stelle von apodiktischen Aussagen wählt er die vorsichtige Frageform:

«Du hast auf deinem Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu tun! – Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert!» (§ 92)

«Nicht anders! *Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch* (der früher, der später) *erst durchlaufen haben.* – ‹In einem und demselben Leben durchlaufen haben? Kann er in ebendemselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein? Kann er in ebendemselben Leben beide überholt haben?›» (§ 93)

«Das wohl nun nicht! – *Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?*» (§ 94)

Bei aller Vorsicht, mit der Lessing beim Formulieren seiner Grundgedanken zu Werke ging, hier im 94. Paragraphen ist es unmißverständlich ausgesprochen: *Der Mensch lebt nicht nur einmal auf dieser Erde!* Er geht durch den Tod zu neuem Leben. Das Leben nach dem Tode ist nicht nur, wie es die Kirche lehrt und von Lessing stets anerkannt wurde, die Folge des Erdenlebens, sondern zugleich auch die Vorbereitung auf eine nächste Inkarnation. Damit hatte Lessing für die Ideenbildung über das Leben nach dem Tode einen völlig neuen Ansatz gefunden. Er

war sich dabei bewußt, daß die Idee als solche nicht neu war: «Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?» (§ 95) Das Neue aber bei Lessing ist die Art, wie er allein aus Vertrauen zur *eigenen Erfahrung und Vernunft* zur Proklamation der von ihm als Tatsache angesehenen Lehre von den wiederholten Erdenleben gelangt ist.

Tastend, Schritt für Schritt behutsam vorwärts schreitend, stellt er die Fragen:

«Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?» (§ 96) Das ist die erste Stufe der Menschheit.

«Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu tun, uns die Aussicht in ewige Belohnungen, so mächtig helfen?» (§ 97) Das ist die zweite Stufe der Menschheit.

«Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?» (§ 98) Das ist die dritte Stufe, das dritte Zeitalter der Menschheit.

Und schließlich wird von Lessing den Gegnern der Reinkarnationsidee der oft gehörte Einwand aus dem Munde genommen: «Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?» (§ 99) Lessing schließt seine Abhandlung mit dem Satz: «Oder, weil so zu viel Zeit für mich verlorengehen würde? – Verloren? – Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?» (§ 100) Man schrieb das Jahr 1780. Ein Jahr später starb der Verfasser.

In diesem Sinne ist ‹*Die Erziehung des Menschengeschlechts*›

das Testament von Gotthold Ephraim Lessing für die denkende Menschheit. Geistige Testamente werden oft erst spät verstanden. So war es auch das Schicksal dieses Letzten Willens, daß er im 18. und 19. Jahrhundert nur wenig Verständnis fand. Offenkundig war die Zeit noch nicht reif. Erst mußte der Materialismus seinen Kulminationspunkt erreichen, ehe unter Vorbereitung durch die großen Klassiker, Idealisten und Romantiker die entscheidende «Bewußtseinserweiterung» im Sinne Lessings im 20. Jahrhundert wenigstens anfänglich einsetzen konnte.

Fausts Himmelfahrt

Am 2. Mai 1824 sagte Goethe zu Eckermann: «Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann er nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die selbst unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.»[36]

Diesen seinen Grundgedanken hat Goethe mehrfach mündlich und schriftlich geäußert. Gelegentlich erweitert er ihn zur Idee der Wiederverkörperung: Der von Aristoteles als Entelechie bezeichnete unsterbliche Teil des Menschen muß nach Goethe als präexistent, das heißt vor der Geburt wesentlich existierend gedacht werden und dementsprechend auch in einen neuen Leib auf die Erde wiederkehren können. Am Begräbnistag Wielands, am 25. Januar 1813, äußerte sich Goethe zu Johann Daniel Falk: «Sie wissen längst, . . . daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all ihrem übrigen Werte für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich, der Natur gegenüber, wissen, nicht aber bloß vermuten und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus derselben mit neuer Beweiskraft hervor . . . Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe

wohl noch tausendmal wiederzukommen.»[37]

Trotz dieser Äußerungen stand Goethe bei der Darstellung der Wandlungen der Faust-Entelechie im nachtodlichen Leben am Schluß von ‹*Faust II*› vor einer ungewöhnlichen und höchst schwierigen Aufgabe. Sein eigentliches Streben hatte bisher dem Geist im Diesseits gegolten. Wie seine naturwissenschaftlichen Schriften zeigen, hat er sich Zeit seines Lebens um die Geistfindung in der sichtbaren Welt bemüht, zumal ihn die übliche Naturforschung nicht befriedigte. Andererseits war Goethe ebenso unzufrieden mit den Aussagen der christlichen Theologen und Kanzelredner seiner Zeit. Ihre dogmatische Auslegung der Bibel und des Credo war nicht Geist von seinem Geist. Ihn interessierte nur, was aus eigenem Erleben und lebendiger Anschauung stammte. Naturwissenschaftliche wie theologische Abstraktionen lagen ihm gleich fern. Daher war er gezwungen, sollte nicht das ‹*Faust*›-Werk ein Fragment bleiben, mit der Darstellung des nachtodlichen Lebens von Faust ein Gebiet zu betreten, das er sonst nur mit größter Behutsamkeit berührt hatte.

Mit den bekannten Worten:

> «Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
> Allein im Innern leuchtet helles Licht . . .» (v, 11499f)

hat der erblindete hundertjährige Faust seine Wendung vom Leben im äußeren Sinnenbereich zur reinen Geistwelt im Inneren vollzogen. Noch einmal darf sich der Blinde triumphierend als Inaugurator eines gewaltigen Unternehmens auf Erden fühlen:

> «Es kann die Spur von meinen Erdentagen
> Nicht in Äonen untergehn. –
> Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
> Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick»
> (v, 11583–11586).

Darauf stirbt er. Der Goethe-Forscher Karl Julius Schröer hat Fausts Ende mit dem treffenden Vergleich kommentiert: «So stirbt Faust wie Moses, beim Anblick des gelobten Landes, das er nicht betreten sollte.»[38]

Für die Läuterung der Faust-Seele im Totenreich (v, 11845 ff) wählte Goethe als Szenerie «eine Art von ideellem Montserrat». Wilhelm von Humboldt hatte ihm einst eine lebendige Schilderung der landschaftlichen Einbettung des Montserrat in die Pyrenäen gegeben, die Goethe dann mit dem ihm eigenen Vermögen in lebhafte Vorstellungen verwandelte. So hat er auch seinem Fragment ‹*Die Geheimnisse*› diese Landschaft – «Eine heilige, von der äußeren abgeschlossene Welt, wie die Mönche auf dem Montserrat sie bildeten»[39] – zugrunde gelegt, und so ist es verständlich, daß Goethe auch für den Aufstieg des Faust durch Läuterung zur Erleuchtung die Montserrat-Szenerie als Hintergrund wählte. Den folgenden Satz, den Goethe in einer Beilage seines Briefes an Zelter vom 10. Dezember 1816 schrieb, darf man wohl als Leitsatz für die gesamte Szene betrachten: «Das Irdische fällt alles ab, das Geistige steigert sich bis zur Himmelfahrt und zur Unsterblichkeit.»[40]

Anachoreten (Einsiedler), deren Wohnsitze übereinander gestaffelt gedacht sind, schildern aus der Sicht ihrer verschiedenen Regionen die Seelenerlebnisse des Faust. Es beginnt ein Klausner, Pater Ecstaticus genannt:

«Ewiger Wonnebrand
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteslust.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich!
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,

Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern» (v, 11854–11865).

Wir kennen wohl keine gerafftere und zugleich treffendere Darstellung dessen, was sich Asien als das Kamaloka, das christliche Mittelalter als das Fegefeuer vorgestellt hat. Goethe faßt in ganze 12 Zeilen zusammen, was zum Beispiel in Dantes ‹*Göttlicher Komödie*› mehr als 33 Gesänge ausmacht. Indem die Seele des Faust jetzt den Halt durch die Körperlichkeit entbehren muß, wird sie hin- und hergerissen und erlebt alle Schmerzen der ungebändigten Leidenschaften. Was Hieronymus Bosch in seinen phantastischen Höllenbildern zu malen versuchte: die von teuflischen Pfeilen und Lanzen getroffene Seele, von «Keulen, zerschmettert, von Blitzen, durchwettert», ist hier von Goethe in Wortbildern eingefangen. Doch diese Schmerzen und Leiden sind notwendig: Das Ziel ist die Läuterung der Seele. Jenseits aller kirchlichen Dogmatik gelingt es hier dem «dezidierten Nichtchristen» Goethe, die christliche Auffassung von dem Teil des Totenreiches, der traditionell auch «Vorhölle» genannt wird, in einer einmaligen Weise zu vermitteln. Selbst einem «Ungläubigen», dem der Weg zum Übersinnlichen des nachtodlichen Lebens verschlossen ist, kann die innere Logik dieses Prozesses nicht verborgen bleiben: durch die Katharsis zur Verklärung.

Durch den Pater Profundus, einen Einsiedler aus der «tieferen Region», wird diese kosmische Notwendigkeit interpretiert. Die geistigen Naturgewalten, zu deren Spielball die Seele des Faust nach dem Tode geworden ist, haben für ihn die gleiche Bedeutung wie ein irdisches Gewitter:

«Der Blitz, der flammend niederschlug,
Die Atmosphäre zu verbessern,
Die Gift und Dunst im Busen trug –

Sind Liebesboten, sie verkünden,
Was ewig schaffend uns umwallt»
(v, 11879–11883).

Recht verstanden ist das Goethes Bekenntnis: Auch nach dem Tode sind alle Schicksälsschläge und Katastrophen, die der Mensch zu erleiden hat, von der Gottheit angebotene Chancen zur Höherentwicklung. Gilt dies schon während des Lebens auf Erden, um so mehr aber nach dem Tode.

So heißt es weiter im Gesang des Pater Profundus:

«Mein Innres mög' es auch entzünden,
Wo sich der Geist, verworren, kalt,
Verquält in stumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeschloßnem Kettenschmerz»
(v, 11884–11887).

Man sieht, Goethe vermag sich in den Zustand zu versetzen, in den eine Seele gerät, wenn sie ein Leben lang «in stumpfer Sinne Schranken» gelebt und nur materiell gedacht hat. Jetzt – nach dem Tode – ist ihr gleichzeitig das Wahrnehmungsvermögen durch die Sinnesorgane wie die materielle Außenwelt entzogen. Der Geist, seine Gedanken aber hängen noch immer «verworren, kalt, verquält» an ihm. So erleidet die Seele die Folgen der Fesselung an die Materie im Leben nach dem Tode wie einen «scharfangeschloßnen Kettenschmerz». Hilfe kann nur von der göttlichen Seite durch Geistgedanken kommen, die der neuen geistigen Umwelt entstammen. Dies sagen die gebetsartigen Worte des Pater Profundus:

O Gott! beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz!» (v, 11888f).

Abgesehen von dem, was jeder Mensch, der ein Leben im Leibe geführt hat, an Umwandlung in der neuen, nämlich geistigen

Umwelt durchzumachen hat, ist Faust durch besonders schwere Schuld belastet, nicht nur durch Gretchens Tod, auch durch den Tod ihres Kindes, ihrer Mutter und ihres Bruders. Daher gilt es jetzt, die reinigende Sühne zu durchleiden.

Auch hier meistert Goethe wieder in wenigen Zeilen ein Thema, das Theologen Jahrhunderte hindurch diskutiert und in Tausenden von Büchern festgehalten haben: das Thema von Schuld und Sühne, von Sünde und Gnade, Erlösung und Selbsterlösung:

«Gerettet ist das edle Glied
Der Geisteswelt vom Bösen,
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen»
(v, 11934–11941).

Nicht die vollbrachten Taten, seien es gute oder böse, machen den Wert der unsterblichen Individualität aus, sondern die Gesinnung im Vollbringen. Das «strebende Bemühen» des Menschen ist die Voraussetzung für seine Erlösung. Nicht der Mensch erlöst sich selbst, wohl aber gibt er *durch sein Verhalten* der Gottheit die Möglichkeit dazu: «Den können *wir* erlösen.»

Goethe hat hier mit dem alttestamentlichen Glauben gebrochen, daß die Gottheit in Zorn und Rache dem Menschen auf seine Taten Antwort gibt. Faust erlebt nicht das «Auge um Auge, Zahn um Zahn», sondern verzeihende Gnade, die sich ihm mitteilen kann, weil er auf Erden ein ewig Suchender und Ringender war. Auch wenn sich in der bildhaften Gestaltung des nachtodlichen Lebens von Faust Anklänge an Dante finden lassen, bedeutet Fausts Himmelfahrt mehr: Es ist die Überwindung des statischen Prinzips der mittelalterlichen Theologie, wie

es noch in der ‹*Göttlichen Komödie*› zum Ausdruck kommt.

Fausts Seelenzustand wird von den «vollendeteren Engeln» weiter so beschrieben:

«Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente

An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden» (v, 11954–11965).

Goethe vermeidet auch hier jede Verharmlosung durch eine sofortige Absolution des reuigen Sünders. Eine Individualität wie die Faustens hat gerade durch die Intensität, durch «die starke Geisteskraft», mit der sie sich dem irdisch allzu Irdischen verbunden hat, auch nach dem Tode schwer zu leiden. Dadurch, daß Faust im Leibe als Geistesmensch die irdische Erlebnissphäre nicht gemieden, sondern seinen Pakt mit dem Teufel geschlossen und ausgelebt hat, entstand die «geeinte Zwienatur der innigen beiden», die es jetzt nach dem Tode wieder zu lösen gilt, um den Aufstieg in das reine Gottesreich zu erreichen. Die einzige Kraft, die dies ermöglicht, nennt Goethe «die ewige Liebe».

Von nun an bis zum Schluß der Szene wird ein neues Motiv wirksam. Haben zunächst die Patres – Profundus und Seraphicus – den Seelenzustand des Verstorbenen beschrieben und die «jüngeren» und die «vollendeteren» Engel sich seiner angenommen, so wagt Goethe zur Vollendung des Faust, diesen in eine jenseitige Gemeinschaft nicht nur von rein himmlischen Wesen,

sondern auch von anderen Verstorbenen einzugliedern. Die schon zuvor als Kontrast zu der lebensreifen alten Seele des Faust aufgetauchten «seligen Knaben» haben hier ihre Aufgabe. Wie auf Erden Neugeborene der Fürsorge von Menschen anvertraut werden, so nehmen sich die Frühverstorbenen der Faust-Seele an. Mit Freude übernehmen sie, die sich beschwingt, «los von der Erde Druck», als Gemeinschaftskreis und nicht als einzelne erleben, die Schutzbegleitung des noch nicht voll zu seinem wahren unsterblichen Wesen erwachten Faust:

«Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand;
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand» (v, 11981–11984).

Goethe bedient sich hier des alten Symbols für die Unsterblichkeit: des Schmetterlings. Wie ein Schmetterling aus der Puppe der Raupe gleichsam wie aus einem Sarg hervorkommt, so wird aus der Starrheit des Todes der ewige Mensch geboren. Und wie die Verpuppung ein Prozeß ist, der seine Zeit braucht, so benötigt auch die Seele im Übergang vom irdischen zum «ewigen» Leben eine bestimmte Zeit der Verwandlung. Die restlichen Hüllen des Diesseits lösen sich, und die Fittiche zum Leben in der anderen Welt beginnen sich zu regen:

«Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben!
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben» (v, 11985–11988).

Unmittelbar vor dem Schluß taucht der Knabenchor noch einmal auf. In ihren Worten wird der Sinn dieser himmlischen Gemeinschaft offenbar. Je länger und je stärker eine Seele dem Erdenleben zugewandt war, um so schwerer ist es für sie, sich in der neuen Welt zurechtzufinden. Die Frühverstorbenen waren

schnell wieder «zu Hause», in ihrem Element, in der kaum verlorenen Heimat. Faust aber hat sich durch hundert Jahre seiner geistigen Heimat entfremdet, so ist er ungleich hilfsbedürftiger nach dem Tode als die Knaben, die ihm jetzt liebend zur Seite stehen können. Doch nach und nach erwacht Faust zu einem Glied der höheren Welt, verändert sich die geistige Situation. In allem Suchen und allem Schuldigwerden hat er doch im Leben gelernt. Jetzt sind die Früchte reif. Indem sich die Knaben der Faust-Seele in Kreisen nähern, nehmen sie seine Wandlung wahr:

«Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwidern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren» (v, 12076–12083).

Goethe faßt das gesamte Faust-Werk in der Vision einer Himmelskönigin, der Gottesmutter Maria, zusammen. Man hat Goethe vorgeworfen, daß er damit in den Katholizismus zurückgefallen sei. Diese Kritik beruht jedoch auf dem Irrtum, die Verehrung der Gottesmutter Maria mit dem historischen Kirchenchristentum zu identifizieren. Die Devotion gegenüber der göttlichen Mutter eines göttlichen Knaben ist jedoch weit älter als das Christentum. Wir erinnern nur an Isis mit dem Horus-Knaben. Der Apokalyptiker Johannes schildert diese alten «heidnischen» Visionen, wie in einem neuen Brennpunkt vereinigt, im 12. Kapitel seiner Offenbarung: das «Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond zu Füßen und auf dem Haupt eine Krone von zwölf Sternen... die einen Sohn gebar, einen Knaben».

Im ‹*Faust*› ist es Doctor Marianus, der auf dem ideellen Montserrat die «höchste, reinlichste Zelle» bewohnt, der die Himmelskönigin ankündigt. Von seinem Sitz aus kann er auf das für irdische Sinne nicht wahrnehmbare und unaussprechbare Feld göttlicher Höhe, in christlicher Terminologie in den «Himmel», blicken.

«Im Sternenkranze
Die Himmelskönigin,
Ich seh's am Glanze» (v, 11994–11996).

Während die Mater gloriosa schweigend «einher schwebt», erscheinen drei Büßerinnen: Magna Peccatrix, die Maria Magdalena des Lukas-Evangeliums, Mulier Samaritana, die Samariterin aus dem Johannes-Evangelium, und Maria Aegyptiaca, aus den ‹*Heiligen-Acten*› (Acta Sanctorum) bekannt. Allen dreien ist gemeinsam, daß sie wie Faust in seiner Liebe zu Gretchen durch die irdische Liebe unschuldig-schuldig geworden sind und jetzt nach Läuterung streben. Aus innerem Verstehen wachsen sie über ihre eigenen Nöte hinaus und werden zu dritt selbstlose Fürbitterinnen für die Seele des Gretchen, die jetzt als Una Poenitentium – eine der Büßerinnen – in der Seelenwelt erscheint.

Hier scheut Goethe nicht davor zurück, auf die Frage: «Gibt es ein Wiedersehen nach dem Tode?» in seiner Weise eine Antwort zu geben. Er vermeidet – im Gegensatz zu Swedenborg – jede Anlehnung an physische Bereiche – um so eindeutiger ist seine Aussage. Gretchen hat im Bereich des jenseitigen Lebens längst eine Heimat gefunden. So nimmt sie Faustens Ankunft wahr, noch bevor sich diesem die Seelenaugen geöffnet haben:

«Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück» (v, 12073–12075).

Jetzt ist es Gretchens Seele, die den Zustand des langsam zu seinem wahren Selbst erwachenden Faust beschreibt. Sie sieht

ihn, «den Neuen», umkreist von den frühverstorbenen Knaben, auf dem «Zug nach oben»:

«Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schar»
(V, 12084–12087).

So wie die Knaben erleben, daß die Faust-Seele sie «überwächst an mächtigen Gliedern», bemerkt auch Gretchen freudig:

«Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft»
(V, 12088–12091).

Und sie fügt aus Einsicht in den nachtodlichen Lebensprozeß die Bitte an die Mater gloriosa hinzu:

«Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag» (V, 12092f).

Gretchens Bitte mag zunächst unverständlich erscheinen, wenn man an das «geistige» Verhältnis von Faust und Gretchen im ersten Teil des ‹*Faust*› denkt. Doch Goethe bleibt auch hier in seiner anschaulichen Art exakt. Belehrung in der Körperwelt geschieht in erster Linie durch Weitergabe von Wissen. Wissen ist das durch Verstandesarbeit Erworbene. In der geistigen, der jenseitigen Welt aber wirken die Seelen der Verstorbenen anders aufeinander: Hier wirkt Wesen auf Wesen. Nur so ist die Antwort der Mater gloriosa auf Gretchens Bitte begreifbar:

«Komm! hebe dich zu höheren Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach» (V, 12094f).

Nicht Gedanken werden mitgeteilt oder Ratschläge erteilt, sondern der spirituelle Zug, der von einem Verstorbenen auf den anderen ausgeübt wird, ist ausschlaggebend. Gretchen darf Faust führen durch ihren eigenen Aufstieg in «höhere Sphären». Dadurch kann er der durch Liebe und Schuld ihm zutiefst verbundenen Gretchen-Seele folgen: Fausts Himmelfahrt beginnt.

Ehe der Chorus Mysticus die Himmelfahrt beschließt, kommt noch einmal Doctor Marianus zu Wort. «Auf dem Angesicht anbetend», fleht er Maria, die er hier zugleich als Jungfrau, Mutter, Königin und Göttin anspricht, um letzte Gnade für Faust an, alle Menschenseelen im nachtodlichen Leben einschließend:

«Blicket auf zum Retterblick,
Alle reuig Zarten . . .» (V, 12096ff).

Die Eingangszeile «Blicket auf zum Retterblick» faßt alle echte Religiosität, insbesondere aber die christliche zusammen. Der sich zur Höhe erhebende Mensch erfährt, was er zuvor nur ahnte: Gott sieht mich, der Erlöser schaut mich an, nicht mit strengem, richtendem Blick, sondern mit gütigen Augen, «mit Retterblick». Zu diesem Erlebnis führt «zarte Reue». «Grobe Reue» verhindert diese Erfahrung. Menschen, die sich zu Lebzeiten dauernd gegenseitig anklagen aus Gefühlen, die Egoismus und Geltungsbedürfnis entspringen, nehmen den auf ihnen ruhenden «Retterblick» nicht wahr. Ist diese Erfahrung schon auf Erden gültig, wie viel mehr muß sie auf das Leben nach dem Tode zutreffen.

Doctor Marianus fährt fort:

«Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten!» (v, 12 198 f).

Das Ziel ist «seliges Geschick». Was ein unseliges Schicksal sein kann, wissen wir. Seliges, schlicht gesagt: gutes Schicksal hängt nicht nur vom Himmel ab, sondern auch von der Gesinnung der «zarten Reue», zu der auch die Empfindung der Dankbarkeit gehört. Im irdischen Leben sind «undankbare» Menschen solche, die sich selbst im Wege stehen und oft widrige Schicksalsschläge selber anziehen. Wie viel mehr muß das im reinen, leibbefreiten Seelenzustand wirksam sein! Denn dort kommt es darauf an, daß die Seele gemäß der neuen Umwelt die Fähigkeit erreicht, *sich umzuarten.*

Nach dem Tode, so die Quintessenz von Fausts Himmelfahrt, ist es entscheidend, daß es der Seele gelingt, sich von Stufe zu Stufe gemäß den Gesetzen der jenseitigen Welt umzuarten und nicht zu bleiben, was und wie sie war. Ein früher Kommentator von Goethes ‹*Faust*›, A. Schnetger, gab die folgende zusammenfassende Beschreibung der Schlußszene: «Die ganze Schlußszene zeigt uns ein allgemeines Aufwärtsklimmen von Liebenden, denen Liebende die Hand bieten.»[41] Wir haben dem nichts hinzuzufügen.

Idealismus und Materialismus

Seit dem 16. Jahrhundert ist die Menschheit in eine Bewußtseinskrise geraten, die sich im 18. und 19. Jahrhundert verschärft und im 20. Jahrhundert ihren bisherigen Höhepunkt erreicht hat. Durch die Entdeckungen von Kopernikus, Galilei und Newton ist im Weltverständnis aller Menschen ein beinahe unüberwindlich erscheinender Zwiespalt entstanden. Dieser Zwiespalt wurde sichtbar, ehe er den Betroffenen selbst bewußt wurde. Am wachesten reagierte das Lehramt der römischen Kirche. Ihm war es von Anfang an verdächtig gewesen, was da als «neue Weltanschauung» durch die heraufkommende Naturwissenschaft zutage kam. Die Kirche erkannte sehr bald die Andersartigkeit der neuen Sicht und damit die Gefahr für das traditionelle religiöse Bewußtsein. So sagte sie dem Kopernikus, Galilei und allen ihren Nachfolgern den Kampf an.

Die Begründer der naturwissenschaftlichen Methode dagegen sahen sich und ihre Arbeit zunächst keineswegs in einem Gegensatz zur Kirche und den weltanschaulichen Grundelementen des Christentums. Nikolaus Kopernikus blieb frommer Domherr zu Frauenburg und widmete sein Werk dem Papst – auch wenn er dadurch nicht verhindern konnte, daß es bis in das 19. Jahrhundert auf den Index der für Katholiken verbotenen Bücher gesetzt wurde. Galileo Galilei verleugnete unter dem Druck der Inquisition sein Lebenswerk, um nicht aus der Kirche ausgestoßen zu werden. Der Protestant Isaak Newton verlor gegen Lebensende das Interesse an der von ihm begründeten physikalischen Licht- und Farbenlehre und schrieb einen Kommentar zur Offenbarung des Johannes. Alle drei empfanden ihre naturwis-

senschaftlichen Bestrebungen nicht als etwas, das im Widerspruch zum Christentum stehen könnte.

Noch deutlicher trat der Konflikt in Emanuel Swedenborg zutage. Wie wir gesehen haben, liegt zwischen dem zu seiner Zeit für seine Leistungen bekannten Ingenieur Swedenborg und dem «Geisterseher des Nordens» ein tiefer Abgrund. Als Wissenschaftler und Techniker bewegte er sich auf dem neuen naturwissenschaftlichen Kurs, als Telepath und Medium verließ er ihn. So geriet er in ein merkwürdiges Zwielicht, gleich unzureichend für das neue wie das alte Bewußtsein von der Welt. Das machte die Tragik Emanuel Swedenborgs aus.

Wir sahen auch, daß Voltaire in gewissem Sinne der Antipode Swedenborgs im Geistesleben des 18. Jahrhunderts genannt werden kann. Noch mehr als Voltaire waren Julien Offroy de La Mettrie (1709–1751) und später Jacob Moleschott (1822–1893) Repräsentanten und Wortführer des neuen Bewußtseins, das alle übersinnlichen Vorstellungen leugnete und allein die sinnliche Welt als einzige Wirklichkeit anerkannte: des philosophischen Materialismus. Ludwig Büchner (1824–1899) hat diese Lehre mit seinem Buch *‹Kraft und Stoff›*, das erstmalig 1855 erschien, in populärer Form weiten Kreisen zugänglich gemacht. Seine These, die er schon 1848 anläßlich seiner Promotion öffentlich verteidigt hatte, lautet: «Die persönliche Seele ist ohne ihr materielles Substrat undenkbar.»[42] Darin ist die Quintessenz des philosophischen Materialismus klar ausgesprochen. Für diesen kann es kein Jenseits geben, werden Himmel und Hölle als Hirngespinste annulliert und ist das Leben des Menschen durch Geburt und Tod begrenzt.

In Büchners Werk *‹Kraft und Stoff›* findet sich ein Kapitel mit dem Titel *‹Persönliche Fortdauer›*, das als repräsentativ für die sich im 19. Jahrhundert durchsetzende Denkungsart gelten kann. Darin wird die naturwissenschaftliche Erkenntnis, daß Kraft ohne Stoff sowie Stoff ohne Kraft nicht «denkbar oder möglich ist», auf das Verhältnis von Leib und Seele übertragen. Ein menschlicher Leib ist nicht ohne Seele, *Seele nicht ohne Leib*

denkbar oder möglich. Deshalb ist ein Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode mit dem Wissen der modernen Naturkunde unvereinbar: «In der Tat lehrt uns denn auch die alltäglichste Beobachtung und Erfahrung, daß die Seele eines gestorbenen Individuums mit dem Tode desselben zu erscheinen aufhört; und keine Erscheinung hat es jemals gegeben, welche uns glauben oder annehmen ließe, es existiere diese Seele in irgendeiner Weise oder Gestalt weiter. Geister oder Geistererscheinungen haben nur ungebildete, kranke oder abergläubische Leute beobachtet. So oft man solchen angeblichen Erscheinungen ernstlich auf den Leib ging, zerrannen sie ins nichts.»[43] So überzeugt und überzeugend für viele seiner Zeitgenossen proklamierte Büchner das neue Menschenbild.

Die weitere Entwicklung des 19. Jahrhunderts zeigt, daß die frühen Befürchtungen des römischen Lehramtes berechtigt gewesen waren. Die geistigen Grundlagen des Christentums, für die ein Totenreich mit fortlebenden Seelen zur Selbstverständlichkeit gehört, waren im Kern angegriffen und gefährlich bedroht. Dabei zeigte sich gleichzeitig, wie schwach die Position der Vertreter beider Konfessionen, der katholischen wie der protestantischen, dem Materialismus gegenüber war. Es begann ein langsamer, aber steter Rückzug, so daß Naturwissenschaft und Technik spätestens um die Wende zum 20. Jahrhundert Gestaltung und Führung der zivilisierten Menschheit übernahmen. *Für eine Totenkunde mit einem Wissen vom Totenreich und dem Schicksal seiner Seelen blieb nur noch ein geringer Raum.*

Trotzdem hat es gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts starke Kräfte gegeben, die die Einseitigkeit des Materialismus durchschauten und diese durch Spiritualität zu überwinden suchten. Dazu gehören neben den großen Klassikern, Goethe, Schiller und Hölderlin, die Vertreter der Philosophie des deutschen Idealismus, Fichte, Schelling und Hegel, sowie der deutschen Romantik, Novalis, Schlegel, Brentano, Carus, Steffens und auch Jean Paul. Was den Kirchen nicht gelang, versuchten

sie, jeder auf seine Art. Sie setzten unübersehbar Fragezeichen hinter einen nur zu oft oberflächlichen Materialismus und, was wichtiger ist, sie wagten, die seelische und geistige Wirklichkeit des Jenseits neu und anders zu begreifen.

Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), der Schöpfer der «Ich-Philosophie», faßt in der Abhandlung ‹*Die Bestimmung des Menschen*› seine Grundauffassung wie folgt zusammen: «*Ich bin unsterblich, unvergänglich, ewig*, sobald ich den Entschluß fasse, dem Vernunftgesetze zu gehorchen; ich soll es nicht erst werden. *Die übersinnliche Welt ist keine zukünftige Welt, sie ist gegenwärtig.*»[44] Man hat sich heute beinahe schon zu sehr an große Worte gewöhnt, um noch ein Ohr für das Revolutionäre dieser Aussage zu haben. In Wahrheit bedeutet sie das Ende jeder dogmatischen Offenbarungs-Theologie und den Anfang einer neuen Erfahrungs-Philosophie. Der mittelalterliche Glaube an das Totenreich wird durch Fichte von dem Wissen um die eigenen *Ich-Erfahrungen* abgelöst. Fichte glaubt nicht an Unsterblichkeit und Ewigkeit des Menschenwesens, *weil* es in der Bibel steht und von der Kirche so gelehrt wird, sondern weil er den Bereich der Unvergänglichkeit *in sich selber* erlebt. So wie der Materialist seine Gedanken und Vorstellungen dem Erfahrungsgebiet von Kraft und Stoff, eben der Materie entnimmt, genauso denkt Fichte vom Ich-Bereich her: «Ich werde mir selbst zur einigen Quelle alles meines Seins und meiner Erscheinungen.»[45] Seine Philosophie sieht er im Einklang mit der johanneischen Christologie.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854), ging als Denker von einem anderen Ansatzpunkt aus als Fichte. Gemeinsam war beiden das grundsätzliche Bestreben, nur die innere Selbsterfahrung als Quelle der Wahrheitsfindung anzuerkennen, denkend wollten sie beide die Wirklichkeit erfassen. Fichte war dabei primär auf Wollen, Schelling auf Fühlen ausgerichtet. Beide verfügten auf ihrem Gebiet über außergewöhnliche Qualitäten, beide gelangten in der Frage der Unsterblichkeit auf verschiedenen Wegen zu verwandten Resultaten.

In einer ‹*Stuttgarter Vorlesung*› gibt Schelling eine präzise Formulierung über das Wesen des Todes: «Tod ist jener Vorgang, in dem der Mensch zu seinem wahren ‹Esse› [d. i. ‹Sein›; Anm. d. Verf.] gelangt und von dem relativen ‹Non Esse› [d. i. ‹Nicht-Sein›; Anm. d. Verf.] befreit wird, in dem er ganz erscheint, was er ist. Tod ist ‹reductio ad essentiam› [d. i. ‹Zurückführung auf das Wesentliche›; Anm. d. Verf.].»[46]

Auch für Schelling beginnt der unsterbliche Mensch nicht erst im Tode, sondern im Hier und Jetzt: «Uns allen wohnt ein geheimes, wunderbares Vermögen bei, uns aus dem Wechsel der Zeit in unser Innerstes, von allem, was von außen her hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen, und da unter der Form der Unwandelbarkeit *das Ewige in uns* anzuschauen. Diese Anschauung *ist die innerste, eigenste Erfahrung, von welcher allein alles abhängt, was wir von einer übersinnlichen Welt wissen und glauben.*»[47] Dieses innerste Erfahrungszentrum nennt Schelling das «Urbild». Was er darunter verstanden haben will, deutet er mit folgenden Sätzen an: «Aber dieses Urbild der Dinge schläft als ein verdunkeltes und vergessenes, wenngleich nicht völlig ausgelöschtes Bild.» Und: «Das Urbild jedes Geschöpfes muß gedacht werden als sich immer gleich und unwandelbar, ja sogar als ewig, sonach auf keine Weise der Zeit unterworfen und weder als entstanden noch als zugänglich.»

Zu Unrecht haben die Gegner des Schellingschen Idealismus diesen Grundgedanken vom «Urbild» als platonische Spekulation abgetan. Sie übersahen dabei, daß Schelling sich ausschließlich auf die eigene Innenerfahrung bezieht und nachträglich die Bestätigung durch Platons Ideenlehre erfährt, so wie Fichte seine Gedanken im Johannes-Evangelium wiederfindet. Auch vollzieht Schelling denkend die Verbindung von dem mehr statischen Urbild, das aller «Selbstheit» Kraft und Substanz verleiht, zu der dynamischen Entwicklungsidee des sich immer wieder leiblich verkörpernden Menschenwesen: «Was ist daher die Natur, dies verworrene Scheinbild gefallener Geister anders, als ein Durchgeborenwerden der Ideen durch alle Stufen der Endlich-

keit, bis die Selbstheit an ihnen, nach Ablegung aller Differenz, zur Identität mit dem Unendlichen sich läutert, und alle, als reale zugleich in ihre höchste Idealität eingehen? Da die Selbstheit selber das Produzierende des Leibes ist, so schaut jede Seele in dem Maß, in welchem sie, mit jener behaftet, den gegenwärtigen Zustand verläßt, sich aufs neue im Scheinbilde an, und bestimmt sich selbst den Ort ihrer Palingenesie.»[48]

«Palingenesis» heißt wörtlich «Wiedergeburt» und ist hier von Schelling im Sinne von Lessing als Wiederverkörperung gemeint. Für ihn bedeutet der Tod Scheidung des Zufälligen, das heißt des von außen durch Vererbung, Rasse, soziale Umwelt etc. Angeeigneten, vom Wesenhaften, das bewahrt bleibt. «Denn kein Mensch erscheint in seinem Leben ganz als der er ist. *Nach dem Tode ist er bloß noch Er selbst.*» Darum gilt für Schelling: «Der Tod ist die Befreiung der inneren Lebensgestalt von der äußeren, die sie unterdrückt hält.»[49]

Der auf die Dauer wirksamste der drei großen Philosophen des deutschen Idealismus ist *Georg Wilhelm Friedrich Hegel* (1770–1831), obwohl er mit Abstand der unter ihnen am stärksten abstrakt Denkende war. Gerade darum aber ist Hegel am schwersten verständlich. Trotzdem war und ist seine Wirkung noch heute unübersehbar und unabsehbar, vor allem deshalb, weil Karl Marx sein Schüler war. Der Marxismus, die politische Form des wissenschaftlichen Materialismus, ist ohne Hegels Philosophie nicht denkbar. Der Schüler hat die Methode seines Meisters nicht nur gelernt, sondern selbst bis zur Meisterschaft gebracht. Denn er hat er das durch Hegel erarbeitete Welt- und Menschenbild um 180 Grad gewendet, es buchstäblich auf den Kopf gestellt und an die Stelle des aus «reinem Geist» gedachten Weltalls, von Erde und Mensch, den totalitären Machtanspruch der Materie gesetzt. Hegel dachte von Oben (Geist) nach Unten (Materie), Marx in umgekehrter Richtung von der Materie her den Geist nur als Funktion der Materie. So leitete Marx den Fluß des deutschen Idealismus in das Strombett des internationalen Materialismus. Die übersinnliche Welt als Wirklichkeit schien

endgültig liquidiert zu sein.

Eine andere «Anti-Materialismus-Welle», die in ihren Zielen zeitweise mit der idealistischen Philosophie eng verknüpft war, die Romantik, entwickelte eine unerwartete Stärke und Anziehungskraft. Fast jeder ihrer Vertreter gab seinen Beitrag zum Thema Unsterblichkeit – stets entstanden aus undogmatischer Erlebnis- und Erfahrungssphäre. Wenn man also bedenkt, welchen Einfluß dieser spirituelle, religiöse und künstlerische Erneuerungswille nicht nur auf das mitteleuropäische Geistesleben genommen hat, muß es *zunächst* unbegreiflich erscheinen, in welchen Mißkredit schon ein halbes Jahrhundert später Romantiker wie Novalis, Schlegel, Brentano, Carus, Steffens und auch Jean Paul gerieten.

Allen an innerer Sicherheit überlegen, formuliert der so frühzeitig verstorbene *Friedrich von Hardenberg*, genannt *Novalis*, seine Gedanken über Tod, Unsterblichkeit und ewiges Leben so: «Leben ist der Anfang des Todes. Das Leben ist um des Todes willen. Der Tod ist Endigung und Anfang, Scheidung und nähere Selbstverbindung zugleich.»[50] In diesem Sinne ist Sterben ein wesentliches Ereignis: «Das Sterbliche erdröhnt in seinen Grundfesten, aber das Unsterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennet sich selbst.»

Bei Novalis entstammt alles, was er schrieb und sprach, spiritueller Substanzialität. So der Schlußvers aus dem ‹*Gesang der Toten*›, aus dem Romanfragment ‹*Heinrich von Ofterdingen*›:

«Helft uns nur den Erdgeist binden,
Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht verblassen,
Werden dich in kurzem binden:
Erdgeist, deine Zeit ist um.»[51]

Äußerlich gesehen irrt hier Novalis. Die Hoch-Zeit des «Erdgeistes» steht noch bevor. Und doch war es Novalis selbst, der einen wesentlichen Beitrag zum Weg seiner Überwindung geleistet hat. Weiter sagt er in seinen Fragmenten: «Wenn ein Geist stirbt, wird er Mensch. Wenn der Mensch stirbt, wird er Geist.» Und: «Die Besten unter uns, die schon bei ihren Lebzeiten zu der Geisterwelt gelangten, sterben nur scheinbar; sie lassen sich nur scheinbar sterben ... Wer hier nicht zur Vollendung gelangt, gelangt vielleicht drüben, *oder muß eine abermalige Laufbahn beginnen.*»

Völlig anders geartet war *Jean Paul* (1763–1825). Für ihn führt das Leben nach dem Tode den Menschen in eine höhere Wirklichkeit, als er sie in der Regel auf Erden zu erleben vermag. Jean Paul leugnet keineswegs die materielle Welt noch unterschätzt er ihre Bedeutung für den Menschen. Das aber verlangt, daß die geistigen Grundlagen der materiellen Körperlichkeit sachgemäß erkannt und durchschaut werden: «Der Körper ist der bloße Vorhang des Geistes. Der Körper ist so ähnlich dem Geist wie das Kleid dem Körper – ist sein Einband.» Und: «Man nehme das Körperkleid so fein gewoben an, als man wolle, so verhält sich's doch zum Ich wie der unorganische Rock zum organischen Leibe.» Sein Menschenbild ist von Optimismus getragen: «Es ist, als hätten die Menschen gar nicht den Mut, sich recht lebhaft als unsterblich zu denken: sonst genössen sie einen anderen *Himmel auf Erden*, als sie haben, nämlich den echten, das frohere Anschauen des Alters und des Todes, als des Abendrotes und des Mondscheins des nächsten Morgenlichts ... Und der alte, von den wiedergekäuten Neuigkeiten der Erde übersättigte Mensch geht und stirbt neuen Wundern entgegen.» Und schließlich: «Der Gedanke der Unsterblichkeit ist ein leuchtendes Meer, wo der, der sich darin badet, von lauter Sternen umgeben ist.»[52]

Nur zu schnell ist in Vergessenheit geraten, daß zu den wichtigen Gestalten der Romantik nicht nur Künstler – Dichter, Maler und Musiker – gehörten, sondern auch Wissenschaftler. Unter

ihnen gebührt *Carl Gustav Carus* (1789–1869) der erste Platz, ihm folgen Lorenz Oken (1779–1851), Gustav Theodor Fechner (1801–1887) und der Erlanger Naturwissenschaftler Gotthilf Heinrich Schubert (1780–1860) und andere. Wesentlich für diesen Teil der Romantiker war ihre Verbindung zu Goethe, in dessen Naturlehre, insbesondere in dem ‹*Entwurf zu einer Farbenlehre*›, sie so etwas wie ein Programm für ihre eigenen Ziele sahen. Die Grenzen der von dem Italiener Galilei, dem Holländer Huygens und dem Engländer Newton intendierten quantitativen Forschungsmethode suchten sie durch ein entsprechendes qualitatives Erkenntnisbestreben zu ersetzen und zu ergänzen. Dabei konnten sie sich auch auf die Arbeiten des Naturforschers und Geographen Alexander von Humboldt (1769–1859) stützen, den sie zu ihrem bedeutsamsten Bundesgenossen zählten.

Und nicht zuletzt erhoffte sich Goethe selbst von diesen Wissenschaftlern der Romantik eine Fortführung seiner eigenen Studien, insbesondere war dabei sein Blick auf Carl Gustav Carus gerichtet. Selten vereinten sich in einem Menschen so verschiedene Fähigkeiten wie in Carus: Er war gleichermaßen bekannt als Naturforscher, Arzt, vergleichender Anatom, Psychologe und Philosoph wie als bildender Künstler, als Maler. So nimmt es nicht wunder, daß Goethe ihn bald seinen Freund nannte.

Zu unserem Thema findet sich in seinen ‹*Briefen über das Erdenleben*› eine Stelle, in der Carus über das Wesen des Todes schreibt: «Es ist eine gar sonderbare Sache um das, was wir individuellen Tod nennen. – Sehen wir uns um in der Natur, so scheint auf den ersten Blick uns überall Tod und Vernichtung zu umgeben, da alle Phänomene, ihrer Zeitlichkeit und Endlichkeit nach, über lang oder kurz dem Verschwinden bestimmt sind; und blicken wir nun doch wieder schärfer auf den einzelnen Fall, so suchen wir vergebens den wirklichen Tod, denn bald überzeugen wir uns, daß da, wo wir ihn zuerst zu sehen glaubten, immer nur andere und neue Lebensregungen sich hervortun, daß im Phänomen der sogenannten Verwesung sogleich der

Quell für unendliche Lebenserscheinungen sprudelt und daß das, was uns eben als Tod erschien, nur eine Verwandlung einer Lebensform in die andre war.

So also ist demnach jedes Entstandene, jede individuelle Naturerscheinung einesteils der ihr einwohnenden Idee nach unvergänglicher, ewiger Art und andernteils, inwiefern ihre Erscheinung durch Naturelemente bedingt wird, wechselnder, vergänglicher, zeitlicher Art; sie ist unsterblich als Idee, sterblich als Phänomen. – *Was aber ist dieses sogenannte Sterben dann, wenn die dem sterbenden Phänomen einwohnende Idee ewig ist, anders als Verwandlung der Lebensform?*»[13]

Auf solche Weise, die gegebene Welt nüchtern denkend zu durchdringen, schaffte sich Carus sicheren Boden für das Erkennen der menschlichen Seele. Ohne jede Anleihe aus der Kirchendogmatik, sich allein auf Erfahrung und Denken stützend, konzipierte er sein Hauptwerk ‹*Psyche*›. Darin führt er aus: «*Daß die Seele*, inwiefern und insoweit sie eben ein göttliches Urbild sei, *ewig sein müsse*, ist alsbald klar: denn das einfachste Nachdenken zeigt uns, daß auf eine Idee – sie sei nun eine der höchsten oder eine der geringsten – der Begriff der Zeit gar keine Anwendung finde.»[14] Indem Carus in diesem Sinne die individuelle Seele des Menschen als eine durch «göttliches Mysterium» geschaffene ewige Idee auffaßt, die sich auf dem Wege ewiger Entwicklung befindet, gelangt auch er zu der *Anschauung vom wiederholten Erdenleben*. Ihm erscheint es unmöglich, den einmaligen, seiner Seele nach «von allen anderen Seelen verschiedenen» Menschen durch Geburt und Tod eingeschränkt zu denken. Er ist überzeugt, daß eine solche Seele «ihrer Ewigkeit nach nicht nur in einem einzigen menschlichen Dasein sich darleben könne, sondern daß sie für eine unendliche Reihe von Daseinsformen bestimmt sein müsse. Die ältesten Anschauungen der Menschheit haben daher auch immer etwas von dieser Erkenntnis empfangen . . . Immer aber sind es die altindischen Lehren von der unendlichen Durchbildung der Seele durch unendliche Daseinsformen, welche in dieser Beziehung die Wahrheit im

durchsichtigsten Gewand gezeigt haben.»

Hier berührt sich Carus mit Lessings bereits zitiertem Ausruf: «Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist?» Beide sind der Meinung, daß die Wirklichkeitslogik anders verläuft: Die These von der Wiederverkörperung der Menschenseele durch neue Geburten, in neuen Körpern ist darum die älteste, weil sie der Wahrheit entspricht und der noch ungebildete Sinn der frühen Menschheit für diese empfänglicher war, ehe er später – wie Lessing sagt – «durch Sophisterei . . . zerstreut und geschwächt» wurde.

Als mit großem Aufwand das 20. Jahrhundert festlich eingeleitet wurde, waren die Romantiker fast vergessen. Charles Darwins Abstammungslehre, Ernst Haeckels ‹*Welträtsel*› und Ludwig Feuerbachs ‹*Wesen der Religion*› verwirrten und beherrschten zugleich das Denken der Menschen. Die in Bewegung geratene Arbeiterschaft bezog die für eine soziale Erneuerung notwendigen Gedanken fast ausschließlich aus dem Hauptwerk von Karl Marx ‹*Das Kapital*›. Das im Zeichen des Idealismus begonnene Jahrhundert endete mit dem Triumph des Materialismus. Während mit unbedeutenden Ausnahmen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sich alle führenden Persönlichkeiten zu dem Gedanken der Unsterblichkeit des Menschen und damit zu einem Fortleben der Seele im Reich der Toten bekannt hatten, war das menschliche Bewußtsein am Ende des Jahrhunderts dem Gegenteil zugewandt. Beiden Strömungen, der idealistischen wie der materialistischen, war gemeinsam die Erringung freier Denktätigkeit, der Unabhängigkeit von kirchlichen Offenbarungen und Dogmen. Während aber die Ideen der Freiheit und der Unsterblichkeit bei Fichte, Hegel, Schelling, Carus und anderen als untrennbar voneinander gedacht und erlebt wurden, proklamierten die «Freidenker» ein halbes Jahrhundert später das Ende des Unsterblichkeitsglaubens, das Nichtvorhandensein eines Jenseits und eines irgendwie gearteten nachtodlichen Erlebens.

Ein Symptom für diesen geschichtlichen Prozeß scheint uns

Schicksal und Werk eines Mannes zu liefern, der in dieser Zeitepoche wirkte. Wir meinen den unbekannten Sohn des so bekannten Johann Gottlieb Fichte: *Immanuel Hermann Fichte* (1796–1879). Wir wagen gemeinsam mit dem gegenwärtig besten Kenner von I. H. Fichtes Werk, dem Freiburger Studienrat Hermann Ehret, zu behaupten, daß der Sohn Fichtes keineswegs weniger bedeutend war als sein Vater. Obwohl ein außerordentlich selbständiger Denker, der ebenso frei war von der einseitigen Wissensbetonung der Ich-Philosophie eines Max Stirner wie von den negativen, zerstörerischen Tendenzen eines Nietzsche, vergaß man ihn und seine zahlreichen Schriften über seinen berühmten Vater. Das geschah auch mit seinem 1867 erschienenen Buch *‹Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen›*, das den Untertitel trug: «Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte».

Ohne Polemik deckt darin I. H. Fichte die Schwäche des kirchlichen Unsterblichkeitsglaubens auf. Für ihn ist es ein «Ungedanke», Ewigkeit in der Zeit entstehen zu lassen. Ist das Wesen des Menschen unsterblich, so gehört es nach dem Tode der Ewigkeit an und muß dann auch schon vor der Geburt existiert haben. Darum ist für I. H. Fichte die Präexistenz der Seele vor der Geburt ebenso selbstverständlich wie ihre Fortdauer nach dem Tode. Er schreibt: «Ist wirklich der Geist, die Wurzel der Persönlichkeit in uns, . . . aus übersinnlichem, unsterblichem Stoffe gebildet, so muß er diese Beschaffenheit schon vor seiner Versinnlichung und trotz derselben behaupten; das heißt seine Versinnlichung (Verleiblichung) fällt in keinem Sinne mit seinem Verwirklichungsakte, seinem Geschaffensein zusammen . . . Soll der Individualgeist durch seine ihm immanente Natur . . . die Fähigkeit besitzen, den irdischen Tod, die Entleiblichung zu *überdauern*, so muß er auch in irgendeinem Sinne vor dieser Verleiblichung existieren.»[55]

Mit aller Entschiedenheit lehnt Fichte die damals im ersten Stadium sich entwickelnde Vererbungslehre als ausschließliche

Erklärung für das Sein eines Menschen ab, und zwar eines jeden Menschen, sowohl des genialen wie des Durchschnittsmenschen: «Was aber bei den Heroen der Geschichte in prägnanter und unverkennbarer Weise hervortritt, es findet in schwächerem Grad und in verborgenerer Wirkung bei jeder Erzeugung eines Menschenwesens statt. Kein Menschenerzeugtes ist lediglich das Resultat der psychisch-organischen Bestandteile seiner Erzeuger, weder eine bloße Wiederholung eines der beiden Eltern, noch ein bloßes Compositium aus beiden. Bestände die menschliche Fortpflanzung in nichts Anderm, als bloß in diesem Vorgange, so wäre längst das Menschengeschlecht zu derselben abstrakten Uniformität und Gleichartigkeit herabgesetzt, welche wir bei Tieren wahrnehmen, wo in den neu erzeugten Exemplaren nichts anderes als der erbliche Typus der Rasse oder der Spielart sichtbar wird. Dies hieße aber zugleich: es wäre jedes geistig Neue, jedes Genialische und genialisch Produktive, Erfindsame in der Menschheit längst erloschen, oder vielmehr niemals aufgetaucht.»[56]

I. H. Fichtes Buch erschien 1867. Ein Jahr zuvor, 1866, hatte der Augustinermönch *Gregor Johann Mendel* (1822–1884) seine Ergebnisse von Kreuzungsversuchen mit Gartenerbsen in den Mitteilungen des *‹Naturforschenden Vereins›* in Brünn veröffentlicht. Diese waren in der Einsamkeit eines Klostergartens entstanden. Hier beobachtete ein Pflanzenliebhaber, der später selbst Abt des Klosters wurde, wie Pflanzen ihre Eigenschaften wie Größe und Farbe der Blüten von Generation zu Generation vererben und welche gesetzmäßigen Änderungen sich bei Kreuzungen ergeben. Zwar blieb die Arbeit in den Kreisen der Wissenschaft zunächst unbeachtet. Dann aber schlug ihre Stunde. Im Jahre 1900 wurde sie gleichzeitig von drei Gelehrten, dem Holländer de Vries, dem Österreicher Tschermak und den Deutschen Correns, wiederentdeckt und durch eigene Versuche bestätigt. Fortan bildeten die Mendelschen Gesetze die Grundlage der für das 20. Jahrhundert so verhängnisvoll gewordenen Vererbungswissenschaft. Aus einer stillen Forschertätigkeit ent-

wickelte sich in wenigen Jahrzehnten eine Wissenschaft mit tiefen, tragischen Folgen: Ohne die Wissenschaft der Genetik hätte der nationalsozialistische Mythos vom «Blut und Boden» nicht entstehen können. Blut wurde als Gefühlsbegriff für Vererbung, Boden für Milieu gesetzt. Gleichzeitig mit Gregor Mendel und I. H. Fichte lebte *Charles Darwin* (1809–1882). Sein nicht nur die Biologie, sondern den gesamten Zeitgeist der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark beeinflussendes Werk: ‹*Über die Entstehung der Arten im Tier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung, oder die Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampf ums Dasein*› erschien 1859 in England. Ihm folgte 1871 die Abhandlung: ‹*Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl*›. Mit beiden Büchern hat Darwin eine Revolution in der Geistesgeschichte der Neuzeit hervorgerufen, die wohl nur mit der Entdeckung des Kopernikus vergleichbar ist. Die Diskussion um den Darwinismus erregte alle, die an der Erkenntnis von Welt. Erde und Mensch interessiert waren und sind.

Auch I. H. Fichte meldete nach Erscheinen des ersten Buches von Darwin ernste Bedenken an. Darwin selbst hat in seinen letzten Jahren Zweifel geäußert, ob seine Theorien auch der Wirklichkeit entsprechen. Selbstverständlich gibt es in der Natur eine Evolution, das heißt Entwicklungsprozesse. Selbstverständlich waltet unter allen Lebewesen *auch* das Gesetz vom «Kampf ums Dasein». Aber ausschließlich letzteres als Hauptprinzip der Natur anzuerkennen, wie der überzeugte Darwinist in gleichzeitigem Glauben an die Zufälligkeit von sprunghaften Veränderungen (Mutationen) es tut, lehnte I. H. Fichte ab. Wie sollte ein so negatives Prinzip wie das des «Kampfes ums Dasein» gleichzeitig so schöpferisch wirken können, daß dadurch eine Evolution von der Einzelle über Pflanze und Tier bis zum Menschen erzeugt wurde? Fichte sieht in Darwins Erklärungen Widersprüche, die ungelöst bleiben. «Wir sehen in diesem allen die deutlichsten Zeichen einer sehr bedenklichen Unklarheit über die eigenen Prinzipien, überhaupt eines kritiklosen, wenig

gebildeten Denkens.» Besonders ist I. H. Fichte dadurch beunruhigt, daß so wenige Naturwissenschaftler das Unzureichende des Darwinismus durchschauen. Er begreift nicht, daß sie Darwins Verstöße gegen folgerichtiges Denken «ruhig mit in Kauf genommen haben, um Darwin als Heros der Wissenschaft zu preisen, der endlich ‹das Ei des Columbus richtig gestellt habe›»[17].

Es ist eindeutig, daß diese Kritik I. H. Fichtes an Darwin der gleichen Quelle entstammt, der auch seine Auffassung von einem präexistenten und postmortalen Leben der Seele entspringt. Derjenige, für den die übersinnliche Welt der Daseinsgrund aller Kreatur ist, kann im Darwinismus nur eine Teilwahrheit sehen, die erheblicher Ergänzung bedarf. I. H. Fichtes Stimme blieb ungehört. Darwins Lehre, von den Theologen stärkstens, wenn auch mit zumeist untauglichen Mitteln bekämpft, setzte sich durch. Und solange materialistische Genetik, einseitige Evolutionslehre und philosophischer Materialismus die Grundlagen der Erkenntnis bilden, kann auch von einer Totenkunde, die das Leben nach dem Tode *erkennen* will, nicht die Rede sein.

Parapsychologie

Viele Menschen werden heute bei dem Wort «Jenseits» zuerst an Parapsychologie, Mediumismus und Spiritismus denken, zumal die sogenannte Psi-Welle seit 1970 immer mehr angewachsen und das Interesse immer größerer Kreise für okkulte Phänomene dadurch neu geweckt worden ist. Hier gilt es, zunächst einige Begriffe zu klären. Dem Wesen nach sind Mediumismus und Spiritismus als ein Versuch, eine Brücke vom Diesseits zum Jenseits zu bauen, sehr alt. Wir begegneten solchen Versuchen in der Pythia zu Delphi, der Totenbeschwörerin in Endor und der Vergil begleitenden Cumäischen Sibylle. Wahrscheinlich ist die Tradition mediumistischer Bemühungen in den letzten zwei Jahrtausenden nie ganz unterbrochen gewesen.

Stets geht es um die Verbindung vom Diesseits zum Jenseits. Im Diesseits befindet sich der die Fragen Stellende, im Jenseits der Antwortende. Die Vermittlung geschieht durch das Medium, dessen besondere Fähigkeit es ist, durch eigenen Willensakt oder durch Hypnose das Diesseitsbewußtsein zu verlieren und statt dessen ein Jenseitsbewußtsein (Trance) zu gewinnen. Da aber das zweite Bewußtsein in der Regel durch Verlust des ersten bezahlt werden muß, bedarf es eines Vermittlers, der die in somnambulem Zustand gemachten Äußerungen des Mediums festhält und sie häufig auch deutet. Dies kann ein einzelner sein, der die Sitzung (Séance) leitet, oder die Gesamtheit der Teilnehmenden.

Uns steht keine Statistik über die Teilnehmerzahlen an spiritistischen Sitzungen zur Verfügung. Sicher ist aber, daß das Interesse für diese Seite des Okkultismus in den verschiedenen Ländern unterschiedlich stark ist. In London finden seit längerer Zeit allsonntäglich in großen Sälen öffentliche spiritistische Sitzungen statt. Schottland ist bekannt als ein weiteres Zentrum für Mediumismus. Auch in Dänemark, Schweden und Holland finden sich größere Gruppen von Spiritisten regelmäßig zusammen. Doch scheint dies alles nur unbedeutend gegenüber den Verhältnissen in Nord- und Südamerika zu sein. Obwohl in einem Land wie Brasilien der Statistik nach über 90 Prozent der Bevölkerung zur römisch-katholischen Kirche gezählt werden, breitet sich vor allem durch die Nachwirkung indianischer und afrikanischer Naturreligionen unter der Decke des offiziellen religiösen Lebens ein zwielichtiger Okkultismus aus. So konnte ich zum Beispiel am hellichten Tage im Verkehrszentrum von Rio de Janeiro ein Blumen- und Nahrungsmittelarrangement mitten auf der Straße stehen sehen, das dort zur Beschwörung der Geister von Verstorbenen aufgebaut worden war. Alle Autofahrer respektierten dieses gefährliche Verkehrshindernis und fuhren um die «Opfergabe» herum. Daß sich bei solchen spiritistischen Kulten eine Grenze zwischen Wissen, Glauben und Aberglauben nicht ziehen läßt, liegt auf der Hand.

Demgegenüber versucht die seit Jahrzehnten um offizielle Anerkennung als Wissenschaft bemühte Parapsychologie, mit allen zwielichtigen Phänomenen aufzuräumen und diese «Unterwelterforschung von sich aus exakt zu betreiben, zumal – wie bereits erwähnt – das Interesse in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit stark angewachsen ist und vor allem durch eine Flut von mehr oder minder seriösen Publikationen zu diesem Thema ständig genährt wird. Auf das Buch des berühmten amerikanischen Mediums Arthur Ford, *‹Bericht vom Leben nach dem Tode›* (1971) und den Bericht von Sheila Ostrander und Lynn Schroeder, *‹Psi›* (1970), und anderen folgten die Bücher: Nils-Olof Jacobson, *‹Leben nach dem Tod?›* (1972), Morey Bernstein, *‹Protokoll einer Wiedergeburt›* mit dem Untertitel «Der weltbekannte Fall Bridey Murphy zeigt: Der Mensch lebt nicht nur einmal» (1973) und Thorwald Dethlefsen, *‹Das Leben*

nach dem Leben. Gespräche mit Wiedergeborenen› (1974). Auch der offizielle Lehrstuhlinhaber für Parapsychologie in Freiburg, Professor Hans Bender, nahm öffentlich Stellung zu den Problemen von Telepathie, «Spuk», Spiritismus usw. in seinem Buch ‹*Verborgene Wirklichkeit*› (1973).

Als Arthur Ford am 4. Januar 1971 starb, war er das bekannteste Medium in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Rund 8000 Séancen haben mit ihm stattgefunden. Neben vielen Ratsuchenden aus allen sozialen Schichten nahmen führende Wissenschaftler, Technologen wie der Astronaut D. Mitchell und Politiker an solchen spiritistischen Sitzungen teil. Schon die Tatsache, daß das Medium ein Mann war und nicht – wie meistens – eine Frau, gab ihm ein höheres Ansehen.

Wer eine Einführung in den heutigen Stand des Spiritismus sucht, wird von dem Buch Arthur Fords nicht enttäuscht werden. Wohl kaum hat bis heute ein Medium so klar und deutlich das Wesen des Kontakts mit dem Totenreich zu schildern verstanden wie Arthur Ford. Über sein Auftreten in öffentlichen Versammlungen berichtet er selbst kurz und bündig: «Ich hielt zunächst einen leicht verständlichen Vortrag über parapsychologische Phänomene, versetzte dann meinen Geist in einen Zustand, der mit der Einstellung einer bestimmten Wellenfrequenz vergleichbar ist: Ich stellte mich auf die Welt der Toten ein, und die irdische Welt entschwand aus meinem Bewußtsein. In diesem Trancezustand empfing ich Botschaften, das heißt ich übermittelte anwesenden Personen Nachrichten von verstorbenen Verwandten und Freunden oder auch von historischen Persönlichkeiten.»

Auch über das Erwachen aus dem Trancezustand und die Nachwirkungen gibt Ford Auskunft: «Eine Séance dauerte etwa eine Stunde. Länger hielt meine Konzentrationskraft – zumindest in den ersten Jahren – nicht vor. Ich erwachte wie jemand, dem es nicht leichtfällt, aus einem tiefen Mittagsschlaf in den hellen Alltag zurückzufinden.»[18]

Wie üblich konnte auch Arthur Ford als Medium nicht aus

dem Wachbewußtsein heraus das, was er im Trancezustand erlebte und durch Worte vermittelte, selbst kontrollieren, sondern mußte sich durch Séance-Teilnehmer erst darüber unterrichten lassen. Selbstverständlich hat man sich in den letzten Jahren auch den technischen Fortschritt zu eigen gemacht und die Äußerungen des Mediums auf Tonbänder aufgenommen. Dies kann eine Hilfe zur Objektivierung des durch das Medium als «Botschaft aus der Welt der Toten» Mitgeteilten sein, auch wenn es für eine Brücke zur geistigen Welt nicht gerade das adäquate Hilfsmittel zu sein scheint.

Medien haben häufig in der unsichtbaren Welt einen spezifischen Helfergeist, der zwischen dem in Trance Versetzten und den Seelen Verstorbener vermittelt. Auch Arthur Ford berichtet mit nüchterner Offenheit darüber, wie diese übersinnliche Hilfe in seinem Fall zustande kam: «Es war im Jahre 1924, als ich, am Ende einer Séance wieder erwachend, von den Teilnehmern erfuhr, daß ein Verstorbener für mich selbst eine Botschaft hinterlassen hatte. Er hatte mit seiner eigenen Stimme gesprochen: ‹Wenn Ford aufwacht, dann sagt ihm, daß ich von nun an sein Partner sein werde und daß ich mich Fletcher nenne.›»[19]

Tatsächlich hat ihm dieser sich selbst Fletcher nennende «Kontaktmann im Jenseits» als Helfer und Diener in den zahlreichen Sitzungen von 1924 bis 1970, in denen Arthur Ford als Medium wirkte, zur Seite gestanden. Ford schreibt über den «Kontrollgeist», wie er ihn selber nennt, daß er 1924 durch die Teilnehmer der Séancen gründlich erfragen ließ, wer sich hinter dem Namen «Fletcher» verberge. Aus den Antworten, die Ford im Trancezustand vermittelte, erfuhr er, daß es sich um einen Verstorbenen handle, dessen zweiter Vorname bei Lebzeiten Fletcher gewesen sei. Aus Rücksicht auf die strenggläubige römisch-katholische Familie bat der Geist, seinen Nachnamen diskret zu verschweigen – was von den Teilnehmern auch innegehalten wurde. Im weiteren teilt Fletcher über sich selbst mit: «Arthur Ford ist ein Landsmann von mir und ein Altersgenosse. In unserer Kindheit wohnten wir beide nicht weit voneinander

entfernt. Meine Eltern hatten ein Haus in der Nähe von Port Pierce, auf der anderen Seite des Flusses. Als ich noch ein kleiner Junge war, zogen wir nach Kanada. Dort bin ich groß geworden. Bei Kriegsausbruch meldete ich mich freiwillig und fiel an der belgischen Front . . . Sie können das alles nachprüfen.» Ford, der den vollen Namen seines Helfergeistes von den Teilnehmern erfahren hatte, ging den Angaben nach, besuchte Familienangehörige des verstorbenen Fletcher und fand alles bestätigt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich Fords ungewöhnliche Fähigkeiten sensationell auswirkten. So hatte der englische «Sherlock Holmes»-Schriftsteller Sir Arthur Conan Doyle noch kurz vor seinem Tode (1930) angeregt, einmal eine Séance im Flugzeug zu halten, um die veränderten Umstände in der Luftatmosphäre zu studieren. Zwölf Jahre später konkretisierte der bekannte amerikanische Journalist Goldstrom, der Doyles Idee kannte, diesen Plan. Außer Arthur Ford wurde das Medium Miss Maina Tafe gewonnen, sich für eine Séance im Flugzeug zur Verfügung zu stellen. Fünf weitere Teilnehmer, die «ebenso aufgeschlossene wie kritische und in der Öffentlichkeit angesehene Persönlichkeiten» sein sollten, fanden sich gemeinsam mit Ford, Goldstrom und Maina Tafe als Experimentierkreis zusammen. Nach Arthur Ford verlief der Versuch einer spiritistischen Sitzung – in einer Höhe bis zu zweitausendvierhundert Metern – sehr zufriedenstellend. Dabei gelang es, mit der Seele Conan Doyles selbst in Kontakt zu kommen. Das Medium sprach unverkennbar mit der Stimme des verstorbenen Schriftstellers, so wurde es wenigstens von der teilnehmenden Prinzessin Rospiglioni, einer «engen Freundin Conan Doyles und seiner Familie», bestätigt. Ford fügt hinzu: «Es war ohne jeden Zweifel die Stimme Conan Doyles. Jeder, der ihn persönlich gekannt hatte, hielt einen Irrtum für ausgeschlossen.»[60] Fragen muß man allerdings, ob es wohl den verstorbenen Seelen Freude bereitet, unter solchen Umständen in das irdische Leben zurückgerufen und zum «Sprechen» gebracht zu werden?

Arthur Ford kennt dergleichen oder ähnliche Einwände, die gegen den Spiritismus erhoben werden. Er weiß, daß von spirituell veranlagten Menschen oft darauf hingewiesen wird, wie banal und belanglos die sogenannten Offenbarungen aus dem Totenreich sind, die durch die Medien mitgeteilt werden. Kennen die Verstorbenen nichts anderes – Geistigeres –, als daß sie «Geschwätz und Familienklatsch» ihrer irdischen Existenz drüben weiterbehandeln? Schon mancher Ratsuchende hat sich von spiritistischen Sitzungen bald wieder enttäuscht zurückgezogen, weil ihm statt wirklicher Geistoffenbarung nichts als Trivialität und Banalität geboten wurde. Ford sucht diesen Vorwürfen dadurch zu begegnen, daß er darauf hinweist, wie notwendig es sei, jedes physische Detail ernst zu nehmen, um Täuschungen, die auf diesem Gebiet so nahe liegen, ausschließen zu können: «Jedes Medium, das in der Trance in Kontakt mit Unbekannten tritt, kennt dieses Problem und weiß, daß es die Belanglosigkeiten sind, die den Schlüssel zur Identifizierung des Partners liefern.» Dem kann man nicht widersprechen. Es trifft zu, was Arthur Ford weiter fortfahrend sagt: «Wer den trivialen Durchgaben keine Beachtung schenkt, wer ein schlechtes Erinnerungsvermögen besitzt oder ein bewußt oder unbewußt einseitig geschultes Gedächtnis, das banale Detail nicht zu registrieren pflegt, der wird mit seinen medialen Verbindungen zu Jenseitigen . . . nicht viel Glück haben.»[61]

Arthur Ford ist jedoch so völlig vom Mediumismus ergriffen, daß er den eigentlichen Einwand gar nicht begreift. Er hat recht, wenn er die banalen Tatsachen als wichtige Orientierungshilfen für den medialen Verkehr ernst nimmt. Aber die eigentliche Frage muß doch anders gestellt werden, nämlich: Ist es ein dem heutigen Zeitalter entsprechender Weg, über ein vermindertes bzw. ausgeschaltetes Tagesbewußtsein (des Mediums) die Verbindung zu dem Totenreich herzustellen? Worin liegt der Grund, daß höhere Bezirke des jenseitigen Lebens im Spiritismus so gut wie nie erreicht werden, sondern es beim Austausch von Belanglosigkeiten bleibt? Sollte der heutige Spiritismus in

Wahrheit unzeitgemäß sein, ein Versuch, mit untauglichen Mitteln in das Totenreich einzudringen? Wir meinen, daß der Spiritismus als Mediumismus heute – im Gegensatz zu den Zeiten der Pythia – zu einer dürftigen Totenkunde abgesunken ist, die dem wahren Wesen des Totenreiches nicht mehr gerecht wird.

Die Anthroposophie Rudolf Steiners

Unsere Frage ist nicht, ob durch Mediumismus, mit und ohne Hypnose, eine Verbindung zum Totenreich herbeigeführt werden kann. Es sind genügend Beweise erbracht, daß es diesen Weg gibt. Unsere Frage lautet: Ist die Verbindung zum Jenseits durch Mediumismus der einzig mögliche Weg, ist er heute zeitgemäß, das heißt entspricht er dem Gegenwartsmenschen, oder ist er ein Atavismus, der nur in Ausnahmefällen zu befriedigenden Resultaten zu führen vermag?

Mediumismus und Hypnose bedeuten Bewußtseinsherabsetzung, Bewußtseinsminderung. Das Entscheidende bei beiden, der Übergang ins Jenseits, geschieht im Trance-Schlaf, der nur eintritt, wenn das Tagesbewußtsein zuvor ausgelöscht wurde. Die Aussagen aus dem Tiefschlaf heraus werden sekundär mit Hilfe eines Tagesbewußtseins interpretiert, das – wie sich bei Arthur Ford und noch mehr bei Morey Bernstein gezeigt hat – weitgehend materiell ausgerichtet ist. Zwischen dem Trance-Bewußtsein des Mediums und dem des Interpreten liegt ein weiterer Zwischenraum. Beiden sind Grenzen gezogen, die sie selbst nicht zu überschreiten vermögen. Die Folge ist – wie wir bereits angedeutet haben –, daß der nach Erkenntnis Suchende, der etwas über die Höhen und Tiefen der geistigen Welt erfahren möchte, in der Regel durch die spiritistischen Aussagen enttäuscht wird. Allenfalls erfährt der Teilnehmer einer Séance, daß es für die Verstorbenen noch andere, höhere Welten gibt, von denen aber der Kontrollgeist, der den Kontakt zum Jenseits herstellt, selbst keine Erfahrungen hat und sich darum auch nicht darüber äußern kann. Man kann daher sagen: Der Mediu-

mismus fördert nur den Bodensatz einer unteren Zwischenwelt zutage, die weder in die Höhen des Himmels noch in die Tiefen der Hölle hineinreicht – daher das Unbefriedigende der Aussagen.

Wenn auch die Worte «Bewußtseinserweiterung» und «Meditation» heute zu Modewörtern geworden sind, so weisen doch beide in eine mögliche Richtung, wie diese Diskrepanz zwischen Ziel und Resultat in Zukunft aufgehoben werden könnte. Von Bewußtseinserweiterung träumen heute vor allem jüngere Menschen, ohne genauer angeben zu können, was sie darunter verstehen. Von Meditation sprechen heute nicht nur Yoga-Anhänger, sondern auch Vertreter beider christlicher Konfessionen. Dem liegt in der Regel ein schwer faßbarer, unklarer Begriff zugrunde. In der Umgangssprache bedeutet Meditation soviel wie «ernsthafte Besinnung» auf ein Thema oder einen Gegenstand. Was «Meditation» im strengen Sinne ist, kann man den Schriften Rudolf Steiners entnehmen, denn in einem seiner Hauptwerke, das den Titel trägt ‹*Wie erlangt man Erkenntnisse höherer Welten?*›, erhält man auf die so gestellte Frage als Antwort: *durch Meditation.*

Meditation bedeutet gegenüber einem Vorgang, in dessen Verlauf jemand in Trance-Schlaf versetzt wird, den genau umgekehrten Prozeß. Meditation besteht in einer durch regelmäßige Übung herbeigeführten konzentrierten Bewußtseinssteigerung. Der Ausgangspunkt ist das wache Tagesbewußtsein, das sich unter Ausschaltung aller äußeren Ablenkungen einem geistigen Inhalt hingibt. Ein solcher Inhalt kann sehr verschiedener Art sein. So eignen sich für Anfänger in der meditativen Übung besonders die ersten fünf Zeilen des Johannes-Evangeliums. Weitere Texte liegen in dem Band ‹*Wahrspruchworte*› von Rudolf Steiner gesammelt vor.

Das erste Ziel einer solchen regelmäßig gepflegten Meditation ist die Fähigkeit, in «reinen Gedanken», wir können auch sagen in «reiner Innerlichkeit» zu leben, ohne sich von der Außenwelt ablenken zu lassen. Jeder Übende weiß, wie schwer ein solches

konzentriertes Bewußtsein zu erlangen ist. Wenn aber, und sei es nur anfänglich, die meditative Versenkung gelingt, so eröffnet sich ein völlig neuer Erfahrungsbereich. *Durch ernsthafte Meditation findet tatsächlich eine Bewußtseinserweiterung statt,* die zugleich Steigerung und Vertiefung bedeutet. Der Übende erfährt sich selbst in einem rein geistigen Zustand, in dem die Notwendigkeit, ein Gehirn als Organ für die Tätigkeit des Denkens zu haben, nach und nach schwindet.

Es liegt im Wesen des Menschen, daß sich hier Tor und Tür für Illusion und Selbstbetrug öffnen. Das muß man wissen und erhöhte Selbstkontrolle üben. Aber die möglichen Fehlleistungen sollten nicht verhindern, die positiven Ziele eines ernsthaften Meditationsweges zu verfolgen. Geschieht dies mit planmäßiger Regelmäßigkeit und gelassener Geduld, eröffnet die meditative Versenkung neue Erfahrungsfelder. Dem Meditierenden erschließen sich nach und nach übersinnliche Bezirke, die mit Fug und Recht als jenseits der Sinnlichkeit bezeichnet und als «*leibfrei*» erlebt werden.

Der Begründer der Anthroposophie, Rudolf Steiner (1861–1925), hat diesen hier angedeuteten Weg so konsequent verfolgt und beherrscht, daß sich ihm dadurch ungezählte Einblicke in die geistige Welt eröffnet haben. Was er im «reinen Geiste» schaute, die Resultate dieses bewußten «Hellsehertums» hat er in Wort und Schrift mitgeteilt. Dabei appellierte er ausdrücklich nie an einen «blinden Glauben», sondern forderte stets kritisch prüfende Aufnahme. In diesem Sinne sollen auch im folgenden die Vorstellungen vom Totenreich, so wie sie Rudolf Steiner vermittelt hat, beschrieben und aufgefaßt werden. Es wäre falsch, wollte man an die Stelle alter, nicht mehr tragender Dogmen neue setzen. Das würde Bewußtseinsverengung und nicht Bewußtseinserweiterung bedeuten.

Das dem Sterben sich anschließende Gestorbensein vollzieht sich nach anthroposophischer Erkenntnis in mehreren Stufen. Von diesseitiger Sicht ist der Todesaugenblick ein Ereignis, das unabänderlich ist und oft mit Furcht und Ängstlichkeit erwartet

wird. Demgegenüber bedeutet von jenseitiger Sicht der Sterbemoment für den Verstorbenen die Ablegung des Leibes, den «Sieg des Geistes, als das Heraus-sich-Winden des Geistes aus dem Leibe». So erlebt es der soeben Verstorbene, und da erscheint ihm der Tod «als das größte, herrlichste, als das bedeutsamste Ereignis».

Diese Todeserfahrung des Verstorbenen steht im Kontrast zu der Geburtserfahrung des Lebenden. Kein Mensch kann sich natürlicherweise an seine eigene Geburt erinnern. Er muß sich von anderen erzählen lassen, wie sie sich zutrug. Natürlich zweifelt er nicht daran, daß er geboren wurde, denn jeder Mensch lebt nur dadurch, daß er geboren wurde. Aber aus eigener Erfahrung kann der Mensch über seine eigene Geburt nichts aussagen.

Anders ist es mit dem Todesaugenblick, das heißt dem Moment des Eintritts in die geistige Welt. Auch nach dem Tode hat der Mensch ein Bewußtsein von sich selbst. Selbstverständlich ist dieses Bewußtsein ein anderes als das durch die Bindung an einen Leib während des diesseitigen Lebens bewirkte Ich-Bewußtsein. Für das jenseitige Selbst-Bewußtsein der Seele ist der Moment des Gestorbenseins von entscheidender Bedeutung. An ihm entzündet sich das neue Ich-Bewußtsein, das als solches im nachtodlichen Leben bleibt, denn nach Steiner «haben wir in der ganzen Zeit zwischen dem Tode und einer neuen Geburt nicht nur ein ähnliches, sondern sogar in einem viel höheren Sinne ein Ich-Bewußtsein als hier im physischen Leben»[62]. In diesem Sinne ist das Hinschauen von jenseits der Todespforte auf den Moment des Leibfrei-Werdens «als einen der herrlichsten, als einen der erhabensten Augenblicke» die Quelle für ein sich immerwährend erneuerndes Jenseits-Bewußtsein.

Nach diesem Todeserlebnis folgt als zweite Stufe nachtodlichen Lebens die *Lebensrückschau des Verstorbenen.* Man nennt dieses Erlebnis auch die «Rückerinnerung», doch muß man sich des Unterschiedes zu dem bewußt sein, was wir aus der diesseitigen Erfahrung mit dem gleichen Wort bezeichnen. Rückerinne-

rung bedeutet im Hier und Jetzt das «zeitliche Heraufholen aus dem Gedächtnisse». Dieses irdische Gedächtnis ist als solches an den Leib gebunden und daher im Laufe des Lebens mehr oder weniger stark, je nach der körperlichen Konstitution.

Dagegen erscheint während der Rückerinnerung nach dem Tode das vergangene Leben wie in einem einzigen Panorama, das alles enthält, was sich im Leben abgespielt hat. Der Verstorbene erlebt: ein Lebenspanorama, ein Lebensbild. Das, was sonst in der Zeit nacheinander gefolgt ist, umgibt ihn nun in einem geistigen Gewebe. Nichts von seinem gelebten Leben ist verlorengegangen. Längst Vergessenes ist erhalten geblieben und erscheint jetzt aufbewahrt in dem lückenlosen Lebensbild. Die Seele des Verstorbenen erlebt ihr vergangenes Erdenleben mit allen Leiden und Freuden, Taten und Unterlassungen als eine objektive Welt, die sie umgibt und sich langsam von ihr löst. «Im Leben sind wir ja oftmals recht traumhaft; dasjenige, was wir herzhaft erlebten auf dem physischen Plan, das stumpft nach und nach ab, das lähmt sich ab. Wenn wir durch die Pforte des Todes gegangen sind und es im Lebenstableau wieder erleben, da ist es nicht so herabgelähmt, da ist es mit all' der Frische und Herzhaftigkeit vorhanden, in denen es vorhanden war während des Lebens.»[63] Dies gilt für alles, was vom Menschen ausging oder was er empfing: Lichtes wie Dunkles, Gutes wie Böses.

Wer schon vor dem Tode regelmäßig Lebensrückschau gepflegt und es dabei zu einer gewissen Könnerschaft gebracht hat, wird es nicht schwer haben, dieses erste nachtodliche Erleben nachzuempfinden. Lebensrückschau zu üben ist allerdings in erster Linie eine Sache des Alters. Selten wird ein jüngerer Mensch das Bedürfnis empfinden, sich den Ablauf vergangener Jahre bis in alle Einzelheiten hinein zu vergegenwärtigen. Um so natürlicher ist es am anderen Lebenspol, sich selbst über das gelebte Leben Rechenschaft zu geben. Unterläßt dies ein Mensch, der schon die Schwelle von siebzig Jahren überschritten hat, so zeigt dies eine verborgene Schwäche an.

Menschen, die ein regelmäßiges Gebets- oder Meditationsle-

ben pflegen, kennen die Praxis abendlicher Tagesrückschau. Sie sind sozusagen eingeübt in einen inneren Prozeß. Sie wissen, daß es besser ist, die Rückschau entgegengesetzt zum Ablauf des Tages vorzunehmen, das heißt mit dem, was zuletzt geschehen ist, zu beginnen und mit dem Aufstehen und Erwachen zu enden. Die Erfahrung lehrt, daß eine solche Umkehrung des Zeitablaufes stärker die Ich-Kraft des Übenden herausfordert, als wenn er mit dem Zeitstrom schwimmt. Weiter gehört zu den Übungsregeln, daß man die Rückschau so sachlich wie nur irgend möglich vollzieht. Denn zunächst geht es nicht um eine moralische Bewertung des im Laufe des Tages Vollbrachten, des Handelns, Erlebens und Denkens. Wichtiger ist vielmehr, daß der die Rückschau Übende lernt, sich und seinem Leben objektiv gegenüberzutreten und aus innerer Distanz sich selbst wie einem Fremden zuzuschauen, ähnlich wie ein Maler, der bei der Gestaltung eines Freskos auf einer Kirchenwand von Zeit zu Zeit beim Malen innehalten und zurücktreten muß, um das entstehende Werk als Ganzes überblicken zu können. Ein entsprechendes Verhalten gilt gleicherweise für die Tages- wie für die Lebensrückschau. Erst so können aus ihr sachliche Einsichten gewonnen werden. Wer sich daran gewöhnt hat, in Distanz sein Leben zu überblicken, sieht klarer, wie Licht und Finsternis verteilt sind und wo es notwendig ist, ändernd einzugreifen, als jemand, der ständig sich selbst moralisierend bewertet.

Wer also die Praxis dieser Formen von Rückschau kennt, wird leichter die geschilderte Form der Rückschau von Verstorbenen nachvollziehen können.

Nun gibt es aber gelegentlich gewisse Notsituationen, durch die wir gleichsam hinter den Vorhang des Todes blicken können. Wir denken da an Berichte von Menschen, denen bei Unglücksfällen die Erfahrung der Gesamtrückschau über ihr verflossenes Leben zuteil wurde. Zum Beispiel wissen Menschen davon zu erzählen, die fast ertrunken waren, dann aber ins Leben zurückgerufen wurden. Übereinstimmend berichten sie, daß sie ihr ganzes Leben von dem Augenblick des diesseitigen Bewußtseinsschwundes rückwärts bis in die frühe Kindheit mit allen Einzelheiten «wie in einem Film» hätten an sich vorüberziehen sehen. Diese Erfahrung ist vielfach auch dokumentarisch belegt worden. Wir zitieren im folgenden einige Beispiele, die wir dem Buch von Friedrich Husemann *‹Vom Bild und Sinn des Todes›*[64] entnommen haben.

Ein Obermaat des Panzerkreuzers «Prinz Friedrich Karl» berichtet: «Als unser prächtiger Panzerkreuzer, während des Krieges bei Memel, den verderblichen großen Volltreffer bekam, der uns den nassen Elementen preisgab, war ich einer der ersten, den das schnellsinkende Schiff über Bord warf. Bei den heftigen, aber vergeblichen Anstrengungen, ein im Wasser treibendes Balkenteil zu erreichen, hatte ich ungeschickterweise viel Wasser geschluckt und fühlte bereits, daß ich untersank. Alle Hoffnung war geschwunden, jede Muskelarbeit hörte auf, ich empfand, daß ich am Ertrinken war. Ich habe alle Einzelheiten noch so lebendig im Gedächtnis bewahrt, als seien sie gestern vorgefallen. Von dem Augenblick an, wo alle körperliche Bewegung aufhörte, was wohl eine unmittelbare Folge der Erstickung war, trat an die Stelle der bisherigen tumultarischen Empfindungen ein Gefühl vollkommener Ruhe. Das Ertrinken schien mir auch nicht mehr ein Leiden und jeder Gedanke der Rettung war aufgegeben. Auch hatte ich keinerlei körperliche Beschwerden, im Gegenteil, meine Empfindungen waren angenehmer Art, sie hatten etwas von dem Funkeln und befriedigenden Gefühle, welches dem durch Anstrengungen herbeigeführten Schlafe vorangeht. Waren nun zwar die Sinne abgestorben, so war es doch der Geist nicht. Im Gegenteil, seine Tätigkeit schien in einem Verhältnis gestärkt zu sein, das aller Beschreibung spottet. Ein Gedanke jagte den andern mit einer Schnelligkeit der Aufeinanderfolge, die nicht nur unwiedergebbar, sondern gewiß auch jedem, der nicht in einer ähnlichen Lage gewesen, unbegreiflich ist. Ich vermag noch jetzt diesen Gedankenteil zum größten Teile wiederzugeben. Ich dachte an unsere letzten Abschüsse auf die feindlichen Schiffe, dann die furchtbare Wirkung des Voll-

treffers, meinen Sturz ins Meer, mein Hasten nach dem treibenden Balken, weiter das mit meinen Kameraden besetzte Rettungsboot, in das ich auch später geborgen wurde, auch die entsetzliche Wirkung meines Todes auf meine arme Frau daheim, die Art und Weise, wie sie es der übrigen Familie mitteilen würde, und tausend andere hiermit verknüpfte Umstände. Dann bekamen die Gedanken einen anderen Weg: unsere letzte Fahrt im Frieden, meine Schule in Magdeburg, meine Fortschritte, die ich darin gemacht, und die Zeit, die ich vergeudet hatte, sogar alle meine kindischen Fahrten und Abenteuer. *So rückwärts reisend, erschien mir jeder Vorgang meines vergangenen Lebens in meinem Gedächtnis in rückschreitender Aufeinanderfolge.* Aber nicht in bloßen Umrissen, sondern mit allen kleinsten Zügen und Nebenumständen, kurz, der ganze Zeitraum meiner Existenz erschien mir als eine Art *Panorama* vor die Seele geführt. Dabei wurde jeder Auftritt mit einem Bewußtsein von Recht oder Unrecht mit einem gewissen Erwägen von Ursachen und Folgen begleitet.

Dieses ganze fürchterliche Erlebnis hat mich schließlich dazu veranlaßt, an die fast unendliche Kraft des Gedächtnisses zu glauben, mit welcher wir in einer andern Welt erwachen werden. Wie lange ich vor diesem Film des eigenen Lebens zubrachte, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, doch können gewiß kaum zwei Minuten von dem Moment der Erstickung an bis zu meiner Rettung verstrichen sein. Meine Gefühle während der Rückkehr zum Leben waren denen im Wasser völlig entgegengesetzt. Eine hilflose Angst, eine Art fortwährenden Alpdrükkens schien bleischwer auf jedem Sinne zu lasten und die Bildung jedes vernünftigen Gedankens zu verhindern. Nur mit Mühe kam ich zu der Überzeugung, daß ich wirklich noch am Leben sei. Aber anstatt, wie im Zustand meines Ertrinkens, von allen körperlichen Beschwerden frei zu sein, wurde ich von schrecklichen Schmerzen geplagt, die diejenigen früherer schwererer Verwundungen weit übertrafen . . .»

Der Züricher Geologe, Professor Albert Heim, erzählt von

einem Erlebnis, das er beim Absturz in den Alpen gehabt hat: «Sofort wie ich stürzte, sah ich ein, daß ich nun an den Fels geworfen werden müsse und erwartete den Anprall. Ich grub mit den gekrallten Fingern in den Schnee, um zu bremsen und riß mir dadurch alle Fingerspitzen blutig, ohne Schmerz zu empfinden. Ich hörte genau das Anschlagen meines Kopfes und Rückens an jeder Ecke des Felsens, und ich hörte den dumpfen Schlag, als ich hinten auffiel. Schmerzen empfand ich erst nach etwa einer Stunde. Während des Falles stellte sich die erwähnte Gedankenflut ein. Was ich in fünf bis zehn Sekunden gedacht und gefühlt habe, läßt sich in zehnmal mehr Minuten nicht erzählen. Zunächst übersah ich die Möglichkeiten meines Schicksals. – Eine andere Gedanken- und Vorstellungsgruppe betraf die Folgen meines Sturzes für die Hinterbleibenden. – Ich übersah, wie die Nachricht meines Todes bei den Meinigen eintraf und tröstete sie in Gedanken. *Dann sah ich wie auf einer Bühne aus einiger Entfernung mein ganzes vergangenes Leben in zahlreichen Bildern sich abspielen.* Ich sah mich selbst als die spielende Hauptperson. Alles war wie verklärt von einem himmlischen Lichte, und alles war schön und ohne Schmerz, ohne Angst, ohne Pein. Auch die Erinnerung an sehr traurige Erlebnisse war klar, aber dennoch nicht traurig. Erhabene und versöhnende Gedanken beherrschten und verbanden die Einzelbilder, und eine göttliche Ruhe zog wie herrliche Musik durch meine Seele. Mehr und mehr umgab mich ein herrlich blauer Himmel mit rosigen und besonders mit zart violetten Wölklein. – Ich schwebte peinlos und sanft in denselben hinaus, während ich sah, daß ich nun frei durch die Luft flog, und daß unter mir noch ein Schneefeld folgte. Objektives Beobachten, Denken und subjektives Fühlen gingen gleichzeitig nebeneinander vor sich. Dann hörte ich ein dumpfes Aufschlagen, und mein Sturz war zu Ende. In dem Momente war mir, als husche ein schwarzer Gegenstand vor meinen Augen vorüber, und ich rief aus Leibeskräften drei- bis viermal nacheinander: Es hat mir gar nichts getan!»[65]

Und schließlich ein Bericht des Schriftstellers Gustav Stutzer über seine Erlebnisse, die er bei Starre durch Herzkrämpfe als Folge einer Malaria-Erkrankung durchleiden mußte: «*Mein ganzes Leben ging in schnellen, aber nicht unruhigen Bildern an mir vorüber.* Am häufigsten zogen sie, wie man jetzt sagen würde, kinematographisch an mir vorbei, einige Male sah ich sie wie Bilder ohne Rahmen an einer langen Wand, auch *wie ein großes Gemälde aus der Vogelperspektive*; immer deutlich. Darunter befanden sich stets solche, welche mir aus dem Gedächtnis entschwunden gewesen waren, die ich aber als richtig erkannte. Meine Gedanken arbeiteten dabei reflektierend so klar, daß ich mir sagte: ‹Das sind Vorstellungen des Gewissens.› Denn sie bezogen sich auf – an sich geringfügige – Unterlassungen . . .

Furcht empfand ich gar nicht. Sogar das Empfinden eines allmählichen Versinkens erschreckte mich nicht.»[66]

Diese Beispiele mögen genügen, um ein Verstehen für das zu erleichtern, was von jedem Verstorbenen als Ersterfahrung nach dem Todesaugenblick erlebt wird: *die Lebensrückschau.* Nach Rudolf Steiner währt sie «etwa drei Tage lang». In anderem Zusammenhang sagt er, das «Lebenspanorama» dauere so lange, wie der Verstorbene während seines Erdenlebens mit Anstrengung hätte kontinuierlich wach bleiben können, ohne einzuschlafen. Auch diese Angabe führt zu dem Ergebnis von zwei bis vier Tagen. Dieser Zeitraum deckt sich mit der Gewohnheit, den Leib des Verstorbenen nach drei Tagen der Erde zu übergeben oder zu verbrennen.

Um die weiteren Stufen des Lebens nach dem Tode verständlich zu machen, bedarf es einer erneuten Beschäftigung mit dem Wesen des Menschen, so wie er uns auf Erden entgegentritt. Wohl fühlt sich der gesunde Mensch als eine Einheit, aber diese Einheit ist bei sachlicher Betrachtung mehrschichtig. So wie es drei Stufen sind, in denen die Natur zum Menschen aufsteigt: Mineral, Pflanze und Tier, so entsprechen dem im Menschen drei Daseinsschichten. Unschwer erkennt man, daß der Mensch in seinem Leib die mineralische Welt in sich trägt. Diesen Anteil

seines Wesens läßt er *im Tode* als Leichnam zurück. Solange der Mensch auf Erden *lebt*, ist dieser physisch-mineralische Leib von Lebenskräften durchzogen, von einem zweiten unsichtbaren Leib – dem Äther-Leib.

Das Erlebnis der Lebensrückschau ist gleichbedeutend mit dem Verlust dieses Ätherorganismus. So wie sich der physische Leib nach dem Tode – sei es durch Verwesung, sei es durch Verbrennung – in den physischen Leib der Erde auflöst und sich in seinen Bestandteilen wieder mit der Gesamterde verbindet, so löst sich *nach dem Tode* der Lebensorganismus vom Menschen und verbindet sich mit dem Ätherorganismus von Erde und Kosmos. Diesen Vorgang erlebt der Abgeschiedene als die beschriebene Rückschau. Ist diese abgeklungen, erfährt sich jetzt die Geistseele des Verstorbenen im endgültigen Sinne als vom Leib getrennt. Alle Funktionen, die den irdischen Leib – verwandt dem Pflanzenwesen – durch Ernährung, Wachstum und Fortpflanzung am Leben erhielten, haben jetzt ebenso aufgehört, wie das rein Physische schon mit dem Tode beendet war. Übrig bleibt die in gewisser Weise dem Tier verwandte Seele und der menschliche Wesenskern, das wahre geistige Ich.

Wenn wir beim Menschen von «Seele» sprechen, so meinen wir damit seine spezifische Gefühls- und Empfindungswelt. Selbstverständlich hat auch ein Tier eine Seele. Nur ist diese in ihrer Erfahrungsreichweite offenkundig gruppenhaft gebunden und wesentlich begrenzter als die individuelle Menschenseele. Alle Fähigkeiten zu Lust, Trieb und Begierde, alles Erleben von Leid und Freud, Schmerz und Behagen sind Funktionen der Seele. Es ist dies die dritte Daseinsschicht, durch die der fühlende und träumende Mensch zwar dem Tier verwandt ist und durch die er zugleich, insbesondere durch das Vermögen, aus Gefühlen Gedanken zu entwickeln, sein Sondersein begründet. In der esoterischen Literatur, so bei Paracelsus, Jakob Böhme und Rudolf Steiner, wird dieses dritte Wesensglied auch «Astral-Leib» genannt, womit ein Hinweis auf den Zusammenhang des Seelischen mit der Sternen (Astral)-Welt gegeben ist.

Erst mit der Herausbildung von Vernunft und Geistbewußtsein wächst der Mensch grundsätzlich über das Tier hinaus in eine vierte, rein menschliche Daseinsschicht. Hier ist das eigentliche Geistwesen Mensch, das unvergängliche Ich-Wesen des Menschen zu Hause.

Wir fassen zusammen: Es entspricht

1. der mineralischen Umwelt der physische Leib des Menschen, der durch den *Tod* vom Menschen gelöst wird;
2. der vegetativen Pflanzenwelt der Lebensorganismus (Äther-Leib) des Menschen, dessen Ablösung während der *Rückschau* vom Menschen erlebt wird;
3. der Tierwelt die empfindende Seele (Astral-Leib) und
4. ohne Entsprechung in der Sinneswelt ist das, was den Mensch zum Menschen macht: individuelle Selbstbewußtheit und geistige Ichheit.

Nur der physische Tod vollzieht sich in der Sinneswelt. Mit dem letzten Atemzug, dem Stillstand des Herzschlages, dem «Brechen der Augen» und dem Erkalten des Leibes wird die Grenze erreicht, bis zu der mit Sinnesorganen von außen das Sterben eines Menschen verfolgt werden kann. Schon die zweite Stufe, die Rückschau, wird im Jenseits, das heißt im Übersinnlichen erlebt – nur daß wir zuweilen durch «Rückkehrer», wie wir gesehen haben, gewisse Nachrichten erhalten und uns dadurch konkrete Vorstellungen von diesem «zweiten Sterben» machen können.

Von der dritten Stufe im nachtodlichen Leben aber dringt normalerweise keine Nachricht zu den Lebenden. Auch der Spiritismus hat keine Aufhellung von dem so wesentlichen Schicksal der Seele in diesem Stadium geben können. Um so reicher sind, wie wir sahen, die Mitteilungen aus der Tradition, von den Ägyptern, von Homer, Vergil und schließlich von Dante. Sie alle sprechen von den Erlebnissen der Seele nach dem Tode als einer Folge des Lebens auf der Erde, dem Satz entsprechend: «Denn ihre Taten folgen ihnen nach.» In unserem Jahrhundert war es, soweit wir sehen, nur Rudolf Steiner, der in

seinen Büchern und Vorträgen das nachtodliche Leben der Seele auf dieser dritten Stufe, der Stufe der *Läuterung* (oder des Fegefeuers, auch Kamaloka genannt) beschrieben hat. Seinem Buch ‹*Theosophie*› entnehmen wir im wesentlichen die folgenden Gedanken und Zitate.[67]

Eine alte Charakterisierung der Seele lautet: «Die Seele ist die Priesterin des Geistes im Tempel des Leibes.» Damit soll auf die Mittleraufgabe der Seele hingewiesen werden, die bei Lebzeiten an allem, was den Leib angeht, beteiligt ist, die aber zugleich auch das Vermögen hat, Geistgedanken aufzunehmen: «Dieser Gedanke erfüllt sie mit Freude, jener mit Abscheu; ein richtiges Urteil hat den Beifall der Seele, ein falsches ihr Mißfallen.» So ist die Seele eingegliedert zwischen Leibeswelt und Geisteswelt. «Ja, es hängt die Entwicklungsstufe eines Menschen davon ab, ob die Neigungen seiner Seele mehr nach der einen oder der anderen Richtung hin gehen. Ein Mensch ist um so vollkommener, je mehr seine Seele mit den Äußerungen des Geistes sympathisiert; er ist um so unvollkommener, je mehr ihre Neigungen durch die Verrichtungen des Leibes befriedigt werden.» Bei Lebzeiten ist die Seele, wenn sie ihre Rolle recht versteht, Dienerin des Geistes. Alle Sinneserlebnisse «teilt sie dem Geiste mit, der dadurch zum *Verständnisse* der physischen Welt gelangt». Und umgekehrt: «Ein Gedanke, der im Geiste auftritt, wird durch die Seele in den *Wunsch* nach Verwirklichung umgesetzt und kann erst dadurch mit Hilfe des leiblichen Werkzeuges zur Tat werden.»

Diese Vermittler-Mission zwischen geistiger Welt und physischer Welt wird der Seele durch den Tod radikal genommen. Es versteht sich im Grunde von selbst, daß damit der Zustand eintritt, von dem alle Totenkunde der Vergangenheit berichtet: die Schmerzen und Leiden des «Fegefeuers». Je unentwickelter ein Mensch auf Erden war, um so gebundener war seine Seele an Leibesprozesse, dementsprechend schwach war die Beziehung zum Geist. Wenn die Neigungen der Seele primär an den körperlichen Funktionen, an Ernährung und Geschlecht, hingen,

wurde dies mit dem Verlust der Geisterfüllung bezahlt. Empfindet, so formuliert es Steiner, der Mensch «nur Lust bei den Eindrücken, welche die physische Welt auf seine Sinne macht, so wird dadurch sein Geistesleben ganz in diese Sphäre herabgezogen».

Mit dem Tod hören die Funktionen des Körpers zwar auf, doch die Nachwirkungen des Erdenlebens halten an. Das Seelenwesen war in die physische Welt verstrickt worden, durchdrungen und gefärbt von der Natur des Physischen. Diese weiterwirkenden Restbestände der irdischen Erlebnissphäre bedürfen, soll der Geist mit der Seele wirklich frei von aller physischen Bindung sich erheben, der Läuterung, der klärenden Reinigung. Dieser Prozeß wird von Steiner so definiert: «Es folgt auf den Tod für den Menschengeist eine Zeit, in der die Seele ihre Neigungen zum physischen Dasein abstreift, um dann wieder den bloßen Gesetzen der geistig seelischen Welt zu folgen und den Geist freizumachen. Es ist naturgemäß, daß diese Zeit um so länger dauern wird, je mehr die Seele an das Physische gebunden war. Sie wird kurz sein bei einem Menschen, der wenig an dem physischen Leben gehangen hat, lang dagegen bei einem solchen, der seine Interessen ganz an dieses Leben gebunden hat, so daß beim Tode noch viele Begierden, Wünsche usw. in der Seele leben.»

In einer für jeden Menschen begreiflichen Weise gibt Steiner weiter ein konkretes Bild dieses nachtodlichen Seelenzustandes: «Man nehme ein ziemlich krasses Beispiel: die Genüsse eines Feinschmeckers. Er hat seine Lust am Gaumenkitzel durch die Speisen. Der Genuß ist natürlich nichts Körperliches, sondern etwas Seelisches. In der Seele lebt die Lust und auch die Begierde nach der Lust. Zur *Befriedigung* der Begierde ist aber das entsprechende körperliche Organ, der Gaumen usw., notwendig. Nach dem Tode hat nun die Seele eine solche Begierde nicht sogleich verloren, wohl aber hat sie das körperliche Organ nicht mehr, welches das Mittel ist, die Begierde zu befriedigen. Es ist nun – *zwar* aus einem anderen Grunde, der aber ähnlich, nur

weit stärker wirkt – für den Menschen so, wie wenn er in einer Gegend, in der weit und breit kein Wasser ist, brennenden Durst litte. So leidet die Seele brennend an der Entbehrung der Lust, weil sie das körperliche Organ abgelegt hat, durch das sie die Lust haben kann. So ist es mit allem, wonach die Seele verlangt, und das nur durch die körperlichen Organe befriedigt werden kann. Es dauert dieser Zustand so lange, bis die Seele gelernt hat, nicht mehr nach solchem zu begehren, was nur durch den Körper befriedigt werden kann. Und die Zeit, welche in diesem Zustand verbracht wird, kann man den Ort der Begierden nennen, obgleich man es natürlich nicht mit einem ‹Orte› zu tun hat.»

Eine solche Beschreibung ist einleuchtend. Sie weckt ein gegenwartsgemäßes Verständnis für alles, was in der jahrtausendealten Tradition «Fegefeuer», «Läuterungsfeuer» oder «Kamaloka» genannt worden ist. In der Sprache der Religionen würde man sagen müssen: Der Seele wohnt eine ursprüngliche Sehnsucht nach einem Aufgenommenwerden in den «Himmel» inne. Dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn die Seele bereit ist, sich von den irdischen Schlacken zu befreien. Dies geschieht in jener untersten Region der Seelenwelt, die auch «Begierdenglut» oder «Hölle» genannt wird.

Wenn man überhaupt imstande ist – es ist dies heute mehr eine Willens- als nur eine Erkenntnisfrage – die Begriffe Seele und Geist unabhängig vom Leibe zu denken, so gehen die hier geschilderten Seelenzustände aus der einfachen Logik der Tatsachen hervor: Begierden auf physische Genüsse können in der Seelenwelt nicht befriedigt werden, was zunächst die Gier nach Befriedigung steigert, dann aber allmählich abklingen läßt. «Die brennenden Gelüste verzehren sich nach und nach; und die Seele hat erfahren, daß in der Austilgung solcher Gelüste das einzige Mittel liegt, das Leid zu verhindern, das aus ihnen kommen muß. Während des physischen Lebens tritt ja immer wieder und wieder Befriedigung ein. Dadurch wird der Schmerz der brennenden Gier durch eine Art Illusion verdeckt. Nach dem Tode,

im ‹Läuterungsfeuer› tritt dieser Schmerz ganz unverhüllt auf. Die entsprechenden Entbehrungserlebnisse werden durchgemacht.»

Während der Mensch auf Erden in der Regel Leiden als störend empfindet und erst von einer gewissen Reife an auch den «Segen des Leidens» bemerkt und anerkennt, erlebt die Seele nach dem Tode spontan die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit aller schmerzlichen Leidensvorgänge. «Denn die Seele *verlangt* nach dem Tode nach ihrer Läuterung, weil nur durch diese eine in ihr bestehende Unvollkommenheit getilgt werden kann.» So unterwirft sie sich willig den «Ausbrennungen» aller Fesseln, die sie durch die sinnliche Welt vom reinen Geist getrennt haben. Dazu gehören nicht nur die bisher genannten physischen Begierden, sondern alles, was der Mensch an Unmoral, Schwäche, Vorlieben, Mißgunst, Antipathie und dergleichen durchlebt hat.

Besondere Not bereitet im Leben nach dem Tode, was der Mensch als egoistisches Selbstgefühl empfunden hat. «Der Mensch empfindet während des physischen Lebens seinen Körper als sein Selbst. Das, was man *Selbstgefühl* nennt, gründet sich auf diese Tatsache. Und je sinnlicher die Menschen veranlagt sind, desto mehr nimmt ihr Selbstgefühl diesen Charakter an. – Nach dem Tode fehlt der Leib als Gegenstand dieses Selbstgefühls. Die Seele, welcher dieses Gefühl geblieben ist, fühlt sich deshalb wie ausgehöhlt. Ein Gefühl, wie wenn sie sich selbst verloren hätte, befällt sie. Dieses hält so lange an, bis erkannt ist, daß im Physischen nicht der wahre Mensch liegt.»

Man kann sich durchaus in derartige Erlebnisse einfühlen, wenn man die Seele nicht als bloße Funktion des Leibes, sondern als eigenes Wesensglied denkt. Es kann unmittelbar einleuchtend sein, daß auch seelische Schwächen des stärkenden Ausgleiches bedürfen, die dem Menschen zu seinen Lebzeiten als Mangel gar nicht bewußt geworden sind, wie zum Beispiel geschäftige Betriebsamkeit, Naturschwärmerei, religiös getarnter Egoismus, selbstsüchtige Kinderliebe und anderes, was den objektiven moralischen Wert einer Seele mindert. Zur Unvollkommenheit, die der Läuterung nach dem Tode bedarf, gehört nach Steiner auch der Tatendrang von Personen, die «äußerlich den Eindruck von Idealisten» machen, «aufopferungsvoll» als Künstler oder Wissenschaftler sich ihrem Tun hingeben, die aber in Wirklichkeit «doch auf die Erhöhung eines sinnlichen Lustgefühls» zielen.

Daß Selbstmörder sich kein leichtes Schicksal im nachtodlichen Leben bereiten, hat man seit eh und je gewußt. Für sie ist es schwerer, im jenseitigen Leben die von jeder Seele ersehnte *Ruhe* zu finden, als für Menschen, die eines natürlichen Todes sterben. «Beim natürlichen Tode geht mit dem Verfall des Leibes auch ein teilweises Ersterben der an ihn sich heftenden Gefühle einher. Bei Selbstmördern kommen dann noch zu der Qual, die ihnen das Gefühl der plötzlichen Aushöhlung verursacht, die unbefriedigten Begierden und Wünsche, wegen deren sie sich entleibt haben.»

Ein frühverstorbenes Kind, das kaum mit der Erde verbunden, schon wieder abgerufen wurde, erfährt dagegen ein wesentlich anderes Schicksal als zum Beispiel ein Greis, der auf ein langes Leben auf Erden zurückblickt. Daher wählte Goethe, um diesen Kontrast bewußt zu machen, die «frühverstorbenen Knaben» als Begleiter der reifen Faust-Seele im Leben nach dem Tode!

So verschieden die Seelen bei Lebzeiten waren, so verschieden verläuft auch ihre «Läuterungszeit» nach dem Tode. Wir verstehen, was in den tradierten Glauben zu den Ängsten vor der «Höllenpein» geführt hat und in den Schilderungen Dantes vom Inferno künstlerisch gestaltet wurde. Je weniger aber im Laufe der Zeit unmittelbare, übersinnliche Erkenntnis und Anschauung vorhanden waren, um so stärker wurde die Furcht und Angst erregende Wirkung. Zur geschichtlichen Entwicklung der christlichen Kirchen, die man durchaus als tragisch bezeichnen kann, gehört es, daß sich von Jahrhundert zu Jahrhundert der geistige Horizont verdunkelte und der Einblick in das Totenreich sich verschloß. An Stelle von tröstlicher Erkenntnis durch

Verständnis für den notwendigen Läuterungsprozeß der verstorbenen Seelen wurden die Gedanken von Hölle und Himmel zu Straf- und Belohnungsmitteln einer primitiven Droh- und Verheißungs-Erziehung durch Beichtväter. Gerade dort, wo Menschen sich in der Kirche zusammenfanden, um das Element des Altruismus, der Selbstlosigkeit, zu üben, entstand eine Brutstätte für religiösen Egoismus. Die so eifrig gepflegten Vorstellungen von einem himmlischen Paradies waren nichts als aus Egoismus geborene Wunschphantasien, durch die man die Gläubigen zu moralischem Tun anspornen wollte.

Um so wichtiger ist es heute, eine klare Anschauung vom Leben nach dem Tode zu gewinnen. Voraussetzung dafür ist eine unbefangene Erkenntnishaltung, die sich jenseits von Furcht und Wunsch die geistige Wirklichkeit zu erschließen sucht. Wer die Läuterungsbedürftigkeit jeder Menschenseele im nachtodlichen Leben erkannt hat, kann auch verstehen, daß die einst «Hölle» und «Fegefeuer» genannten Erlebnisspären keine Endstationen bedeuten. Die Sehnsucht in der Tiefe jeder Menschenseele, unabhängig davon, ob sie sich dessen bewußt ist oder nicht, zielt auf ein anderes. Sie kommt in dem aus der christlichen Tradition stammenden Wunsch zum Ausdruck, der fast an jedem Sarg auch heute noch ausgesprochen wird: «Ruhe in Frieden». Entkleiden wir diese drei Worte jeglicher Sentimentalität, so bleibt die berechtigte Hoffnung auf Überwindung der Ruhe- und Friedlosigkeit des irdischen Lebens durch ein Leben in göttlich-geistiger Wesenswelt.

Damit berühren wir die vierte Stufe des nachtodlichen Lebens, in der die Seele frei von allen Bindungen und Nachwirkungen durch die leibliche Existenz als geläutertes Wesensglied im *Einssein* mit dem Geist lebt. Geist als solcher kann im Erdensein nur durch Vermittlung der Seele wirken, die auf die Leibesorgane angewiesen ist. Darum sagt Rudolf Steiner: «Solange nun der Geist im physischen Leibe wirkt, kann er als Geist nicht in seiner wahren Gestalt leben. Er kann gleichsam nur durch den Schleier des physischen Daseins hindurch scheinen.»

Nach dem Tode wird die Seele zur Hülle des geistigen Wesenskerns der betreffenden Individualität. Sie wird damit zugleich einer Welt eingegliedert, die in der christlichen Tradition der «Himmel» genannt wird. Vereint mit dem Geist fühlt sich die Seele als Geist unter Geistern. Hier fließen die Kraftquellen, aus denen der ewige Mensch neu genährt wird, um nach gebührender «Erholungszeit» zu neuem Erdenleben zurückzukehren. Steiner wählte für diesen Daseinsbezirk das Wort «Geisterland» und beschreibt das Ziel des Aufenthalts in der reinen Geisteswelt im Gegensatz zur irdischen Inkarnation so: «Auf dem physischen Schauplatz lernt der Mensch die Eigenschaften und Kräfte der physischen Welt kennen. Er sammelt da während des Schaffens die Erfahrungen darüber, was für Anforderungen die physische Welt an den stellt, der in ihr arbeiten will. Er lernt da gleichsam die Eigenschaften des Stoffes kennen, in dem er seine Gedanken und Ideen verkörpern will. Die Gedanken und Ideen selbst kann er nicht aus dem Stoff heraussaugen. So ist die irdische Welt zugleich der Schauplatz des Schaffens und des *Lernens*. Im ‹Geisterland› wird dann das Gelernte in lebendige Fähigkeit des Geistes umgebildet. Man kann den obigen Vergleich fortsetzen, um die Sache sich zu verdeutlichen. Der Architekt arbeitet den Plan eines Hauses aus. Dieser wird ausgeführt. Dabei macht er eine Summe der mannigfaltigsten Erfahrungen. Alle diese Erfahrungen steigern seine Fähigkeiten. Wenn er den nächsten Plan ausarbeitet, fließen alle Erfahrungen mit ein. Und dieser nächste Plan erscheint gegenüber dem ersten bereichert um alles das, was an dem vorigen gelernt worden ist. So ist es mit den aufeinanderfolgenden menschlichen Lebensläufen. *In den Zwischenzeiten zwischen den Verkörperungen lebt der Geist in seinem eigenen Bereich.* Er kann sich ganz den Anforderungen des Geisteslebens hingeben; er bildet sich, befreit von der physischen Körperlichkeit, nach allen Seiten aus und arbeitet in diese seine Bildung, die Früchte der Erfahrungen seiner früheren Lebensläufe, hinein.»

Die vierte Stufe nachtodlichen Lebens, das heißt das Leben im

«himmlischen Geist», erhält also durch die Auffassung von der Wiederverkörperung dem bisherigen christlichen «Himmel» gegenüber einen völlig neuen Sinn: Nicht Ruhe und Frieden bis in alle Ewigkeit sind hier das Ziel des nachtodlichen Lebens, sondern das Ausarbeiten von Zukunftsplänen aus der Überschau und Abgeklärtheit göttlicher Ruhe und göttlichen Friedens.

Die Idee der Wiederverkörperung

Die Idee der Wiederverkörperung, der Reinkarnation ist uralt. Sie bildet die Grundlage des Hinduismus wie des Brahmanismus, sie ist die Voraussetzung, wenn man die heiligen Bücher der Inder, die ‹*Veden*›, ‹*Upanischaden*› oder die ‹*Bhagavadgita*› verstehen will. Lange bevor aber der Fleiß der Indologen die vergessene Geisteswelt Indiens wiederentdeckten und durch sorgfältiges Sanskrit-Studium Europa zugänglich machten, war der Gedanke wiederholter Erdenleben des Menschen als geistige Unterströmung auch im Abendland vorhanden. Wir sahen, daß dieses Wissen in das ‹*Ägyptische Totenbuch*› eingegangen ist, daß Pythagoras die Idee der Reinkarnation lehrte und daß selbst ein Römer wie Vergil sich zu ihr bekannte. Platonismus wie Platonismus waren von diesem Gedanken getragen, der von dortaus in frühchristliche Kreise eindrang.

Dann aber setzte die römische Kirche allen solchen Tendenzen mit dem Beschluß des Konzils zu Konstantinopel 553 unter Kaiser Justinian I. offiziell ein Ende. Darin wurde festgelegt: «Wer eine fabelhafte Präexistenz der Seele . . . lehrt, der sei verflucht.» Wer also weiterhin an eine Reinkarnation glaubt, ist ein Ketzer und hat mit entsprechender Verfolgung und Strafe zu rechnen. Das hinderte aber nicht, daß sich einzelne immer wieder zu der verbotenen Idee bekannten, ja daß selbst Dante die Wiederverkörperung unter besonderen Umständen für möglich hielt.

Wahrheiten können nicht auf die Dauer zum Verstummen gebracht werden. Kaum begann die Neuzeit, erwachten die uralten Gedanken. Wie wir ebenfalls gesehen haben, bekannten

sich fast alle Aufklärer nicht nur zu dem allgemeinen Gedanken der Unsterblichkeit, sondern auch zur Idee der Reinkarnation. Wir haben bereits Lessings und Goethes Bekenntnis zitiert. Selbst der kirchenfeindliche Voltaire sagt: «Die Lehre von der Wiederverkörperung ist weder widersinnig noch nichtssagend . . . Zweimal geboren zu werden ist nicht wunderbarer als einmal. Auferstehung ist das Ein und Alles der Natur.»[68] Oder der Göttinger Professor für Physik und Philosophie Georg Christoph Lichtenberg: «Ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren wurde, und durch den Tod wieder in jenen Zustand zurückkehre. Es ist ein Glück in mancher Rücksicht, daß diese Vorstellung nicht zur Deutlichkeit gebracht werden kann. Wenn auch der Mensch jenes Geheimnis der Natur erraten kann, so wäre es doch sehr gegen ihr Interesse, wenn er es beweisen könnte. Sterben und wieder lebendig werden mit Erinnerung seiner vorigen Existenz, nennen wir ohnmächtig gewesen sein; wiedererwachen mit anderen Organen, die erst wieder gebildet werden müssen, heißt geboren werden . . .»[69] Und der Erfinder des Blitzableiters, Benjamin Franklin, entwarf im Alter von 23 Jahren für sich folgenden Grabspruch:

«Hier ruht der Leib des Buchdruckers
Benjamin Franklin

als Speise für die Würmer, gleich dem Einband eines alten Buches, aus dem der Inhalt herausgenommen und seiner Aufschrift und Vergoldung beraubt ist. Aber das Werk selbst wird nicht verloren sein, sondern es wird dermaleinst wieder erscheinen in einer neueren, schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser.»[70]

Alle diese Bekenntnisse zum Gedanken der Wiederverkörperung, die noch beliebig vermehrt werden könnten, sind selbständig innerhalb des Abendlandes, ohne Einfluß von außen entstanden. Das änderte sich jedoch mit der oben erwähnten «Entdeckung» der indischen Religion und Philosophie. So hat nach Schopenhauers eigener Aussage die Idee der Reinkarnation we-

sentlich zur Entstehung seines philosophischen Werkes beigetragen. Und durch Schopenhauers Philosophie wiederum wurde diese indische Geisteswelt in Europa verbreitet. Das zeigt zum Beispiel das folgende Bekenntnis von Richard Wagner, dessen gesamter Kreis sich zu Schopenhauer bekannte: «Reinkarnation und Karma bilden einen wundervollen, ganz unvergleichlichen Weltmythos, gegen den wohl jedes andere Dogma kleinlich und borniert erscheinen muß.»

Wer aber auf den Grundton der anderen hier zitierten Äußerungen genau hört, der nimmt den ihnen allen gemeinsamen «Ich-Klang» war. Dieser «Ich-Klang» ist dem Bestreben der indischen Philosophie, durch Ich-Auslöschung den Zugang zum Nirwana zu finden, entgegengesetzt. Dies hatte in den vorchristlichen Zeiten, in denen die großen indischen Lehrer bis hin zu Gautama Buddha (560–480 v. Chr.) ihre Ideen ausbreiteten, volle Berechtigung. Buddha mußte seine Schüler mit allem Nachdruck warnen, sich auf die Erde einzulassen. Denn – so sah er es – in der Erde ist der Tod wirksam, nicht nur als Lebensende, sondern in allem, was Leid bewirkt: Alter, Krankheit, Trennung und der in allem das Leben zerstörende Tod. Er mußte ihnen einschärfen: «Ihr zieht den kürzeren, wenn ihr euch mit der Erde verbindet, denn die Todesgewalten, welche auf Erden wirksam sind, sind stärker als eure Seelen.»

Das Ziel des Abendländers galt dagegen der Entwicklung der in sich ruhenden Individualität, der in Freiheit erkennenden Persönlichkeit. Das suchte Rudolf Steiner bewußt zu machen, als er den Satz prägte: «Weil Buddha recht hatte, mußte Christus kommen.» Eine Macht mußte auf die Erde Einzug halten, die dem Tod überlegen, die stärker als der Tod ist: Jesus Christus. Will der einzelne Mensch überdauern, muß er in seinem Inneren sich mit einer solchen Kraft verbinden. Das ist die eigentliche Botschaft des Christentums vom Anfang der christlichen Verkündigung an bis heute, jedenfalls dort, wo das Christentum noch lebendig ist.

Entscheidend ist jedoch nicht allein, ob die Einsicht in wie-

derholte Erdenleben vorliegt, sondern ob diese Erkenntnis aus der Bejahung oder der Verneinung des Zusammenhangs von Erde und Mensch gewonnen ist. Heute haben wir es weniger mit dem an Schopenhauer sich anschließenden östlichen Pessimismus zu tun, als vielmehr mit der sich wie eine Flutwelle ausbreitenden Yoga-Lehre. Auch sie entstammt dem Buddhismus und ist von diesem ohne Verfälschung nicht zu trennen. Sie ist ihrem Wesen nach eine vorchristliche Lehre, die uns heute nicht weiterführt. Wir verzichten daher hier auf eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Yoga-Systemen, sondern wollen zunächst die Erinnerung an frühere Verkörperungen durch Hypnose behandeln.

1956 erschien in den USA das Buch ‹*The Search for Bridey Murphy*› von Morey Bernstein, das 1973 unter dem Titel ‹*Protokoll einer Wiedergeburt*› in deutscher Übersetzung veröffentlicht wurde. Es berichtet von Experimenten, die der amerikanische Geschäftsmann und Börsenmakler Bernstein als Amateur-Hypnotiseur mit Hilfe eines Mediums, das Ruth Simmons genannt wird, in sechs Séancen in der Zeit von November 1952 bis Oktober 1953 unternommen hat. Das Buch erlebte mehrere Auflagen, im Jahre 1973 waren über eine Million Exemplare verkauft.

An Stelle des üblichen Ziels spiritistischer Séancen, Kontakte zu Verstorbenen herbeizuführen, ging es Bernstein darum, über den Weg der «Hyperamnesie», das heißt des Heraufholens von entschwundenen Erinnerungsbeständen aus dem Unbewußten, das Bewußtsein des Mediums rückwärts bis zur Geburt zu lenken. Darüber hinaus wagte Bernstein den Versuch, bis in das vorgeburtliche Leben vorzudringen und schließlich die Erinnerung an eine frühere Inkarnation zu wecken. Im tiefen Trance beschrieb das Medium, was es erlebte: eine frühere Existenz als Kind in Cork in Irland und anschließend als Hausfrau in der irischen Hauptstadt Belfast. Als Mädchen 1798 geboren, trug es den Namen Bridey Murphey, als verheiratete Frau hieß sie Bridey Mac Carthy. Sie starb an den Folgen eines Treppensturzes im Alter von sechsundsechzig Jahren 1864. Dies und viele – äußerlich gesehen – belanglose Einzelheiten förderte das Medium zutage, die auf Band aufgenommen wurden und in dem Bericht wiedergegeben sind.

Es versteht sich von selbst, daß Bernsteins Veröffentlichung eine lebhafte Diskussion in der amerikanischen Öffentlichkeit zur Folge hatte. Klugerweise hatte Bernstein die Überprüfung der geoffenbarten Mitteilungen nicht selber vorgenommen, sondern einem unbeteiligten Dritten, dem Journalisten William J. Barker übergeben, der im Auftrage der Chicagoer Zeitung *Daily News* nach Irland fuhr, um dort an Ort und Stelle die Angaben des Mediums auf ihren Wahrheitsgehalt zu untersuchen. Wenn auch nicht lückenlos, so fand Barker doch im wesentlichen die protokollierten Aussagen bestätigt.

Bernstein wie Barker halten sich in ihren Schlußfolgerungen, sicher auch aus taktischen Gründen, zurück. Doch geht aus der Gesamtdarstellung hervor, daß sie das Ergebnis der sechs Sitzungen nach allen Prüfungen nicht für zweifelhaft, sondern als eine Tatsachenmitteilung ansehen. An Stelle der eigenen Meinung lassen sie den angesehenen britischen Psychiater Sir Alexander Cannon zu Wort kommen und zitieren aus dessen Buch ‹*The Power Within*›: «Jahrelang sah ich in der Theorie der Wiedergeburt nichts als eine Gespenstergeschichte. Ich gab mir alle Mühe, sie zu widerlegen, und warf sogar Medien vor, sie schwätzten Unsinn. Aber im Laufe der Zeit berichtete mir ein Medium nach dem andern genau dasselbe, und zwar trotz großer Unterschiede in der individuellen Weltanschauung. Inzwischen habe ich mehr als tausend Fälle untersucht und muß zugeben, daß es so etwas wie Seelenwanderung tatsächlich gibt.»[71]

Wir sind nicht in der Lage, die «tausend Fälle» des Sir Alexander Cannon nachzuprüfen. Das gleiche gilt für die Angaben anderer Wissenschaftler, so des Schweizers K. E. Muller, der in seinem in England erschienenen Buch ‹*Reincarnation Based on Facts*› von Hunderten von registrierten Erinnerungen an ein

früheres Leben spricht. Auch der Schwede Nils-Olof Jacobson bringt Beispiele von Menschen – besonders oft sind es Kinder –, die sich in bestimmten Momenten an ein früheres Erdenleben zurückerinnerten – ohne Hypnose und Suggestion. Nicht weniger als tausend Fälle hat der amerikanische Psychiater Jan Stevenson zusammengetragen, bei denen in irgendeiner Weise ein früheres Leben zum Vorschein kam. Seine Berichte halten wir für so typisch, daß wir einen von ihnen in den Zeugnissen wiedergeben: Es ist «Der Fall Jasbir». Und selbst die Parapsychologen in der UdSSR und der Tschechoslowakei haben nach dem Bericht von Ostrander und Schroeder begonnen, die Möglichkeit der Reinkarnation in ihre A. S. W.-Forschung einzubeziehen.

Alles in allem: Ein weltanschaulicher Erdrutsch hat stattgefunden, der die zivilisierte Menschheit zwingt, die bisherigen Grundlagen ihrer Menschenkunde neu zu überdenken. Weltweit entdecken immer mehr Menschen die Idee der Reinkarnation für sich und fordern auf zur Auseinandersetzung mit ihr. Dazu wollen wir im folgenden die Stimmen von zwei Menschen hören, denen im Laufe ihres Lebens zur Gewißheit wurde, daß der Mensch als Individualität mehrfach auf Erden lebt: Es sind dies der amerikanische «Automobilkönig» Henry Ford und der deutsche Schriftsteller Christian Morgenstern.

Im Jahre 1929 erschien gleichzeitig in den USA und Deutschland unter dem Titel *‹So zwingen wir das Leben›* die Wiedergabe eines Gesprächs, das Henry Ford mit dem bekannten Literaten Ralph Waldo Trine gehalten hatte.[72] Trine ist vor allem durch sein Buch *‹In Harmonie mit dem Unendlichen›* auch in Europa bekannt geworden.

Zu Beginn des Gesprächs bewundert Trine Fords Lebenswerk. Er hat gerade einen Rundgang durch das riesige Gelände der Automobilfabrik in Dearborn hinter sich und ist erstaunt, daß ein einziger Mensch «einen so gewaltigen Betrieb in fünfundzwanzig Jahren sozusagen aus dem Nichts geschaffen hat. Es scheint fast menschenunmöglich.» Dem widerspricht Ford

unmittelbar: «Das stimmt nicht, sozusagen mit nichts», denn «jeder Mensch fängt mit allen Möglichkeiten an . . .» Ein wenig später wird deutlich, was Ford damit konkret sagen wollte.

Woher kann dieser Mensch dieses, ein anderer jenes? Jeder hat seine bestimmten Fähigkeiten, Begabungen «mitbekommen». Hierin denkt Ford präzise: «Was einige für eine besondere Gabe oder ein Talent zu halten scheinen, das ist nach meiner Ansicht die Frucht langer, in vielen Leben erworbener Erfahrung. Dazu muß ich vorausschicken, *daß ich glaube, daß wir wiedergeboren werden.* Sie und ich, wir alle werden viele Male wiedergeboren, leben viele Leben und speichern reiche Erfahrung auf. Je mehr Leben wir hinter uns haben, desto mehr wissen wir. Die scheinbar intuitive ‹Gabe› ist in Wirklichkeit schwer erworbene Erfahrung.»

Mit Nüchternheit und Klarheit bringt hier Ford seine Anschauung vom Sinn des Lebens zum Ausdruck. Ziel von Freude und Leid ist nicht Genuß und Trauer, sondern ausschließlich *Erfahrung.* Durch Erfahrung allein reift der Mensch, das Erfahrene gibt dem Leben Sinn und Inhalt. Das bestätigt Trine im späteren Verlauf des Gesprächs Ford mit den Worten: «Zu Ihren Grundanschauungen über das Leben gehört der Glaube an Wiedergeburt, *Reinkarnation,* der wahrscheinlich aus dem Glauben erwächst, daß vielleicht der einzige Zweck des Lebens die ‹Erfahrung› ist . . .» Man sieht, Trine tastet – durch das «wahrscheinlich», «vielleicht» macht er seine Unsicherheit deutlich. Doch hat auch er seine feste Meinung darüber, ob der Mensch sterblich oder unsterblich ist: «Ich glaube, daß unsere bewußte Individualität niemals verlorengeht. In welcher Sphäre wir auch weilen mögen, unseres angestammten Denkrechtes werden wir uns stets bewußt sein, und jede neue Erfahrung wird unseren Charakter verbessern.» Trine hält es für wahrscheinlich, daß nicht nur die Erde, sondern auch andere Planeten als Schauplatz der weiteren menschlichen Entwicklung in Frage kommen.

Auf diesen Fragenkomplex läßt sich Ford nicht ein. Er hält es für müßig, darüber zu theoretisieren, da dergleichen Dinge nicht

zu kontrollieren sind. Er, der mit beiden Beinen fest auf dem Erdboden steht, sucht keine Hypothesen, sondern Tatsachen. Zwei Dinge scheinen ihm klar: «Erstens sind wir mit unserem bewußten Wissen wohl ganz an die gegenwärtige Lebensphase gebunden; zweitens sind wir in unserer besten Verfassung niemals davon überzeugt, daß die augenblickliche Phase alles ist. Warum», so fragt Ford, «sprechen wir eigentlich von dem ‹gegenwärtigen Leben›? – Es wird immer das gegenwärtige sein, Leben ist immer Leben, und je voller und reicher es ist, desto gegenwärtiger ist die Gegenwart . . . Es gibt kein anderes Leben, es gibt nur dieses Leben, das immer weitergeht und immer vollkommener wird. Das Leben kann nicht sterben. Longfellow hatte recht: ‹Es gibt keinen Tod.› Das ist nicht Dichtung, sondern wissenschaftliche Wahrheit. Leben, das sterben kann, wäre kein Leben.»

Am Schluß des Gesprächs faßt Henry Ford seine Anschauung noch einmal präzise zusammen und sagt zu Ralph Waldo Trine: «Sie wollten meine Meinung hören. Nun, das ist alles, was man überhaupt dazu sagen kann. Ich erwarte, meine Zentralzelle oder was es sonst sein mag, das jetzt den Kern meiner Persönlichkeit ausmacht, zu behalten. Ich erwarte, auch weiterhin Lebensbedingungen vorzufinden, wie ich sie hier auf Erden fand, und mich ihnen anzupassen, wie ich mich diesen hier anpasse.»

Mit diesen beiden Erwartungen hat Henry Ford auf nüchterne Weise den Gedanken der wiederholten Erdenleben ausgesprochen: Er war zwar Amerikaner, aber die geistige Tradition des Abendlandes wirkte in ihm nach.

Christian Morgenstern (1871–1914) hatte schon lange, bevor seine erste Begegnung mit Werk und Persönlichkeit Rudolf Steiners stattfand, den Gedanken der Reinkarnation als Neunzehnjähriger in seinem Gedicht ‹*Wie oft wohl bin ich schon gewandelt . . .*› ausgedrückt, das wir in den Zeugnissen wiedergeben. Daneben finden wir seine Gedanken über den Sinn des Lebens in Form von Aphorismen unter seinen Tagebuchnotizen während eines Zeitraums von dreiundzwanzig Jahren. So

schrieb Morgenstern 1908, also als Siebenunddreißigjähriger, den kühnen Satz: «Was ist Religion: Sich in alle Ewigkeit weiter und höher entwickeln wollen.»[71] Diese Aussage ist die Ergänzung zu einer anderen Tagebucheintragung: «Man versteht den Menschen erst – sub specie reincarnationis.» Bewußt hat Morgenstern diesen Satz in Anlehnung an das viel zitierte «sub specie aeternitatis» formuliert, denn wer «sub specie aeternitatis» («aus der Sicht der Ewigkeit») sagt, der verzichtet oft auf jede weitere Gedankenbildung. Man will darauf verweisen, daß das ganze diesseitige Geschehen von jenseitiger Warte aus relativ unwichtig erscheinen muß, daß aber eine absolute Beurteilung das Maß des Menschenvermögens überschreitet. «Sub specie reincarnationis» («aus der Sicht der Wiederverkörperung»), so meint Morgenstern, beginnt erst das verstehende Begreifen des Menschenwesens. Der Mensch befindet sich in steter Entwicklung, die ihn von Inkarnation zu Inkarnation auf seinem Weg durch unendliche Zeiträume führt. Nur so ist für Morgenstern ein Sinn des Lebens erahnbar. In sein Tagebuch schreibt er 1911:

«Die Menschheit hat längst alles empfangen, was zu empfangen ist. Aber sie muß es immer wieder von neuem und in immer neuer Form empfangen und verarbeiten.

Die Lehre der Reincarnation z. B., sie ist längst da. Aber sie mußte eine Weile beiseite gelassen werden – die ganze europäische Zivilisation geht auf dieses Beiseitelassen zurück. Jetzt hat dieser Zyklus das Seine erfüllt, jetzt darf sie, als eine unermeßliche Wohltat, in den Gang der westlichen Entwicklung wieder eintreten. In einem Sinne, der erst jetzt möglich ist, zweitausend Jahre nach Erscheinung des Christus in einem ganz anderen Sinne als je vorher, wird sie jetzt von neuem die Menschheit befruchten, erleuchten, erlösen.»

Wer heute, also mehr als sechzig Jahre später, Gelegenheit hat, dieses Thema mit jüngeren Menschen im Gespräch zu behandeln, kann erstaunliche Bestätigung für diesen geistigen Optimismus Morgensterns erfahren. Es erscheint ihnen oft absolut einleuchtend, daß der Mensch die Erde als den Schauplatz seiner

Entwicklung betritt, wieder verläßt und von neuem aufsucht. Nur so wird ihnen der Sinn des Lernens, Übens und des Erfahrungsammelns verständlich. Sie denken wie Lessing, der einst sagte: «Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?» (§ 98)

Der Begriff der Reinkarnation ist von dem des Karma nicht zu trennen. Wir vermögen nicht anzugeben, wann beide Begriffe erstmalig in der Geschichte auftauchten. Karma ist – so läßt es sich vielleicht annähernd definieren – das Schicksalsgesetz, durch das die Taten eines oder mehrerer Erdenleben zu Folgen in zukünftigen Verkörperungen werden. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß Karma sich auch schon in ein und demselben Erdenleben auswirkt. Das Wissen vom Karma steht an der Stelle der Grundanschauung des christlichen Mittelalters, die wir in dem Satz kennengelernt haben: «Denn ihre Taten folgen ihnen nach.» Die Karma-Lehre fügt hinzu: aber nicht nur bis in das Totenreich erstrecken sich die Folgen, sondern die Wirkungen der Erdentaten begleiten den Menschen auch über Tod und Neugeburt hinaus in nachfolgende Inkarnationen.

Rudolf Steiner hat wie kein anderer den Begriffen Reinkarnation und Karma neuen Inhalt gegeben. 1901 begann er, seine Lehre, die später den Namen Anthroposophie erhielt, öffentlich vorzutragen, und schon 1903 erschien die kleine Schrift *‹Reinkarnation und Karma›* mit dem Untertitel «Vom Standpunkt der modernen Naturwissenschaft notwendige Vorstellungen». Damit ist angedeutet, daß die zukünftige Anschauung vom Diesseits und Jenseits nicht in eine vornaturwissenschaftliche Bewußtseinslage zurücksinken darf, sondern sich jederzeit vor der durch die Wissenschaft der Neuzeit gewonnenen Bewußtseinsklarheit zu verantworten hat.

In der Einleitung erinnert Rudolf Steiner an den Florenzer Hofmedicus Francesco Redi, dem als ersten der Nachweis gelang, daß es in der Natur keine «Urzeugung» vom Lebewesen

gibt, sondern daß alles Leben sich aus schon vorhandenem Leben entwickelt: «Omne vivum ex vivo.» Redi lebte von 1626 bis 1698. Bis zu seiner Zeit galt die Meinung, daß Würmer, Schnekken, Insekten und andere niedere Tiere aus Schlamm, faulendem Fleisch, Käse oder dergleichen entstünden. Redi erkannte, daß dies auf einem Irrtum beruhte, daß zum Beispiel Würmer nicht durch Fäulnis, sondern aus von Fliegen gelegten Eiern entstanden. Zweihundert Jahre später verhalf Louis Pasteur (1822–1895) dieser Theorie durch seine Arbeiten über den Gärungsprozeß und die darin wirksamen Hefebakterien zur endgültigen Anerkennung. Heute verstehen wir kaum, daß Redis Entdekkung ernsthaft Widerstand geleistet wurde, ja, daß Redi zunächst Hohn und Spott erntete. Wir hegen heute nicht den geringsten Zweifel, daß der Satz: «Alles Lebendige entsteht aus Lebendigem» allgemeine Gültigkeit besitzt.

Rudolf Steiner ergänzte 1903 Redis Satz durch die These: «Jedes Seelische entsteht aus Seelischem.» Steiner will damit sagen: Seelisches kann man nicht aus Physischem ableiten, aber es entsteht auch nicht aus dem Nichts oder durch ein Wunder, sondern auf «natürliche» Weise aus vorhandener seelischer Substanz. Diese ist ebenso in steter Entwicklung begriffen wie der physische Organismus eines Kindes.

Das heißt konkret: Die Geist-Seele eines Menschen ist präexistent vorhanden. Durch die Empfängnis wird ihr Gelegenheit geboten, sich zu verkörpern. Steiner gibt an, daß bis zu ca. drei Wochen nach der Empfängnis der rein vegetative Prozeß währt. Von diesem Zeitpunkt an verbindet sich die präexistente Seele mit dem physischen Lebenskeim. Wird dessen Entwicklung willkürlich unterbrochen, so wird die Verkörperung der Seele verhindert – *sie* wird «ab-getrieben». Im anderen Fall ist der Weg zur Geburt und zum Erdenleben frei. Die Seele kann zur Verkörperung gelangen und auf Erden gemäß dem «Karma-Gesetz» sich im Leibe weiterentwickeln. Dieses Gesetz besagt: Alles, was ich in meinem gegenwärtigen Leben kann und tue, steht nicht abgesondert für sich da als ein Wunder, sondern hängt als

Wirkung mit den früheren Daseinsformen meiner Seele zusammen und als Ursache mit den späteren. Wenn auch mit dem Gesetz von Ursache und Wirkung auf seelisch-geistigem Gebiet nicht alles erklärt ist, gibt es doch den Schlüssel zur Lösung vieler Lebensrätsel an die Hand.

Immer steht der Mensch zwischen seiner eigenen Vergangenheit und seiner Zukunft. Was er in der Gegenwart ist und auslebt, das ist die Wirkung seines vergangenen Lebens. Er kann die Folgen der Vergangenheit nicht von sich abschütteln, er muß so sein, wie er durch sein eigenes Verhalten geworden ist. Mag er noch so sehr auf die vererbte physische Grundlage und die besonderen Lebensumstände, die ihn beeinflußt haben, entschuldigend hinweisen, immer bleibt er im Kern der Verantwortliche für sein gegenwärtiges Sein. Selbst wenn man versucht, die eigene Vergangenheit wesentlich aus den äußeren Umständen zu «erklären», der Zukunft gegenüber verfängt dies nicht. Zu genau durchschaut der einzelne, wie entscheidend er selbst diese Zukunft durch sein Verhalten, durch sein Tun im Augenblick vorbereitet. Jede Handlung, jede Unterlassung hat ihre Folgen, aber auch jeder Gedanke und jedes Gefühl verursacht Wirkungen. Wie bedeutsam für den zukünftigen Lebensablauf kann ein einziges Wort, ein Ja oder Nein sein! Auch wenn nicht jedes Schicksal allein damit verstanden werden kann, ist doch die Lebensregel gültig: «Was der Mensch sät, das wird er ernten.» Allerdings darf dieser Satz nicht zu eng ausgelegt werden. Manche Saat geht erst nach dem Tode auf und führt zur Ernte im nächsten Leben. In diesem Sinn ist vieles, was den Menschen hier «trifft», die Folge von Taten aus einem vergangenen Erdenleben. Das meint Rudolf Steiner mit dem Satz: «In einem Leben erscheint der menschliche Geist als Wiederholung seiner selbst mit den Früchten seiner vorigen Erlebnisse in vorhergehenden Lebensläufen.»

Rudolf Steiner starb 1925. Ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen. Allgemeine Zustimmung haben seine Aussagen seither nicht gefunden. Doch hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg,

im letzten Jahrzehnt, ein Stimmungsumschwung vollzogen, der nicht überhört werden darf. Die Frage: «Wer bin ich?» wird heute vielfach eindringlicher gestellt, als etwa noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Wie von selbst klingen dann die beiden anderen Fragen mit an: «Wo komme ich her und wo gehe ich hin?» Und auch die Antwort liegt heute in der Luft: «Ich war, ich bin und werde immer sein.» Aber aus der herrschenden Unsicherheit in allen weltanschaulichen Fragen wagt man diese Einsicht nicht als Erkenntnis zu nehmen, sondern nur als «Glaubenssache». Damit ist aber nichts gewonnen. Es fehlt das Vertrauen in ein Denkvermögen, das fähig ist, Urteile über wahr und unwahr für das übersinnliche Gebiet zu bilden. Dieses Mißtrauen gegenüber der eigenen Gedankenkraft ist verständlich und berechtigt, denn wer lebenslang nur Tatsachen der Sinneswelt gedacht hat, kann nicht erwarten, daß sein Denken gleicherweise übersinnliche Tatsachen zu erfassen vermag, wenn es auf diesem Gebiet ungeübt ist.

Rudolf Steiner gab gelegentlich Beispiele von Reinkarnationen, gewissermaßen als Schulbeispiele, um Anschauungen von sich wiederholenden Erdenleben zu vermitteln. Die von uns früher erwähnte Wiederverkörperung des Propheten Elias in Johannes dem Täufer wurde nach Steiner fortgesetzt in dem Maler Raffael und in dem Romantiker Novalis. Er verlangte nicht, daß man solche Angaben «glaube», sondern erhoffte von dem Hörer oder Leser, daß er solche Mitteilungen unbefangen aufnehme und besinnend nachdenke.

Solche zurückhaltend geäußerten «Offenbarungen» hatten innerhalb des gesamten Lebenswerkes von Steiner dennoch bis 1923 Seltenheitswert. Das änderte sich in seinem letzten Lebensjahr. In der Zeit vom 25. Januar bis 28. September 1924 hielt Rudolf Steiner vor seinen Schülern insgesamt 82 Vorträge an zehn europäischen Orten zu dem Thema: ‹*Esoterische Betrachtungen karmischer Zusammenhänge*›. In ihnen bringt er eine Fülle von Beispielen, wie der Weg von geschichtlich zumeist bekannten Persönlichkeiten durch mehrere Verkörperungen

verlaufen ist. In sechs Bänden hat die Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung diese in der Geschichte der Menschheit – soweit wir sehen – erstmalige «Karma-Forschung»[74] veröffentlicht. Für den heutigen Leser, auf den die 1924 gegebenen «Enthüllungen» leicht als Sensationen wirken, muß auf das didaktische Prinzip aufmerksam gemacht werden, das alle diese Mitteilungen über Wiederverkörperungen durchzieht. Steiner wußte um die Gefährlichkeit öffentlicher Mitteilungen von karmischen Zusammenhängen. Lessing, Lichtenberg u. a. hatten, wie wir sahen, darauf hingewiesen, es sei gut, daß im Menschen keine Erinnerung an ein früheres Erdenleben vorhanden sei. So schrieb Lessing: «Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben.»

Gegenwärtige Erfahrungen bestätigen diese Vermutungen Lessings. Es bedarf schon einer seelischen Disziplin und Reife besonderer Art, wenn man ohne Schaden zu nehmen über seine eigene Vergangenheit aufgeklärt sein möchte. Tür und Tor für Schwächen aller Art wie Selbsttäuschung, Selbstbefangenheit, Eitelkeit usw. stehen sonst offen. Demgegenüber gibt Steiner eine Fülle von Ratschlägen, wie man diesen Gefahren begegnen und auf dem nüchternen Boden des gegenwärtigen Erdenlebens stehenbleiben kann. Hierunter fallen auch Übungen zur Bewußtseinssteigerung und -erweiterung, um den Sinn für Schicksalszusammenhänge zu schulen.

Mit Steiner sind wir der Meinung, daß es heute an der Zeit ist, die Idee der wiederholten Erdenleben und des sie gestaltenden Schicksalsgesetzes als Erkenntnis für die Menschheit neu bewußt zu machen. Nicht nur die Fragen nach dem Totenreich, nach Himmel und Hölle, nach Unsterblichkeit und Ewigkeit können «sub specie reincarnationis» neu und gegenwartsgemäß gesehen werden, sondern, was uns als das wichtigste Ergebnis erscheint, das Erdenleben als solches erhält einen neuen Sinn:

Jugend und Alter, Beruf, Freizeit und menschliche Begegnungen, Krankheit, Katastrophen und Unglücksfälle erscheinen in

Das sind doch keine Folgen früherer Tätigkeiten.

einem anderen Licht, sobald sie vom Wiederverkörperungs- und Karmagedanken her gesehen und erlebt werden. «Zufälle» erweisen sich dann zumeist als sinnvoll und Leid vielfach als Beginn einer Reife. Der Mensch entdeckt schließlich, daß das Gesetz von Ursache und Wirkung nicht nur von der Vergangenheit über die Gegenwart zur Zukunft hin gedacht werden muß, sondern daß es stets von einer Gegenströmung begleitet wird. Sie kommt gleichsam «von vorne», aus der Zukunft her und wirkt so, wie es im religiösen Leben der Vergangenheit mit dem Wort «Vorsehung» zutreffend bezeichnet wurde. Auch hier sollte es nicht mehr nur eine «Glaubensfrage» sein, nach der eine solche Zielwirkung für möglich gehalten wird, sondern in erster Linie eine Erkenntnisfrage. Denn wer verstanden hat, daß es – in der Sprache der christlichen Religion – nicht nur einen «rächenden», sondern auch einen «gnädigen» Gott gibt, der *weiß* auch um Führung und Geleit zu Zielen, die zunächst für das wissende Bewußtsein ebenso im verborgenen liegen, wie die Ursachen für gegenwärtige Schicksalsschläge in vergangenen Erdenleben.

Für beides, für die durch vergangene Taten selbstverschuldeten Folgen wie für die geheimen Winke zu Zukunftszielen gilt es, eine erhöhte Wachsamkeit auszubilden. Dann wird auch dem unfruchtbaren Kampf zwischen Wissen und Glauben ein Ende gesetzt. Wissen wird zur tragenden Erkenntniskraft und Glauben zur seelischen Sicherheit in jeder Lebenssituation. Wahrhaft gläubig ist der Mensch, der in allen Schicksalssituationen unbeirrt die geistigen Ziele nicht aus dem Auge verliert, dessen Herz im Leben wie im Sterben auf ewige Existenz gerichtet ist. Sonst bleibt es blind und tastet vergeblich («frustriert» kommt von «frustra»: vergeblich) nach unbekannten Zielen und gerät so in die Irre. Das Wissen um Wiederverkörperung vermag da eine bedeutende Hilfe zur Überwindung dieser Not der Gegenwart zu leisten.

Schlußwort

Zu Anfang haben wir gefragt nach dem «Woher» und «Wohin» des Menschen. Die Antwort, sein Leben verlaufe zwischen Geburt und Tod, ist aus dem Erfahrungsbereich des Diesseits gegeben. Doch wie wir gezeigt haben, kann man das Diesseits ohne das in ihm wirkende Jenseits nicht sachgemäß erkunden. Jeder auf Erden verkörperte Mensch ist die Mitteilung einer übersinnlichen Welt mitten im Sinnen-Sein. Himmel und Hölle sind Zustandsbereiche des Lebens nach dem Tode. Doch man muß nicht erst gestorben sein, um das mit «Himmel» und «Hölle» gemeinte Jenseits erfahren zu können. In uns und durch uns sind sie auf Erden gegenwärtig.

Geist, Seele und Leben sind stets unsichtbar. Das Sichtbare, das aus materieller Substanz Bestehende, ist Hülle des Unsichtbaren. Gedanken, Gefühle und Willensregungen sind für unsere Sinne direkt nicht wahrnehmbar. Wohl aber machen sie sich mit Hilfe des Körpers bemerkbar. Es gilt das Gesetz: Seele wird nur durch Seele, Geist nur durch Geist unmittelbar wahrgenommen und erkannt.

«Jenseitskunde» bedeutet vor allem Kenntnis nach dem Tode. Sie ist nur möglich, wenn Menschen durch die «Maja» des Sinnenseins hindurchdringen und sich die Fähigkeit erwerben, hinter den Vorhang der materiellen Welt zu blicken. Solche Menschen hat es zu allen Zeiten gegeben, einst zahlreicher als heute. Wir haben uns auf ihre Kunde vom Jenseits beschränkt, wie sie uns innerhalb von drei Jahrtausenden überliefert worden ist. Stets galt, daß das Leben auf Erden seine Fortsetzung in einem Leben nach dem Tode findet. Der jeweilige Verlauf aber

ist bestimmt durch Rückschau und Verarbeitung des zurückliegenden Erdenlebens nach dem Gesetz: «Denn ihre Taten folgen ihnen nach.» Der nachtodliche Pfad kann in Abgrundtiefen schmerzlicher Erlebnisse führen, in das Inferno, die Hölle, oder durch Läuterung, durch das Fegefeuer, das Kamaloka, zur Erleuchtung und Verklärung, in den Himmel. Ein wesentlicher Zukunftsimpuls ist mit der Erscheinung Jesu Christi auf Erden gegeben, der bestimmenden Einfluß auch auf den Ablauf des nachtodlichen Lebens genommen hat – je nach dem Verhalten der individuellen Menschenseele auf Erden.

Als Unterströmung war im Abendland stets ein esoterisches Wissen darüber vorhanden, daß es nicht Ziel des nachtodlichen Lebens der menschlichen Seele sein könne, in der Glückseligkeit eines Jenseits so lange zu verharren, wie die Erde existiert. Vielmehr wußte man, daß der sich entwickelnde Mensch immer wieder auf Erden erscheint, um erfahrener, reifer, bewußter zu werden. Im *‹Ägyptischen Totenbuch›*, bei Pythagoras, Platon und Vergil, selbst bei Dante finden wir diesen Gedanken ausgesprochen. Obwohl von der christlichen Kirche als Ketzerei verboten, wurde die Idee der Reinkarnation von vielen und unterschiedlichen Denkern der Neuzeit ausdrücklich bejaht. Wir erinnern noch einmal an Giordano Bruno, Lessing, Goethe, Voltaire, Henry Ford, Christian Morgenstern und vor allem Rudolf Steiner.

Im Gegensatz zu der östlichen Lehre vom Aufgehen der Seele des einzelnen in einem allumfassenden Nirwana versteht das Abendland die Evolution der Menschheit im Sinne einer zunehmenden Ich-Werdung der individuellen Persönlichkeit. Das Ziel ist nicht die Auslöschung, sondern die Entwicklung des Selbst und die Erweiterung des Bewußtseins. Zugleich verlangt diese Zielsetzung die Überwindung des natürlichen Egoismus durch *Selbstlosigkeit*, um ein bewußtes, harmonisches Zusammenwirken der Menschen untereinander herbeizuführen. Das Selbst, das sich in sich gefunden hat, wird durch geübte Selbst-Losigkeit zu einem tragenden Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Insofern kann das Reich, das «nicht von dieser Welt» ist, dennoch in dieser Welt wirksam werden. Wenn aber in ferner Zukunft diese Welt untergeht, muß der gereifte Mensch die Fähigkeit erworben haben, eine *neue* Welt, einen *neuen* Himmel und eine *neue* Erde aufzubauen. Nach der Apokalypse des Johannes ist dieses eine Welt, in der es den *Tod* nicht mehr gibt und in der ein *neuer Mensch* selber schöpferisch wirkt. Doch ist dies eine Zukunftsperspektive, die mit populärem Fortschrittsglauben wenig gemeinsam hat. Wer apokalyptisch denkt, weiß auch, daß die «Macht des Todes» und die «Gewalten der Hölle» nicht kampflos das Feld räumen werden. Darum ist damit zu rechnen, daß die kommenden Jahrhunderte keineswegs friedlicher verlaufen werden als das gegenwärtige und die vergangenen.

Worauf es im Sinne dieses Buches ankommt, ist allein, daß der einzelne Mensch lernt, die Ziel- und Planlosigkeit seiner Existenz zu überwinden und sein Leben «sub specie aeternitatis» – unter dem recht verstandenen Gesichtspunkt einer *ewigen* Existenz auf Erden zu führen. Über Langeweile und mangelnde Dramatik wird er sich nicht zu beklagen haben.

Zeugnisse über das Jenseits*

* Daß das Jenseits bereits im Diesseits wirksam ist, haben wir im vorangehenden Teil gezeigt. Daher sind unter den hier abgedruckten Zeugnissen über das Jenseits auch Texte über Verhältnis und Verhalten im Diesseits zum Jenseits einbezogen worden.

Ägyptisches Totenbuch

Kapitel 1 (Auszug)

Hier beginnen die Sprüche,
Die vom Hinausgang der Seele berichten
Zum vollen Lichte des Tages,
Berichten von ihrer Auferstehung im Geiste,
Dem Eintritt in die Bereiche des Jenseits,
Von ihren Reisen darin.

Hier sind die Worte zu sprechen
Am Tag der Bestattung,
Da in die Welten des Jenseits die Seele einzieht,
Vom Leibe getrennt.

Gruß dir, Osiris, du Stier der Amenti!
Durch meinen Mund spricht
Der Ewigkeit Fürst, mächtiger Thoth!
Ein Gott bin ich fürwahr, die Sonnenbarke begleitend,
Während sie das Himmelsgewölbe durchzieht.
Einer bin ich der großen Götter der Urzeit,
Welche am Tag des Worte-Abwägens
Osiris beistehn, ihm helfen den Feind zu bezwingen.
Nun leb ich, Osiris, in deiner Umfassung.

Den andren, von Nut geborenen Göttern
Gleich ich, die deine Feinde zerschmettern
Und die Dämonen bezwingen;
Denn ich gehöre zu deinem Gefolge, o Horus;
In deinem Namen schreite ich kämpfend fort.
Thoth bin ich wahrhaft! Durch mich
Bezwingt seine Feinde Osiris, indem die Worte
Gewogen werden im großen Tempel von Junu . . .
Wahrlich bin ich ein Geist in der Rekht-Region,
Ein Geist unter jenen, die schluchzend beklagen
Den Tod des Osiris,
Ihm helfend den Feind zu bezwingen.

Seht, Ra hat Thoth, den großen, gesandt,
Die Feinde Osiris' zu schlagen!
Nun hilft mir der große Thoth,
Meinen Feind zu bezwingen.

Am Tag der Bekleidung des göttlichen Leichnams Osiris'
Steh ich an Seiten des Horus,
Laß überfließen die Brunnen,
Um das «Göttliche Wesen mit dem still gestandenen Herzen»
Badend zu reinigen.
Seht, ich ziehe die Riegel der Pforte,
Welche den Zugang erschließt
Zu den Rätseln der Welten des Jenseits!
Zur Zeit, wo Horus in Sekhem
Den Feinden den linken Arm des Osiris entreißt,
Bleib ich an Seiten des Horus.
Ohne Schaden dringe ich ein und wandle
Inmitten der flammenden Götter
Am Tag der Dämonenvernichtung in Sekhem.
Ständig begleite ich Horus
Zur Zeit der Feste Osiris'; . . .

Kapitel cxxv
Vor den Göttern der Unterwelt
(Auszug)

Heil euch, erhabene Götter, die ihr in der lichten Halle
Der Wahrheit-Gerechtigkeit weilt!
Ich kenne euch wohl und weiß eure Namen.
Überlasset mich nicht
Der Henkersknechte geschäftigen Messern!
Meine Sünden zählet nicht auf, noch erwähnt sie
Vor dem Gott, der euer Herr ist!
Möge ein unheilvolles Schicksal mich nicht ereilen!
Laßt den Weltenherrscher das Wort der Wahrheit erhören;
Denn ich habe auf Erden getan nur das Gerechte und Wahre.
Nie hab ich geflucht gegen Gott.
Mögen die Schutzgeister der Tage und Stunden,
Mich nicht mit Unglück bedenken!
Heil euch, ihr Götter, die ihr in der lichten Halle
Der Wahrheit-Gerechtigkeit weilt!
Eurem Herzen ist unbekannt, was falsch und verlogen.

Von Wahrheit lebt ihr, Gerechtigkeit ist eure Nahrung.
Ihr führt euer Dasein unter dem festen Blick
Des Horus-Gottes, der in der Sonnenscheibe ewiglich wacht.
Befreit mich denn von Babai, der am Tag des Gerichts
Sich an Eingeweiden der Mächtigen labt!
Laßt mich vor euch erscheinen,
Denn ich habe weder Betrug geübt noch andere Sünden begangen.
Falsches Zeugnis hab ich nie abgelegt.
Möge mich also kein Unheil heimsuchen!
Denn genähret ward ich mit Gerechtigkeit-Wahrheit.
In Eintracht mit guten Sitten war immer mein Tun
Und den Göttern gefällig.
Hungrigen gab ich Brot und Durstigen Wasser.
Nackte versah ich mit Kleidern, Schiffbrüchigen schenkte ich Boote.
Den Göttern weihte ich Gaben,
Und Trankopfer den geheiligten Geistern.
Ihr, himmlische Wesen, befreiet mich, beschützt mich!
Beschuldigt mich nicht vor dem Gott, dem gewaltigen!
Rein ist mein Mund, rein meine Hände!
Laßt aus eurem Munde mich hören
Dies Wort: «Nahe in Frieden, o Seele,
Die du hier angekommen, nahe in Frieden!»
Ich habe gehöret, fürwahr, die gewichtigen Worte, . . .
Auf die Fragen, welche das Wesen,
Dessen Antlitz im Nacken sitzt, stellte,
Hab ich erwidert. Den Weihedienst in Re-stau, den geheimen,
hab ich geschaut; der heilige Baum darüber
Breitet seine hehren Zweige aus. Eingeweiht
In das geheime Sinnen der Götter hab ich um Beistand
Sie angefleht. Nun gelangt ich hierher, für die Wahrheit
Zeuge zu sein, daß aufgestellt ist in Augen die Waage.
Der Atefu-Krone, o du, dessen Name:
«Meister der Winde», der hoch du sitzt auf dem Throne,
Von deinen Dienern befrei mich, die unverschleiert auftreten,
Und deren Beschlüsse Leiden bringen und Sorgen.
Denn hier im Beisein der Wahrheit-Gerechtigkeit-Göttin,
Bezeug ich: alles, was ich getan, dem Wahren war treu,
Und dem Gerechten. Rein ist mein Busen, geläutert im Wasser;
Mein Rücken und Eingeweide gereinigt im Maat-See.
Wisset, jedes Glied meines Wesens ist mit Wahrheit durchdrungen,
Und mit Gerechtigkeit vollgesättigt; im südlichen Teiche
Habe ich mich gebadet und ausgeruht in den Burgen des Nordens,

In der Nähe des «Heuschrecken-Feldes», wo sich baden
In der zweiten Stunde der Nacht und in der dritten Stunde
Des Tages des Ra-Gottes Gefährten . . .
Die Herzen der Götter, wenn sie vorbeigehn,
Am Tage und zur Nachtzeit, sagen
Denkend an mich: «Warum kommt er nicht näher?
Wer bist du? Wie ist dein Name?»
– «Blühender Ölbaum», also klinget mein Name.
Eine Stimme, aus dem Raume erschallend,
Ruft mir zu: «Überschreite die Schwelle!»
Nun nehm ich drüben wahr einen Lustwald und eine Stadt.
Eine Stimme dort fragt mich:
– Was hast du auf deinen Reisen gefunden?
– Einen Fuß und ein Bein.
– Hast du sie angeredet? Was hast du ihnen gesagt?
– Freude und Heiterkeit.
– Was gaben sie dir?
– Eine brennende Fackel gaben sie mir
Und eine kristallene Tafel.
– Was hast du mit jenen Gaben getan?
– Am Tagesanbruch habe ich sie vergraben,
Am See, wo die Kanäle sich kreuzen . . .
– Und dort, was hast du gefunden?
– Ein Zepter aus Stein.
– Wie ist der Name des Zepters?
– Sein Name ist: «Frei wie der Wind.»
– Nachdem Tafel und Fackel vergraben,
Was hast du getan?
– Hergesagt hab ich die Worte der Macht,
Ausgegraben die Tafel, die Fackel gelöscht,
Zerbrochen die Tafel, ausgebaggert den See.
– O Mensch, überschreiten darfst du die Schwelle,
Die zur Halle der Maat-Göttin führt,
Denn der Wahrheit-Gerechtigkeit kennst du nun
Das doppelte Antlitz.
Der Pfortenriegel sagt:
Ich werde dich nicht hereinlassen,
Wenn du nicht meinen verborgenen Namen nennst.
– «Das Gleichgewicht der Wahrheit-Gerechtigkeits-Waage».
Das ist dein Name.
– Ich werde dich nicht hereinlassen, sagt der rechte Türsims,
Wenn du mir nicht meinen verborgenen Namen nennst.

– «Waagschale, tragend die Wahrheit-Gerechtigkeit»,
Das ist dein Name.
– Ich lasse dich nicht herein, wenn du mir nicht
Nennest meinen verborgenen Namen,
Sagt der linke Türsims.
– «Trankopfer von Wein», das ist dein Name.
– Ich werde dich nicht hereinlassen, sagt die Schwelle,
Wenn du unfähig bist, meinen verborgenen Namen zu nennen.
– «Geb's dem Stier», das ist dein Name.
– Ich werde dich nicht hereinlassen, sagt das Türschloß,
Wenn du unfähig bist, meinen verborgenen Namen zu nennen.
– «Die Zehen deiner Mutter», das ist dein Name.
– Ich werde dich nicht hereinlassen, sagt die Türklinke,
Wenn du unfähig bist, meinen verborgenen Namen zu nennen.
– «Auge, Quelle des Lebens des Gottes Sebek,
Herrn des Bakhau-Berges», das ist dein Name.
– Ich werde dich nicht in den Saal hereinlassen,
Sagt der Hüter der beiden Türflügel,
Wenn du unfähig bist, meinen geheimen Namen zu nennen.
– «Ellbogen des Gottes Shu, der Osiris beschützt»,
Das ist dein Name.
– Wir werden dich nicht hereinlassen, sagen die Türpfosten,
Wenn du unfähig bist, unseren geheimen Namen zu nennen.
– Eure Namen sind: «Kinder der Göttinnen mit Schlangen gekrönt.»
– Du hast uns erkannt. Wohlan! Nun darfst du eintreten!
– Ich lasse mich nicht betreten, sagt der Boden der Maat-Halle;
Denn schweigsam bin ich und heilig . . . Auch kenne ich nicht
Deiner Füße Namen, die mich betreten wollen. Nenn ihre Namen!
– «Des Gottes Khas Läufer» ist meines rechten Fußes Name.
«Der Göttin Hathor Zepter» ist meines linken Fußes Name.
– Du kennst mich. Eintreten darfst du.
– Ich werde dich nicht ankündigen, sagt der Hüter,
Stehend am Eingang der Wahrheit-Gerechtigkeits-Halle,
Wenn du unfähig bist, meinen geheimen Namen zu nennen.
– «Kenner der Menschenherzen, der ihr Eingeweide durchschaut»,
Das ist dein Name.
– Ankündigen werde ich dich dem Gott . . .
Sag mir noch das: wer ist der Gott, der diese Stunde
Regieret? Wie ist sein Name?
– «Beider Länder Beschützer», das ist sein Name.
– Gut. Wer aber ist jener Gott, der die beiden Länder beschützt?
– Thoth ist sein Name!

– Überschreite die Schwelle! Komm näher!
Also spricht die Stimme Thoths selber, der unsichtbar bleibt.
– Sag mir zuerst, warum kommst du hierher?
– Ich komme hierher, um angekündigt zu werden!
– Was ist dein Stand? Welcher Art Mensch bist du?
– Von allen Sünden bin ich geläutert; fremd sind mir
Der anderen Menschen Gebrechen und Flecken, welche dem Einfluß
Der Stunde gehorchen. Nicht wie jene bin ich, fürwahr!
– Dem Gott melde ich dich, sagst du noch mir:
Wie ist der Name der Gottheit,
Die von einem flammenden Himmel beschützt
Und von einer Mauer der Göttinnen-Schlangen umringt,
Auf den wogenden Wassern ruht?
– Osiris ist es!
– Du darfst überschreiten die Schwelle. Dich merke ich an.
Wisse, das heilige Brot, das du genießest
Und das geweihte Getränk, wie auch andere
Opfergaben der Toten, die dir bestimmt,
Ausstrom sind sie des göttlichen Auges des Ra!

Aus: Ägyptisches Totenbuch. Übers. u. komm. von Gregoire Kolpaktchy. München 1955. S. 59ff; 194f.

Orpheus

Dem Dionysos

Dionysos, den Lauttosenden,
Den Herrn der Gestirne rufe ich an,
Den Zwiegestaltigen, Ersterzeugten,
Den dreimal geborenen bakchischen Herrscher,
Den Wilden, Geheimnisvollen,
Den Zwiegehörnten, zwiefach gestaltet,
Den Efeusprossenden, Stiergestaltigen,
Den Heiligen, Jauchzenden, Kampfesfrohen,
Den Wilden dreijähriger Wiederkehr.
Den Traubenbringer im Rankenkleid,
Den rätereichen Eubuleus,
Erzeugt im unsagbaren Lager des Zeus
Und Persephones, ewige Gottheit.
Seliger, höre die Stimmen,
Säusele sanft und friedlich hinzu,
Gnädigen Herzens,
Mit den hurtigen Wärterinnen!

Dem Helios

Hör mich, Glückseliger! Waltend
Des alldurchschauenden, ewigen Auges,
Fernhochwandelnder, himmlische Leuchte,
Goldblinkender Titan;
Unermüdlicher, Selbsterzeugter,
Holder Anblick der Lebenden!
Zur Rechten der Morgenröte
Erzeuger, zur Linken der Nacht,
Du mengst im Viertakt des Reigens
Der Horen wechselnde Schar;
Schnellfüßiger, Feuriger, Wirbelentfacher,
Heiterblickender, Lenker des Wagens,
Der in Wirbeln umfährt
Des unermeßlichen Kreises Bahn.
Frommen ein Weiser zur Schönheit,

Doch den Bösen feindlich gesinnt.
Du lenkst mit goldener Leier
Des Alls harmonische Bahn,
Aufzeiger der Werke des Guten,
Held, der die Horen ernährt.
Herrscher des Alls, mit Flötengesang,
Feuriger Renner, im Kreise wirbelnd,
Schimmernder Bringer des Lichts,
Spender des Lebens, fruchtgebender Paian,
Ewigblühender, Fleckenloser,
Vater der Zeit, unsterblicher Zeus!
Heiterer, Allerleuchtender,
Kreisendes Auge des Alls,
Brennend und lodernd, schönglänzend in Strahlen,
Richter des Rechtes, der Flüsse Freund;
König des Weltalls, Wächter der Treue,
Immerdar Höchster, Helfer und Freund,
Lebenslicht, der Gerechtigkeit Auge,
Rosselenker, mit schwirrender Geißel
Den vierspännigen Wagen treibend –
Helios, höre mein Wort:
Wonniges Leben zeige den Mysten!

An Hekate

Ich preise, die an den Wegen thront,
Des Kreuzwegs Schattenherrscherin Hekate,
Himmelskönigin, Erdenfürstin,
Meeresgöttin im Safrangewand.
Herrin der Gräber, mit Seelen der Toten
Fahrend im nächtlich schweifenden Zug;
Perseia, Freundin der Einsamkeit,
Von schnellfüßigen Hirschen erfreut.
Freundin der nächtlichen Meute,
Furchtbare Herrscherin!
Ungegürtete, tierverschlingende,
Unbezwinglichen Angesichts
Fährst du mit Stieren dahin,
Schlüsseltragende Herrin des Alls.
Mächtige Lenkerin, Nymphe,
Männerernährerin,

Die du in nächtlichen Bergen schweifst:
Jungfrau, höre des Hirten Gebet,
Steh ihm mit heilender Sühnung zur Seite,
Zeig ihm ein gnädiges, freundliches Herz!

An Persephone

Erscheine, Persephoneia,
Selige Tochter des großen Zeus,
Eingeborene Göttin,
Nimm auf die wohlmeinenden Opfer,
Plutons vielgepriesene Gattin,
Sorgsame, Lebenspenderin!
Dein sind die Tore des Hades
Unter den Schlünden der Erde,
Rechthandelnde, lieblich Gelockte,
Demeters keuscher Sproß –
Mutter der Eumeniden,
Fürstin der Unterirdischen,
Mädchen, das Zeus in heimlicher Zeugung
Einst ins Leben berief,
Des lautlärmenden Eubulos,
Der vielgestaltigen Mutter.
Gespielin der Horen, Bringerin des Lichtes,
Heilige, leuchtende Glanzgestalt,
Allüberwinderin, Jungfrau,
Prangend im Kranze der Früchte,
Hellstrahlende, Hörnergezierte,
Der Sterblichen einzige Sehnsucht.
Göttin des lieblichen Frühlings,
Von duftenden Wiesen erfreut;
In grünenden Trieben
Läßt du erscheinen
Deine hehre Gestalt
Und vermählst dich im Herbste
Gewaltsam zum Brautbett geraubt.
Du allein bist Leben und Tod
Den mühebeladenen Menschen,
Persephone! Denn du allein
Bist aller Nahrung und Untergang.
Höre uns, selige Göttin!

Sende uns Früchte hinauf aus der Erde,
Laß sprossen den Frieden, gib uns Gesundheit,
Die sanfthändge und reiches Leben,
Das ein gesegnetes Alter
Führe, Königin, in dein Reich
Und zu Pluton, dem Herrschenden!

Dem Tode

Höre mich, der du das Steuer
Allen sterblichen Menschen führst;
Allen gibst du die Zeit,
Die du von alters beherrschest und lenkst.
Denn dein Schlaf zerschmettert die Seele
Und des Leibes schleppende Last,
Wenn du das Band der Natur,
Das bezwungene lösest
Und den lebenden Wesen
Bringst den großen, ewigen Schlaf.
Allen gemein, doch ungerecht
Fängst du mit wenigen an,
Zerstörst im Sturmschritt des Lebens
Den neuerblühten, gleichaltrigen Gipfel.
Denn in dir wird allein
Aller Entscheidung gefällt,
Die kein Einziger mag
Ändern mit Bitten und flehendem Wort.
Dich, Seliger, flehe ich an,
Komme nach reichlicher Lebenszeit:
Dich ruf ich mit Opfer und Bitten,
Daß als edles Ehrengeschenk
Den Menschen das Alter erblüht!

Aus: Orpheus. Altgriechische Mysteriengesänge. Aus dem Urtext übertragen u. erläutert von J. O. Plassmann. Jena 1928. S. 44; 11 f; 4, 42 f; 111

Psalm 90

Vers 1–12

Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für.
Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit,
Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder!
Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.
Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom; sie sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird,
Das da frühe blüht und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorrt.
Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen.
Denn unsre Missetaten stellst du vor dich, unsre unerkannte Sünde ins Licht vor deinem Angesicht.
Darum fahren alle unsre Tage dahin durch deinen Zorn; wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz.
Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fahret schnell dahin, als flögen wir davon.
Wer glaubt aber, daß du so sehr zürnest, und wer fürchtet sich vor solchem deinem Grimm?
Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.

Der Prediger Salomo 3

Vers 19–22

Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch: und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr als das Vieh; denn es ist alles eitel. Es fährt alles an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub.
Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärts fahre, und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre?
So sah ich denn, daß nichts Beßres ist, als daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Teil. Denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird?

PLUTARCH

Trostschreiben an seine Gattin

(Auszug)

Was du von andern hörst und viele glauben, daß es für den Geschiedenen überhaupt kein Übel mehr gebe, das zu glauben halten dich, das weiß ich wohl, die von den Vätern überlieferte Lehre und die mystischen Sinnbilder der Dionysosfeier ab, die uns beiden als Eingeweihten bekannt sind. Demnach stelle dir vor, daß es der nach unserem Glauben unsterblichen Seele ebenso geht wie den eingesperrten Vögeln. Wenn sie nämlich lange Zeit in dem Körper auferzogen worden ist und durch vielen Umtrieb und lange Gewohnheit dieses Leben liebgewonnen hat, so kommt sie wieder und kehrt von neuem in einen Körper ein und hört niemals auf, sich durch solche Zeugungen in die irdischen Leidenschaften und Zufälle zu verwickeln. Denn du darfst nicht glauben, daß das Alter wegen seiner Runzeln, seiner grauen Haare oder der körperlichen Schwäche der Schmähung und Verachtung anheimfalle, sondern dies ist das Schlimmste an demselben, daß es die Seele der Erinnerung an die jenseitigen Dinge entfremdet und an die diesseitigen Dinge fesselt und sie so zwängt und drückt, daß sie die Gestalt beibehält, die sie von dem Körper in der Zeit ihres Zusammenseins mit demselben angenommen hat. Diejenige Seele dagegen, welche zwar auch an den Körper gefesselt, aber nur kurze Zeit mit ihm

verbunden war, wird von den höheren Geistern befreit und gelangt gleichsam durch eine sanfte und geschmeidige Umbiegung wieder in ihren natürlichen Zustand zurück. Wie nämlich ein Feuer, das ausgelöscht, aber gleich darauf wieder angezündet wird, leicht wieder brennt und schnell wieder zu Kraft kommt, wenn es aber längere Zeit ausgelöscht bleibt, weit schwerer wieder anzufachen ist, so nimmt auch die Seele, welche nur kurze Zeit in der Finsternis dieses irdischen Lebens sich umgetrieben hat, schnell das Licht des früheren Lebens wieder in sich auf; diejenigen aber, denen es nicht gelingt, wie der Dichter sagt, so schnell als möglich in die Pforten des Hades einzugehen, haben nichts anderes vor sich, als daß sie in große Liebe zu den irdischen Dingen verfallen und so vom Körper aus entkräftet werden und wie an Vergiftung dahinschmachten.

Die Richtigkeit dieser Ansicht ergibt sich noch einleuchtender aus unseren altherkömmlichen Gewohnheiten und Gesetzen. Denjenigen nämlich, welche noch als Kinder sterben, bringt man keine Totenopfer und unterläßt bei ihnen auch die übrigen Handlungen, welche bei den anderen Toten gebräuchlich sind, weil sie noch keine Gemeinschaft mit der Erde und den irdischen Dingen haben; auch pflegt man bei solchen Toten weder der Bestattung anzuwohnen noch ihre Gräber und ihren ausgestellten Leichnam zu besuchen und sich neben ihn zu setzen. Denn die Gesetze gestatten nicht, Tote von solchem Alter zu betrauern, weil dies bei solchen, welche in einen besseren und göttlicheren Zustand und Ort übergehen, nicht recht wäre. Ich weiß freilich wohl, daß diese Sache viele Schwierigkeiten bietet; weil aber der Unglaube noch mehr Schwierigkeiten macht als der Glaube daran, so wollen wir das Äußerliche dabei, wie es die Gesetze vorschreiben, beobachten, das Innerliche aber noch viel mehr unbefleckt und rein und leidenschaftslos erhalten.

Aus: Plutarch's Werke. Bd 14 (Moralische Schriften). Stuttgart 1856. S. 1869 ff. (Griechische Dramatiker in neuen Übersetzungen. Hg. von Tafel, Osiander und Schwab.)

M. TULLIUS CICERO

Scipios Traum

(Auszug)

«Aber damit du dich, Africanus, um so eifriger einsetzt für den Schutz des Staates, wisse: allen, die das Vaterland gerettet, unterstützt und gefördert haben, gehört ein sicherer, im Himmel genau festgelegter Platz, wo die Glücklichen das ewige Leben genießen können; es gibt nämlich für den höchsten Gott, der die ganze Welt regiert, wenigstens im irdischen Geschehen nichts Vollkommeneres als Versammlungen und Zusammenkünfte von Menschen, durch das Recht zur Gemeinschaft verbunden, was man Staaten nennt; deren Leiter und Retter kehren, von hier aufgebrochen, wieder hierher zurück.»

Wenn ich auch an diesem Punkte erschrocken war, und nicht so sehr durch die Furcht vor dem Tode als vielmehr vor den Ränken meiner Angehörigen, fragte ich dennoch, ob selbst auch der Vater Paulus lebe und die anderen, die wir verloschen glaubten. «Aber freilich», gab er zurück, «leben diese, die aus den Banden des Körpers gleichsam wie aus einem Gefängnis flohen, euer sogenanntes Leben aber ist der Tod. Warum blickst du nicht deinen Vater Paulus an, der zu dir kommt?» Sobald ich ihn gesehen hatte, vergoß ich für mich einen Strom von Tränen, jener aber umarmte und küßte mich und versuchte mich am Weinen zu hindern.

Und sobald ich nach Zurückdrängung meiner Tränen mit dem Sprechen beginnen konnte, rief ich aus: «Bitte, ehrwürdigster und bester Vater, da ja dies hier das Leben ist, wie ich Africanus sagen höre, warum verweile ich noch auf Erden? Warum beeile ich mich nicht, hierher zu euch zu kommen?» – «Es ist nicht so», erwiderte jener. «Nur wenn nämlich diese Gottheit, welcher der ganze Raum gehört, den du erblickst, dich von jenem Gefängnis des Körpers befreit, kann dir hier der Zutritt offenstehen. Die Menschen sind nämlich unter der Bestimmung gezeugt, daß sie jene Kugel, die du in diesem Raum in der Mitte siehst, beschützen, die Erde genannt wird, und ihnen wurde ein Geist aus jenen ewigen Feuern geschenkt, die Sternbilder und Gestirne heißen, die kugelförmig und rund sind, beseelt von göttlichen Geistern, ihre Umläufe vollenden sie in wunderbarer Schnelligkeit. Deshalb müssen du, Publius, und alle Gottesfürchtigen ihren Geist im Gefängnis des Körpers behalten, und man darf nicht ohne den Befehl dessen, von dem jener euch geschenkt wurde, aus dem Leben der Menschen fortgehen, damit ihr nicht euch der von Gott zugewiesenen menschlichen Aufgabe entzogen zu haben scheint.

Aber so, Scipio, wie hier dein Großvater, wie ich selbst, der ich dich gezeugt

habe, pflege du die Gerechtigkeit und ehrfurchtsvolle Liebe, die sowohl wichtig ist gegen Eltern und Verwandte, wie auch ganz besonders gegenüber dem Vaterlande bedeutungsschwer; so ein Leben ist der Weg in den Himmel und zu dieser Versammlung derer, die schon gelebt haben und, von ihrem Körper befreit, jenen Ort bewohnen, den du siehst» – es war aber dieser ein Kreis, der in gleißendem Glanze zwischen den Flammen leuchtete –, «den ihr, wie ihr es von den griechischen Vätern übernommen habt, Milchstraße nennt.»

Von dort aus versenkte ich mich in eine Betrachtung alles übrigen, und es erschien herrlich und wunderbar. Es standen dort aber solche Sterne, die wir niemals von hier aus gesehen haben, und die Größe aller war so, wie wir sie niemals ahnten; von ihnen war der kleinste jener, der als fernster vom Himmel aus, als nächster von der Erde her in einem fremden Licht leuchtete. Der Sterne Rund aber übertraf der Erde Maß bei weitem. Schon erschien mir wahrhaftig die Erde selbst so klein, daß mich unser Reich, mit dem wir gleichsam nur ein Pünktchen von ihr berühren, dauerte.

Als ich diese aber eindringlicher betrachtete, fragte Africanus: «Bitte, wie lange wird dein Geist auf die Erde geheftet sein? Schaust du denn nicht, in welchem Bezirk du gekommen bist? Aus neun Kreisen oder vielmehr Sphären ist das All verbunden, von denen eine die himmlische ist, die äußerste, die alle übrigen umfaßt, die höchste Gottheit selbst hält die übrigen auseinander und zusammen; an jener sind die befestigt, die als der Sterne ewige Bahn sich drehen. Unter dieser Sphäre liegen die sieben, die rückwärts kreisen in einer zum Himmel entgegengesetzten Bewegung. Von ihnen beherrscht eine Sphäre jener Stern, den man auf Erden Saturn nennt. Darauf folgt der dem Menschengeschlecht glück- und heilbringende Glanz, der Jupiter gehört, wie man sagt. Dann der rötliche und der Erde schreckliche, den ihr als Mars bezeichnet. Hierauf nimmt darunter etwa den mittleren Bezirk die Sonne ein, die Führerin, Fürstin und Lenkerin der übrigen Sterne. Als Seele der Welt und Ordnerin ist sie von so gewaltiger Größe, daß sie alles mit ihrem Licht erleuchtet und erfüllt. Ihr folgen wie Begleiterinnen einmal die Venus, zum andern der Merkur auf der Bahn, und auf der untersten Kreisbahn dreht sich der Mond, von der Sonne Strahlen beleuchtet. Unter ihm aber bereits gibt es nur Sterbliches und Hinfälliges, außer den Seelen, die durch die Gabe der Götter dem Menschengeschlecht geschenkt wurden, oberhalb des Mondes ist alles ewig. Denn sie, welche in der Mitte liegt und die neunte Sphäre bildet, die Erde, bewegt sich einerseits nicht und ist andererseits die unterste Sphäre, und auf sie zu streben durch eigene Schwerkraft alle Massen.

Als ich das staunend beschaute, fragte ich, sobald ich mich gefaßt hatte: «Was ist das? Hier, was ist es für ein Ton, der mein Ohr so mächtig und lieblich erfüllt?» – «Dies ist», antwortete er, «jener Ton, der durch die Verbindung von ungleichen Abständen, die aber dennoch in einem bestimmten Verhältnis gesetzmäßig verschieden sind, durch den Schwung und die Bewegung der

Kreise selbst entsteht, und er läßt, die hohen mit den tiefen Tönen abstimmend, vielfältige Harmonien gleichmäßig ertönen; denn nicht auf stille Weise können so ungeheuere Bewegungen angetrieben werden, und die Natur bringt es mit sich, daß das Äußerste auf der einen Seite tief, auf der anderen Seite aber hoch klingt. Deshalb bewegt sich jene oberste Kreisbahn des gestirnten Himmels, deren Umdrehung beschleunigter ist, mit einem hohen lebhaften Ton, mit einem sehr tiefen aber die Mondbahn, eben die unterste; denn die Erde als neunte bleibt unbeweglich und haftet immer an einer einzigen Stelle, die Mitte der Welt umschließend. Jene acht Kreise aber, von denen zwei dieselbe Bedeutung haben, bringen durch die Abstände sieben verschiedene Töne hervor, eine Zahl, die beinahe das Band aller Dinge darstellt; dieses Wesensgesetz ahmten gelehrte Männer auf Saiten und in Gesängen nach und eröffneten sich so eine Rückkehr an diesen Ort, so wie andere, die aus ihren hervorragenden Geistesgaben heraus im menschlichen Leben göttliche Studien hegten. Die durch diesen Klang angefüllten Ohren der Menschen wurden taub; und es gibt keinen stumpferen Sinn in euch, so wie dort, wo der Nil zu den berühmten sogenannten Katarakten von Riesenbergen herabstürzt, das Volk, das Anwohner dieses Ortes ist, wegen der Größe des Lärms des Hörsinns ermangelt. Dieser Sphärenklang aber ist durch die blitzschnelle Umdrehung der gesamten Welt so stark, daß ihn die menschlichen Ohren nicht aufnehmen können, wie ihr nicht gegen die Sonne blicken könnt und durch deren Strahlen eure Sehschärfe und euer Gesichtssinn niedergezwungen werden» . . .

. . . «Wahrlich ich für meinen Teil, Africanus, werde, wenn wirklich den um das Vaterland wohlverdienten Männern gleichsam der Weg zum Eintritt in den Himmel offensteht, obgleich ich, von Kindheit an in des Vaters und deinen Fußstapfen tretend, mich um eure Ehre bemühte, ich werde mich dennoch weit wachsamer anstrengen, wenn so hoher Lohn ausgesetzt ist.» Und jener forderte mich auf: «Bemühe du dich wirklich und wisse folgendes: du bist nicht sterblich, sondern nur dieser Körper; denn du bist nicht der, den diese äußere Gestalt darstellt, sondern der Geist eines jeden, das ist jeder, nicht diese Erscheinung, die man mit dem Finger zeigen kann. Ein Gott bist du also, wisse es, sofern doch der ein Gott ist, der Lebenskraft besitzt, der fühlt, der sich erinnert, der voraussieht, der den Körper, dem er vorgesetzt ist, so regiert, leitet und bewegt, wie diese Welt jener höchste Gott; und so wie die in gewisser Hinsicht sterbliche Welt selbst ein ewiger Gott bewegt, so den vergänglichen Körper ein ewigdauernder Geist.

Denn was sich immer bewegt, ist ewig; was aber irgendeinem Bewegung verleiht und was selbst angetrieben wird, muß, da doch die Bewegung ein Ende hat, ein Lebensende haben. Allein also, was sich selbst bewegt, hört, da es niemals von sich selbst im Stich gelassen wird, auch nicht sich zu bewegen jemals auf; ja sogar für das übrige, was bewegt wird, stellt dies die Quelle, dies den Urgrund der Bewegung dar. Der Urgrund aber hat keinen Ursprung; denn

aus dem Urgrund entsteht alles, er selbst aber kann aus keiner anderen Sache entspringen; denn das wäre nicht ein Urgrund, der anderswoher erzeugt würde; wenn er aber niemals entsteht, geht er auch niemals zugrunde. Denn wenn ein Urgrund ausgelöscht würde, könnte er weder selbst von einem anderen wiederentstehen, noch aus sich einen anderen schaffen, sofern notwendigerweise alles aus dem Urgrund entsteht. So ergibt sich, daß der Urgrund der Bewegung von dem ausgeht, was selbst von sich aus sich bewegt; das aber kann weder geboren werden noch sterben; außer es würde notwendigerweise der ganze Himmel und die ganze Natur einstürzen und zum Stillstand kommen und nicht irgendeine Kraft erlangen, durch die sie, aufs neue angetrieben, sich bewegte.

Da es also offenbar ist, daß das ewig ist, was sich selbst bewegt, wen gäbe es da, der leugnete, daß diese Wesenseigenschaft den Seelen verliehen ist? Unbeseelt ist nämlich alles, was durch einen Anstoß von außen angetrieben wird; was aber beseelt ist, das bewegt sich durch eine innere und eigene Bewegung; denn dies ist die eigentümliche Natur und Kraft der Seele; wenn sie aber das einzige von allem ist, was sich selbst bewegt, ist sie einerseits sicherlich nicht geboren und andererseits ewig. Diese übe du in den besten Taten!

Es sind aber die besten die Sorgen um das Wohl des Vaterlandes, und die von diesen gehetzte und geübte Seele wird schneller zu diesem Wohnsitz und ihrer Heimat hinfliegen; und das wird sie rascher tun, wenn sie schon dann, wenn sie noch in dem Körper eingeschlossen ist, nach außen strebt und bei der Betrachtung der Außenwelt möglichst stark sich vom Körper löst. Denn die Seelen derer, die sich den körperlichen Lüsten hingaben und sich gleichsam als deren Diener erwiesen, durch den Anstoß der Triebe, die den Genüssen gehorchen, göttliches und menschliches Recht verletzten, wälzen sich, dem Körper entflohen, um die Erde selber herum fort, und sie kehren nur nach vielen ruhelos durchwanderten Jahrhunderten an diesen Ort zurück.»

Jener entschwand, ich aber löste mich aus dem Schlafe.

Aus: M. Tullius Cicero: Der Staat. Übers., erl. u. mit einem Essay ‹Zum Verständnis des Werkes› hg. von Rainer Beer. 6. Buch. Reinbek b. Hamburg 1964. S. 104ff. (Rowohlts Klassiker. 162)

Kaiser Hadrian

Mein Seelchen, mein Flattergeist,
Des Leibes Gast und Spießgeselle,
Der bleich, verstarrt und bloß verreist,
Du weißest nicht, in welche Stelle
Du Ärmste von mir scheiden mußt:
Wirst nicht mehr scherzen, wie du tust.

Zit. nach: Martin Opitz, Trostschrift an Herrn David Müller (1636).

Nikodemus-Evangelium *

Kapitel 20

Während sie alle aber von solcher Freude bewegt waren, kam der Satan, der Erbe der Finsternis, und sagt zum Hades: «Du Allesfresser und Unersättlicher, höre meine Worte! Einer aus dem Geschlecht der Juden, Jesus geheißen, nennt sich selbst Gottes Sohn, ist aber (nur) ein Mensch: den haben dank unserer Mitwirkung die Juden gekreuzigt. Und jetzt, wo er gestorben ist, halte dich bereit, daß wir ihn hier in Verwahrung nehmen! Denn ich weiß, daß er (nur) ein Mensch ist, und habe ihn ja auch sagen hören: ‹Tiefbetrübt ist meine Seele bis zum Tode.› Er hat mir viel Böses zugefügt in der oberen Welt, als er mit den Sterblichen zusammen wandelte. Denn wo er meine Knechte antraf, da hat er sie verfolgt, und wie viele Menschen ich verkrüppelt, blind, lahm, aussätzig und dergleichen mehr gemacht habe, er hat sie durch das Wort allein gesund gemacht, und viele hatte ich hergerichtet fürs Begrabenwerden, und die hat er durch das Wort allein wieder lebendig gemacht.»

Da sagt der Hades: «Und so stark ist dieser, daß er durch das Wort allein dergleichen tut? Und du kannst, wenn das von ihm gilt, ihm Widerstand leisten? Mir scheint, wenn das von ihm gilt, dann wird niemand ihm Widerstand leisten können. Wenn du aber sagst, du habest gehört, daß er sich vor dem Tode gefürchtet habe, so hat er das (sicher nur) gesagt, um dich zu narren, und im Scherz, in der Absicht, dich (um so leichter) mit starker Hand zu packen. Wehe, wehe dir in alle Ewigkeit!» Da sagt der Satan: «Du allesfressender und unersättlicher Hades! Hast du solche Angst bekommen, als du von unserem gemeinsamen Feind gehört hast? Ich habe keine Angst vor ihm gehabt, sondern habe die Juden dahin gebracht, und sie haben ihn gekreuzigt und haben ihm sogar Essig mit Galle zu trinken gegeben. Mach dich also bereit, ihn, wenn er kommt, kräftig festzuhalten!»

Da antwortete der Hades: «Erbe der Finsternis, Sohn des Verderbens, Teufel! Du hast mir da gesagt, daß er viele, die du fürs Begrabenwerden hergerichtet hattest, durch das Wort allein lebendig gemacht hat. Wenn er aber andere vom Begrabenwerden befreit hat, wie und mit welcher Kraft sollte er da von uns festgehalten werden? Vor kurzem hatte ich einen Toten mit Namen Lazarus verschlungen, und bald danach hat einer von den Lebenden durch das Wort allein ihn gewaltsam aus meinem Inneren heraufgezogen. Ich glaube, daß das der gewesen ist, von dem du sprichst. Wenn wir den hier aufnehmen, so fürchte ich, daß wir auch wegen der übrigen in Gefahr geraten. Denn sieh, bei allen, die ich von Urzeiten her verschlungen habe, beobachte ich, daß sie (auf einmal) unruhig sind, und ich habe Schmerzen in meinem Bauch. Mir scheint, der Lazarus, der mir da seinerzeit entrissen worden ist, ist kein gutes Vorzeichen! Denn nicht wie ein Toter, sondern wie ein Adler ist er mir davongegangen. So rasch hat die Erde ihn herausgeschleudert. Deswegen beschwöre ich dich bei deinem und meinem Wohlergehen, bring ihn (den, von dem du sprichst) nicht hierher! Denn ich glaube, daß er hier (nur) deswegen erscheint, um alle Toten auferstehen zu lassen. Das sage ich dir – bei der Finsternis, die uns eigen ist! –, wenn du ihn hierher bringst, wird mir kein einziger von den Toten übrigbleiben!»

Kapitel 21

Während der Satan und der Hades so zueinander redeten, erging eine gewaltige Stimme wie Donner, die sprach: «Hebt hoch eure Tore, ihr Herrscher, und erhebt euch, ewige Tore! Es wird einziehen der König der Herrlichkeit.» Als der Hades das hörte, sagt er zum Satan: «Geh nach draußen, wenn du kannst, und leiste ihm Widerstand!» So ging der Satan denn nach draußen. Darauf sagt der Hades zu seinen Dämonen: «Sichert gut und stark die ehernen Tore und die eisernen Riegel, und haltet meine Sperren und gebt, in Kolonnen aufgestellt, auf alles acht! Denn wenn er (erst) hier hereinkommt, dann – wehe! – wird er sich unserer bemächtigen.»

Als die Vorväter das hörten, begannen sie ihn zu schmähen und sagten: «Du

* Das Nikodemus-Evangelium trägt seinen Namen erst seit dem 9. Jahrhundert. Es gehört zu den apokryphen Evangelien, deren Verfasserschaft nicht gesichert ist. In Verbindung mit den sogenannten Pilatus-Akten ist das Nikodemus-Evangelium vermutlich schon im 2. Jahrhundert entstanden. Erhalten ist es in zwei Abschnitten: Kapitel 1–16 (Pilatus-Akten), Kapitel 17–27 (Christi Abstieg in die Unterwelt).

Allesfresser und Unersättlicher! Mach auf, daß der König der Herrlichkeit einziehe!» David, der Prophet, sagte: «Weißt du nicht, du Verblendeter, daß ich, als ich (noch) in der Welt lebte, diese Stimme ‹Hebt hoch eure Tore, ihr Herrscher› prophezeit habe?» Jesaja sprach: «Ich habe dies vorausgesehen und vom heiligen Geist (geleitet) geschrieben: ‹Es werden auferstehen die Toten und erweckt werden die in den Gräbern, und es werden sich freuen die auf Erden› und ‹Wo ist, Tod, dein Stachel? Wo ist, Hades, dein Sieg?›»

Da erging wieder die Stimme, die sprach: «Hebt hoch (eure) Tore!» Als der Hades zum zweitenmal die Stimme hörte, gab er zur Antwort, als ob er's scheinbar nicht wüßte, und sagt: «Wer ist dieser König der Herrlichkeit?» Da sagen die Engel des Gebieters: «Der Herr voller Kraft und Macht, der Herr, mächtig im Streit!» Und alsbald zugleich mit diesem Wort wurden die ehernen Tore zerbrochen und die eisernen Ringe zerschmettert, und die Toten allesamt, die gefesselt waren, wurden ihre Fesseln los und wir mit ihnen. Und es zog der König der Herrlichkeit ein (dem Aussehen nach) wie ein Mensch, und alle Finsternis des Hades erstrahlte im Licht.

Kapitel 22, Vers 1–2

Sogleich rief der Hades: «Wir sind besiegt. Weh uns! Doch wer bist du, der du solche Vollmacht und Kraft hast? Und welcher Art bist du, der du ohne Sünde hierher gekommen bist, der du klein scheinst und Großes vermagst, der du niedrig bist und hoch, der du Knecht bist und Gebieter, Soldat und König, der du über die Toten und die Lebendigen die Macht ausübst? Ans Kreuz bist du angenagelt und ins Grab bist du gelegt worden, und jetzt bist du frei geworden und hast unsere Macht zerstört. Bist du der Jesus, von dem uns Satan, der Obersatrap, gesprochen hat, weil du im Begriff bist, durch Kreuz und Tod hindurch die ganze Welt zum Erbe zu nehmen?»

Darauf faßte der König der Herrlichkeit den Satan, den Obersatrapen, beim Schopfe und übergab ihn den Engeln und sprach: «Bindet ihn mit eisernen (Ketten) an den Händen und den Füßen und am Hals und an seinem Mund!» Danach übergab er ihn dem Hades und sagte: «Nimm ihn und behalt ihn sicher bis zu meiner zweiten Parusie!»

Aus: Die Apokryphen Schriften zum Neuen Testament. Übers. u. erl. von Wilhelm Michaelis. Bremen 1956. S. 188ff.

MEISTER ECKEHART

Stark wie der Tod ist die Liebe
Predigt auf Sankt Magdalenens Tag

Fortis est ut mors dilectio

Ich hab ein Wörtlein gesprochen auf lateinisch, das steht geschrieben im Hohenliede, und lautet also zu deutsch: Die Liebe ist stark wie der Tod. Dies Wort kommt uns recht zupaß mit dem Lob der großen Minnerin Christi, Sankt Mariae Magdalenae, von der die heiligen Evangelisten viel geschrieben haben, also, daß ihr Ruhm und Name durch alle Welt der Christenheit so hoch geachtet wird, daß dessengleichen nicht viel sonst vorgekommen ist. Und wiewohl viel Gnaden und Tugenden an ihr zu rühmen sind, so hat doch vor allem die übergroße und heiße Liebe zu Christus so unaussprechlich in ihr gebrannt und mit solcher Macht an ihr sich betätigt, daß sie nach ihrer Wirksamkeit nicht unbillig dem strengen Tode verglichen werden kann. Weshalb wohl von ihr gesagt werden mag: «Stark wie der Tod ist die Liebe!»

Drei Dinge müssen wir hier ins Auge fassen, die der leibliche Tod am Menschen tut, welche auch die Liebe zuwege bringt am Geist des Menschen. Das erste: daß er dem Menschen raubt und wegnimmt alle vergänglichen Dinge, so daß er sie hinfort nicht, wie bisher, besitzen noch benützen mag. Das zweite: daß man Abschied nehmen muß auch von allen geistlichen Gütern, deren Leib und Seele sich erfreuen möchten: von Gebet und Andacht, dazu auch von aller Tugend, von heiligem Wandel, kurz, von allen guten Dingen, daraus ein geistiger Mensch Trost, Wonn' und Freude ziehen könnte: daß er sich hinfort nicht daran üben mag, gleich einem, der da tot auf Erden ist. Das dritte: daß der Tod den Menschen heraushebt aus allem Lohn und Würdigkeit, die er sich noch verdienen könnte. *Denn nach dem Tode, da kann er hinfort auch nicht ein haarbreit weiterkommen an Himmelreich: es bleibt bei dem, was er sich schon erworben hat.*

Dieser drei Dinge müssen wir gewärtig sein von dem Tode, der da ist eine Scheidung des Leibes von der Seele. Da nun die Liebe zu unserm Herrn «stark ist wie der Tod», tötet auch sie den Menschen in geistigem Sinne und scheidet die Seele auf ihre Weise von dem Leibe. Und zwar geschieht dies dann, wenn sich der Mensch völlig aufgibt, und sich seines Ichs entschlägt, und so sich von sich selber scheidet. Dies aber geschieht durch die außermaßen hohe Kraft der Liebe, die so lieblich zu töten weiß. Wie sie denn auch bezeichnet wird als eine süße Krankheit und ein lebendiger Tod. *Denn dies Sterben ist ein Eingießen des ewigen Lebens*, ein Tod aber des fleischlichen Lebens, darin der Mensch immer

wieder darauf aus ist, sich selber zu leben zu seinem Eigennutz. Doch vollbringt dieser süße liebliche Tod jene drei Dinge nur dann am Menschen, wenn er so gewaltig ist, daß er ihn auch wirklich tötet, und ihn nicht bloß siech macht. Wie es vielen Leuten geht, die erst lange hinsiechen, ehe sie sterben. Andere siechen nicht lange. Und andere wieder sterben eines jähen Todes. Und gleichermaßen gibt es manche Menschen, die gar lange mit sich zu Rate gehen, eh sie sich dazu überwinden, sich um Gottes willen gänzlich aufzugeben. Denn oft wohl tun sie, als wollten sie ihr Ich darangeben und sterben: und machen doch wieder kehrt und suchen schnell noch einen kleinen Eigennutz; so daß sie – ihretwegen, nicht reinlich und ausschließlich Gottes wegen – immer etwas bei sich zu schaffen haben. Und so lange sind sie auch noch nicht wirklich tot, sondern liegen nur im Sterben und siechen dahin in ihrem Widerwillen. Bis zuletzt die Gnade Gottes, das ist: die Liebe, in ihnen obsiegt, daß sie ihrer Selbstsucht gründlich absterben. Denn diese Eigensucht und Eigensuche, die des Menschen Leben und Natur ist, vermag nichts zu töten als allein die Liebe, die stark ist wie der Tod; anders ist diese Art auf keine Weise umzubringen. *Darum ja leiden, die in der Hölle sind, so große Pein.* Denn sie gieren nur nach Eigengewinst, und wie sie der Pein ledig wären. Und dies kann ihnen doch nimmer widerfahren! Davon denn sterben sie einen ewigen Tod: weil die Gier der Selbstsucht in ihnen nicht tot ist und auch nicht sterben mag. Und nichts in der Welt könnte ihnen dazu verhelfen als allein die Liebe, von der sie doch völlig ausgeschlossen sind. *So ist denn die Liebe nicht allein stark wie der leibliche Tod, sondern auch viel stärker als der Höllentod,* der doch den Verdammten nicht helfen kann, wie dieser Liebestod, der allein das Leben der Gier und der Selbstsucht wirklich zu töten imstande ist. Und zwar geschieht dies in drei Stufen.

Zum ersten nämlich scheidet dieser Tod, das ist: die Liebe, den Menschen vom Vergänglichen: von Freunden, Gut und Ehren, und von allen Kreaturen, also daß er nichts mehr besitzt noch benützt nur seinetwegen, und kein Glied mehr rührt zu eignem Nutz und Willen, mit vorbedachtem Mut. – Ist dies erreicht, so fängt die Seele alsbald an zu suchen und auszuschauen nach geistlichen Gütern, nach Andacht, Gebet, Tugend, Verzückung, nach Gott. In diesen lernt sie sich üben und ihrer mit Wonne zu genießen, über alles, das ihr vorher lieblich schmeckte. Denn diese geistlichen Güter gehen sie von Natur näher an als die leiblichen. Und da nun einmal Gott die Seele also geschaffen hat, daß sie nicht ohne Trost bestehen kann, darum, wenn sie sich der leiblichen Freuden kurzerhand entschlagen und sich auf die geistlichen verlegt hat, so sind alsbald diese ihr so wonnesam, daß sie viel widerwilliger von denen scheiden mag, als vorhin von den leiblichen. Denn das wissen die wohl, die es selber erlebt haben: daß es oft viel leichter wäre, diese ganze Welt aufzugeben, als einen Trost, ein inniges Gefühl, wie es einem zuweilen zuteil wird im Gebet oder andern geistlichen Übungen.

Doch dies alles ist noch kaum ein Anfang gegenüber dem, was hernach folgt und fürder die Liebe wirkt am Menschen. Denn ist die Liebe wirklich «stark wie der Tod», so wirkt sie zum andern Mal: daß sie den Menschen aufzugeben und Abschied zu nehmen zwingt auch von allem geistlichen Trost, von solchen Gütern, wie davor gesagt, also, daß der Mensch sich frank und frei darein ergibt, für Gott alles im Stich zu lassen, woran seine Seele bisher Lust gehabt hatte, es zu genießen oder auch nur zu ersehnen. Ach Gott! Wer könnte dies jemals fertig bringen, die Liebe zu Dir zwinge ihn denn: daß er Dich um Deinetwillen fahren lasse und sich Deiner um Deinetwillen entschlage. Was könnte man auch Gott Besseres und Köstlicheres als Opfer bringen, denn, um seinetwillen, ihn selber! Aber wie seltsam doch, daß man zu ihm mit ihm als Gabe kommen und mit ihm selber für ihn zahlen solle: wo es doch leider schon so wenige gibt, die sich der vergänglichen leiblichen Güter zu entschlagen gewillt sind, und die auch dann noch häufig sich zu mancherhand Dingen gezogen fühlen, die nur von außen an sie kommen. Wieviel seltener sind erst die, die die geistlichen Güter willig lassen mögen, gegen die doch alles leibliche Gut für nichts zu rechnen ist. Denn Dich, Herr, besitzen, spricht ein Lehrer, ist besser als alles, was die Welt je bot, noch jemals bieten wird, vom Anbeginn bis auf den jüngsten Tag!

Wiewohl aber solche Gelassenheit etwas gar Hohes und aus der Maßen selten ist, so gibt es doch noch einen Grad, der noch viel stolzer und vollkommener den Menschen emporträgt in sein letztes Ziel, und den wirkt die Liebe, die da stark ist wie der Tod, der uns das Herze bricht. Und das ist, so der Mensch auch auf das ewige Leben Verzicht leistet und den Schatz der Ewigkeit, auf alles, was er von Gott und seinen Gaben dereinst etwa besitzen könnte, also, daß er dieses, für sich und um seinetwillen, nie mehr ausdrücklich und vorsätzlich sich zum Ziele nehme und ihm fröne, und die Hoffnung auf das ewige Leben ihn hinfort nicht rühre noch erfreue oder ihm seine Mühsal leichter mache.

Dies erst ist der rechte Grad wahrer und vollkommener Gelassenheit. Und in solche Entnommenheit nimmt uns allein die Liebe, die stark ist wie der Tod: und tötet den Menschen in seinem Ich und scheidet die Seele vom Leibe, also, daß sie mit dem Leibe noch sonstwelchen Dingen nichts mehr zu schaffen will haben zu eigenem Gewinn. Und damit scheidet sie sich überhaupt von dieser Welt und fährt dahin, wohin sie es verdient hat. Und wohin hat sie anders verdient hinzufahren, als in Dich, o ewiger Gott, da Du ihr Leben sein mußt um dieses Sterbens durch die Liebe!

Daß uns dies widerfahr, des helf uns Gott! Amen!

Aus: Meister Eckeharts Schriften und Predigten. Aus d. Mittelhochdt. übers. u. hg. von Herman Büttner. Jena 1921. Bd 2. S. 130ff.

Eine deutsche Theologie

Das achte Kapitel
Wie die Seele des Menschen, dieweil sie noch im Leibe ist, einen Vorgeschmack ewiger Seligkeit empfangen kann.

Man fraget, ob es möglich sei, daß die Seele, dieweil sie in dem Leibe ist, dazu gelangen könne, einen Blick in die Ewigkeit zu tun und da einen Vorgeschmack des ewigen Lebens und ewiger Seligkeit zu empfangen. Man sagt gewöhnlich «nein» dazu, und das ist wahr in dem Sinne: Alldieweil die Seele den Blick hat auf den Leib und die Dinge, die dem Leibe dienlich und bezüglich sind, und auf die Zeit und auf die Kreatur und sich damit trübt, beschäftigt und zerstreut, so lange kann's nicht sein. Denn soll die Seele dahin kommen, so muß sie ganz lauter, ledig und bloß sein von allen Bildern und muß auch gänzlich abgeschieden sein von allen Kreaturen und zu allererst von sich selber. Und davon meinen viele, es sei nicht zu machen und sei unmöglich in dieser Zeit. Aber Sankt Dionysius will es möglich wissen; das vernimmt man aus seinen Worten, die er an Timotheus schreibt, da er sagt: «Um göttliche Heimlichkeit zu schauen, mußt du lassen Sinne und Sinnlichkeit und alles was Sinnlichkeit begreifen und Vernunft vernünftig wirken mag und alles das, was der Verstand begreifen und erkennen kann, Geschaffen und Ungeschaffen, und trachte allein auf ein Ausgehen aus dir selbst, vergessend all der vorgenannten Dinge, und geh ein in die Einung mit dem, das da ist über alles Wesen und Erkenntnis.» Hielte er nun dieses nicht für möglich in der Zeit, warum lehrte er's und sagte es einem Menschen in dieser Zeitlichkeit? Wisset auch, daß ein Meister über Sankt Dionysius' Wort aussagt, es sei wohl möglich und könne gar dem Menschen so oft geschehen, daß er darein also gewöhnt werde, bis er hineinschauet, sooft er will. Denn wenn ihm ein Ding anfangs schwer und fremd ist und ganz unmöglich dünkt, und er tut dann all seinen Fleiß und Ernst dazu und verharrt darin, so wird es ihm danach gar leicht und gering, was ihn zuvor unmöglich deuchte; denn es nützt kein Anfang, er habe denn ein gutes Ende.

Und solch ein edler Blick ist ohnegleichen besser, würdiger, höher und Gott lieber denn alles das, was eine Kreatur vermag als Kreatur. Sobald der Mensch mit seinem Gemüt und ganzem Willen zurückkehrt und seinen Geist überhalb der Zeit einsenkt in Gottes Geist, so wird das alles, was je sich abgekehrt hatte, in einem Augenblick zurückgeleitet. Und wollte das der Mensch zu tausend Malen am Tage tun, so wäre es jedesmal eine neue wahre Vereinigung, und in diesem köstlichen und göttlichen Werk geschieht die wahrste und lauterste Vereinigung, die es in dieser Zeitlichkeit irgend geben kann. Denn wer es dahin

bringt, der fragt nach nichts weiter: er hat gefunden das Himmelreich und das ewige Leben auf Erden.

Das elfte Kapitel
Wie der gerechte Mensch in der Zeit in die Hölle gesetzt wird und darin nicht getrost werden kann, und wie er aus der Hölle genommen und in das Himmelreich gesetzt wird und darin nicht mehr zu betrüben ist.

Christi Seele mußte in die Hölle, eh denn sie zum Himmel kam. Also muß es auch des Menschen Seele. Aber wie das nun geschehe, darauf habet acht. Wenn sich der Mensch in Wahrheit selbst erkennt und merkt, wer und was er ist, und findet sich selber so gar schnöde, bös und unwürdig alles Guten und Trostes, die ihm von Gott und von den Kreaturen je geschah und geschehen kann, so kommt er solcherweise in eine gar tiefe Demütigkeit und Verschmähung seiner selbst, wo er sich unwürdig dünkt, daß ihn das Erdenreich solle tragen; und er hält es nur für billig, daß alle Kreaturen im Himmel und auf Erden wider ihn aufstehen, ihren Schöpfer an ihm rächen und ihm alles Leid antun und ihn peinigen: so sehr fühlt er sich unwürdig. Auch läßt er sich bedünken, er müsse ewiglich verloren und verdammt sein, ein Fußschemel aller bösen Geister in der Hölle, so sei es recht und billig und dies alles noch zu wenig gegen seine Sünden, die er so oft und mannigfaltig verübt hat wider Gott, seinen Schöpfer. Und so will und mag er darum auch nicht Trost begehren nach Erlösung, weder von Gott noch allen Kreaturen des Himmels und der Erde, sondern er will gern ungetrost und unerlöst sein, nicht sind ihm leid Verdammnis und Leiden, denn so ist's recht und billig und ist nicht wider Gott, sondern es ist Gottes Wille. So ist es ihm denn lieb und ist ihm wohl dabei. Ihm ist allein seine Schuld und Bosheit leid, denn diese sind das Unrecht und wider Gott, und dabei ist ihm weh und übel zumut. Dies ist und heißt man wahre Reue um die Sünde. Und wer in dieser Zeit solcherweise in die Hölle kommt, der kommt nach der Zeit in das Himmelreich und gewinnt davon einen Vorgeschmack, der alle Lust und Freude übertrifft, die je in dieser Zeit von zeitlichen Dingen kam und kommen mag. Und solange der Mensch also in der Hölle ist, kann ihn niemand trösten, weder Gott noch die Kreatur, wie geschrieben steht: «In der Hölle ist keine Erlösung.» Darüber hat jemand gesagt:

Verderben, sterben,
ich lebe ungetröst;
draußen und drinnen
bin ich verdammt:
niemand bitte,
daß ich werd erlöst!

Nun läßt Gott den Menschen nicht in dieser Hölle; sondern nimmt ihn an sich, daß der Mensch nichts mehr will und schätzt denn allein das ewige Gut und erkennt, es sei das ewige Gut so gar köstlich und übergut, daß niemand seine Wonne, Trost und Freude, Friede, Ruhe und Genügtheit durchgründen und ausdrücken kann. Und wenn dann der Mensch nichts anderes achtet, sucht und begehrt denn das ewige Gut allein und nicht sich selber, nichts vom Seinen sucht, sondern nur die Ehre Gottes in allen Dingen, so wird des ewigen Gutes Freude, Wonne, Friede, Ruhe, Trost – und das ist doch alles – des Menschen Teil, und so ist dann der Mensch im Himmelreich. Diese Hölle und dies Himmelreich sind zwei gute sichere Wege für den Menschen in dieser Zeit, und wohl ihm, der sie recht und ganz befährt. Denn diese Hölle vergeht, und das Himmelreich besteht. Doch soll der Mensch auch merken: wenn er in dieser Hölle ist, so mag ihn nichts getrösten, und er kann's nicht glauben, er werde je noch erlöset und getrost. Aber wenn er in dem Himmelreich ist, so kann ihn nichts betrüben, er glaubt auch, daß ihn keiner je noch beleidigen oder betrüben könne; wiewohl er doch nach der Hölle getrost und erlöst werden kann und nach dem Himmelreich betrübt und ungetrost. Oft überkommt den Menschen diese Hölle oder dies Himmelreich, daß er nicht weiß, woher es kommt, und der Mensch kann aus sich selber nichts dazu tun oder lassen, es komme oder fahre hinweg. Er kann sich ihrer keines selber geben oder nehmen, machen oder vertreiben; sondern, wie geschrieben steht: «Der Geist weht, wo er will, und du hörest seine Stimme», das heißt: er ist gegenwärtig, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er geht. Und wenn der Mensch in dieser beider einem ist, so ist's gut mit ihm bestellt, und er kann in der Hölle so sicher sein als im Himmelreich, und solange der Mensch in dieser Zeit ist, so mag er oft aus einem in das andere fallen, ja unter Tag und Nacht wohl manchesmal und alles ohne sein Dazutun. Wenn aber der Mensch in keinem dieser beiden ist, so geht er mit den Kreaturen um und wackelt her und dar und weiß nicht, wo er daran ist. Darum soll er dieser beider nie vergessen in seinem Herzen.

Das fünfzigste Kapitel
Wie diese Zeit ein Paradies sei und eine Vorstadt des Himmelreichs, und ist darin nicht mehr als ein Baum verboten, das ist der Eigenwille.

Was ist aber das Paradies? Das ist alles, was da ist; denn alles, was da ist, das ist gut und erfreulich. Darum heißt es und ist es wohl ein Paradies. Man sagt auch, das Paradies sei eine Vorstadt des Himmelreichs. So ist alles, was da ist, wohl eine Vorstadt des Ewigen und der Ewigkeit, und besonders, was man in der Zeitlichkeit und den zeitlichen Dingen und an den Kreaturen von Gott und der

Ewigkeit wahrnehmen und erkennen mag. Denn die Kreaturen sind eine Weisung und ein Weg zu Gott und zu der Ewigkeit. So ist denn dies alles eine Vorburg und Vorstadt der Ewigkeit; und darum mag es wohl ein Paradies heißen und auch sein. Und in diesem Paradies ist alles erlaubt, was darin ist, ausgenommen ein Baum und seine Frucht. Das bedeutet folgendes. In allem, was da ist, ist nichts verboten und ist nichts, das Gott entgegen ist, als eines allein, das ist der Eigenwille oder daß man anders wolle als der ewige Wille will. Das ist zu beherzigen. Denn Gott spricht zu Adam, das heißt zu jedem Menschen: «Was du bist, was du tust oder lässest oder was geschieht, das ist alles unverboten und erlaubt, wofern es nicht aus deinem Willen geschieht, sondern aus meinem Willen.» Was aber geschieht aus deinem Willen, das ist alles wider den ewigen Willen; nicht als ob alle Werke, die da geschehen, wider den ewigen Willen seien, sondern wenn sie geschehen aus einem andern Willen oder anders denn aus dem ewigen und göttlichen Willen.

Aus: Der Frankfurter. Eine deutsche Theologie. Übertr. u. eingel. von Joseph Bernhart. Leipzig 1922. S. 103 ff; 108 ff; 180 f.

Traumlied des Olav Aasteson

(Auszug)

Ich war da in der andern Welt
In Nächten gar vielen und langen.
Das weiß Gott im Himmelreich
Wie viele sah ich da bangen.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

Fand da erst einen Bösgesell
So einen sahe ich nie
Ein Knäblein trug er im Schoße
Ging in der Erden bis an die Knie.
  Im Schmerzenshofe
  Da soll das Gericht stehn.

Dann kam ich zu dem Manne hin
Sein Mantel war von Blei.
Sein' arme Seel' in dieser Welt
Vom Geiz kam sie nicht frei.
  Im Schmerzenshofe
  Da soll das Gericht stehn.

Kam weiter zu den Männern allen
Die trugen glühende Erde.
Gott gnade den armen Seelen wohl
Versetzten Markstein' im Walde.
  Im Hof der Bedrängnis
  Da soll das Gericht stehn.

Kam dann zu den Kindern hin
Die standen hoch auf Gluten
Gott gnade den sündigen Seelen
Sie fluchten Vater und Mutter.
  Im Schmerzenshofe
  Da soll das Gericht stehn.

So kam ich vor das Schandhaus hin
Waren Hexenweiber drinnen.
Sah sie buttern in rotem Blut
Das wollt ihnen schwer gelingen.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

Wie ist es heiß im Höllenpfuhl
So heiß es keiner je gewahrte.
Da hängten sie drüber 'nen Teerkessel hin
Und brockten hinein eines Böslings Schwarte.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

Da kam die Jagd vom Norden her
Und die ritt gar scharfen Trapp.
Voran ritt Grutte Graubart
Mit all seinem wilden Pack.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

Ja so kam die Fahrt von Norden
Die dünkt mich das Schwärzeste längst.
Voran ritt Grutte Graubart
Er ritt auf schwarzem Hengst.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

Da kam die Jagd von Süden her
Wie's um die stille ist.
Vorn reitet der Heilige Michael
Der Nächste des Jesu Christ.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

Ja so kam die Fahrt von Süden
Sie dünkt mich des Höchsten wert
Vorn reitet der heilige Seelen-Michel
Er reitet auf weißem Pferd.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

So kam der Zug von Süden her
Der deucht mich währte lange
Vorn ritt der heilige Seelen-Michel
Die Lur die lag ihm im Arme.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

Das war aller Seelen Michael
Er blies in die Lur die lange
Nun soll'n all die Seelen gehn
Vor das Gericht das bange.
  Im Schmerzenshofe
  Da soll das Gericht stehn.

Wie da schauern alle Sündenseelen
Wie Espenlaub vorm Winde
Und jedwede Seel' da war
Die weinte um ihre Sünde.
  Im Hof der Bedrängnis
  Da soll das Gericht stehn.

Das war der hochheilige Michael
Der wog im Schalenmaß
Drin wog er alle Sündenseelen
Hin zu Jesum Christ.
  In Brokksvalin
  Da soll das Gericht stehn.

Selig wer auf der Erden hier
Den Armen kleidet Schuh
Er kann wohl auch die Dornenheide
Barfuß gehn in Ruh.
  Die Zunge redet
  Und Wahrheit zeuget am Richttag.

Selig wer in diesem Reich
Den Armen gibt vom Brot
Er fürchtet nicht die Geisterwelt
Um bellender Hunde Not.
  Die Zunge redet
  Und Wahrheit zeuget am Richttag.

Selig wer in dieser Welt
Den Armen gibt vom Korn
Er fürchtet nicht auf der Gjallarbrücke
Des Stieres scharfes Horn.
  Die Zunge redet
  Und Wahrheit zeuget am Richttag.

Selig wer auf der Erden hier
Den Armen Kleider reicht
Er muß nicht fürchten in andrer Welt
Daß er dem Quellengletscher weicht.
  Die Zunge redet
  Und Wahrheit zeuget am Richttag.

Alte Männer und junge dazu
Die horchen ohne Säume
Das war Er, Olav Aasteson
Nun hat er erzählt seine Träume.
  Steh auf Du Olav Aasteson
  Entschlafen warst du so lange.

Aus: Traumlied des Olav Aasteson. Aus der norwegischen Volkssprache ins Dt. übertr. von Erich Trummler. Stuttgart 1927. S. 29ff.

GIORDANO BRUNO

Vom Inquisitionsgericht zu Venedig am 2. Juli 1592 wird ihm die Frage gestellt: «Glauben Sie, daß die Seelen unsterblich sind und von einem Körper in einen anderen übergehen, wie uns berichtet wird, daß Sie es behauptet haben?»

Der Schluß seiner Antwort lautet:

«. . . ich habe philosophisch die Lehre behandelt und auch verteidigt, daß, da die Seele ohne den Körper bestehen und in einem Körper existieren kann, sie in derselben Weise, wie sie in einem Körper sein kann, auch in einem anderen Körper sein und von einem Körper in einen anderen Körper übergehen kann, was, wenn es nicht wahr ist, doch wenigstens wahrscheinlich ist nach der Meinung des Pythagoras.»

Aus: Giordano Bruno, Gesammelte Werke. Ins Deutsche übertragen von Ludwig Kuhlenbeck. Bd 6. Jena 1909. S. 184f.

Media vita in morte sumus

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen.
Wen suchen wir, der Hilfe tu,
Daß wir Gnad erlangen?

Das bist du, Herr, alleine.
Uns reuet unsre Missetat,
Die dich, Herr, erzürnet hat.

Heiliger Herre Gott,
Heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland,
Du ewiger Gott,
Laß uns nicht versinken
In des bittern Todes Not.
Kyrieleison.

Kirchenlied aus dem 15. Jahrhundert

PAUL GERHARDT

O Haupt voll Blut und Wunden

(Auszug)

Ich danke dir von Herzen,
O Jesu, liebster Freund,
Für deine Todesschmerzen,
Da du's so gut gemeint.
Ach gib, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu,
Und wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende sei.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

DAVID HUME

Die Lehre von der Wiederverkörperung ist die einzige Anschauung auf diesem Gebiet, der die Philosophie ihre Aufmerksamkeit schenken kann.

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben. Die Wiederverkörperungsidee in der deutschen Geistesgeschichte. Stuttgart 1952. S. 31

EMANUEL SWEDENBORG

Die Deutschen in der geistigen Welt

Da die Deutschen in jedem Fürstentum im Besondern unter zwingherrlichem Regiment stehen, so haben sie keine Rede- und Schreibfreiheit, wie die Holländer und Britten; und wenn die Freiheit zu reden und zu schreiben eingeschränkt ist, so wird zugleich auch die Freiheit zu denken, das heißt, die Dinge in umfassender und erschöpfender Weise zu durchschauen, in Schranken gehalten: denn es verhält sich damit wie mit dem ringsum eingeschlossenen Behälter eines Brunnenquells, aus dem das darin befindliche Wasser sich bis zur (verschlossenen) Mündung der Ader erhebt, so daß nun die Ader selbst nicht mehr springt; der Gedanke ist wie die Ader, und die Rede aus ihr wie der Wasserbehälter; mit einem Wort, der Einfluß richtet sich nach dem Ausfluß, ebenso der Verstand von oben her nach dem Verhältnis der Freiheit, das Gedachte auszusprechen und auszuführen. Deshalb weiht sich diese edle Nation weniger den Gegenständen der Urteilskraft, als denen des Gedächtnisses, und darin liegt der Grund, daß sie der Literaturgeschichte besonders ergeben sind, und in ihren Schriften den Männern, die unter ihnen Ruf und Gelehrsamkeit haben, vertrauen, und deren Urtheile in Menge anführen, und irgend einem beitreten. Dieser ihr Zustand wird in der geistigen Welt dargestellt durch einen Mann, der Bücher unter dem Arm trägt, und dann, wenn Jemand über irgend einen Gegenstand der Urtheilskraft streitet, zu ihm sagt: ‹Ich will dir die Antwort darauf geben›, und sofort ein Buch unter dem Arm hervorholt, und daraus vorliest.

Die Hamburger in der geistigen Welt

Ich fragte, wo denn in der geistigen Welt die Hamburger zu treffen seien, und man sagte, sie erscheinen nirgends in eine Gesellschaft, und noch weniger in eine Stadt versammelt, sondern seien umher zerstreut und unter die Deutschen in verschiedenen Gegenden vermischt; und auf die Frage nach der Ursache gab man an, es sei die Folge des beständigen Hinausblickens und gleichsam Wanderns ihrer Gemüter außerhalb ihrer Stadt, und des gar wenigen Beschäftigens mit den Dingen innerhalb derselben: denn wie der Zustand des Gemüts des Menschen in der natürlichen Welt beschaffen ist, so ist auch sein Zustand in der geistigen Welt beschaffen; das Gemüt des Menschen nämlich ist sein Geist, oder der nach seinem Austritt aus dem materiellen Körper nachgelassene und fortlebende Mensch.

Luther, Melanchthon, . . . in der geistigen Welt

Was Luther betrifft, so war er von der ersten Zeit an, da er in die geistige Welt kam, der heftigste Verbreiter und Verteidiger seiner Lehrbestimmungen . . . es ward ihm dort ein Haus gegeben, wie er es bei Leibes Leben zu Eisleben gehabt hatte; und hier schlug er in der Mitte einen mäßig erhöhten Sitz auf, auf dem er sich niedersetzte, und durch das offen stehende Tor die Zuhörer hereinließ, und sie in Reihen ordnete; wobei er in die nächste diejenigen zu sich nahm, die ihm mehr zugetan waren, hinter diese aber die weniger günstigen hinstellte, und nun in Einem fortsprach, dann aber doch auch wieder zwischenhinein Fragen gestattete, um das Gewebe der beendigten Rede von irgend einem Ausgangspunkt aus von Neuem beginnen zu können. In Folge dieses allgemeinen Beifalls erlangte er zuletzt eine gewisse *Überredungskunst*; und diese ist in der geistigen Welt von so mächtiger Wirkung, daß niemand ihr widerstehen, oder dem, was gesagt wird, widersprechen kann; weil aber dies eine Art von Bezauberung war, welche die Alten im Gebrauch hatten, so wurde ihm ernstlich untersagt, fernerhin sich dieser Überredungskunst zu bedienen, und so lehrte er nachher, wie früher, aus dem Gedächtnis und zugleich aus dem Verstand . . . Zu dieser Zeit war er täglich bei mir, und so oft er dann jene Wahrheiten wieder durchging, fing er an über seine frühern Lehrbestimmungen zu lachen, als über solches, was schnurstracks wider das Wort ist, und ich hörte ihn sagen: «Wundert euch nicht, daß ich den allein rechtfertigenden Glauben ergriff, und die tätige Liebe ihres geistigen Wesens beraubte, und den Menschen auch allein freien Willen in geistigen Dingen nahm, und so vieles, was von dem einmal angenommenen bloßen Glauben wie der Haken von der Kette abhängt; denn mein Endzweck war, von den Römisch-Katholischen losgerissen zu werden, und diesem Endzweck konnte ich nicht anders erreichen und festhalten; weshalb ich mich nicht wundere, daß ich mich verirrte, sondern daß Ein Verrückter so viele zu Verrückten machen konnte» . . .

Was *Melanchthon* betrifft, so ist mir über sein Los, wie es war als er zuerst in die geistige Welt kam, und wie es nachher war, vieles zu wissen gegeben worden, nicht bloß durch die Engel, sondern auch von ihm selbst; denn ich habe einige Male mit ihm gesprochen, doch nicht so oft und so nahe, wie mit Luther . . . Ich hörte, daß bei seinem ersten Eintreten in die geistige Welt ihm ein Haus bereitet war ähnlich dem Hause, in dem er in der Welt sich aufgehalten hatte; dies geschieht auch den meisten neuen Ankömmlingen, in Folge dessen sie nicht anders wissen, als sie seien noch in der natürlichen Welt, und die seit ihrem Tode verflossene Zeit sei wie ein Schlaf gewesen; in seinem Zimmer waren auch alle Dinge die gleichen, der gleiche Tisch, der gleiche Papierschrank mit Fächern und auch der Bücherständer; sobald er daher dahin gekommen war, setzte er sich, wie vom Schlaf erwacht, sogleich an den Tisch, und fuhr fort zu schreiben, und zwar damals über die Rechtfertigung durch

den bloßen Glauben, und so einige Tage hindurch, und lediglich nichts von der Liebestätigkeit. Als die Engel dies bemerkten, wurde er durch Abgesandte gefragt, warum er nicht auch von der tätigen Liebe schreibe; er antwortete, in der Liebtätigkeit sei nichts von der Kirche . . . hierauf begannen nach einigen Wochen die Dinge, die zu seinem Gebrauch im Zimmer waren, sich zu verdunkeln und zuletzt zu verschwinden, und am Ende so ganz, daß außer dem Tisch, den Papieren und dem Tintenfaß nichts mehr übrig blieb, und überdies erschienen die Wände seines Zimmers wie mit Kalk übertüncht, und der Fußboden mit gelbem Ziegelstoff überdeckt, und er selbst in gröberem Gewand. Als er darüber verwundert war, und sich in der Nähe befragte, warum dies? erhielt er zur Antwort, weil er die Liebestätigkeit von der Kirche entfernt habe, während sie doch deren Herz sei; weil er aber eben so oft widersprach und fortfuhr, vom Glauben als dem einzigen Wesentlichen der Kirche und dem einzigen Heilsmittel zu schreiben, und die Liebestätigkeit mehr und mehr zu entfernen, sah er sich plötzlich unter der Erde in einem Arbeitshaus, wo Aehnliche waren; und als er herausgehen wollte, wurde er zurückgehalten, und ihm verkündet, daß kein anderes Los diejenigen erwarte, welche die Liebestätigkeit und die guten Werke aus der Kirche hinauswerfen . . . . . Nach einiger Zeit jedoch ward er von Furcht ergriffen, und fing an, etwas über die Liebestätigkeit auszuarbeiten, was er aber an dem einen Tag auf das Papier niedergeschrieben hatte, sah er am andern nicht mehr; denn dies geschieht dort jedem, wenn er bloß aus dem äußern Menschen etwas zu Papier bringt, und nicht zugleich aus dem Innern, somit aus Zwang, und nicht aus Freiheit, so verlöscht es von selbst. Nachdem aber der neue Himmel vom Herrn gebildet zu werden begann, fing er an, aus dem Licht dieses Himmels zu denken, er möchte doch vielleicht im Irrtum sein; weshalb er aus Bangigkeit über sein Los einige ihm eingeprägte inwendigere Vorstellungen von der Liebestätigkeit fühlte. In diesem Zustand befragte er das Wort, und nun wurden seine Augen geöffnet, und er sah, daß es durchgängig von der Liebe zu Gott und von der Liebe zum Nächsten handelt, und daß es sich verhält, wie der Herr sagt, daß von diesen zwei Geboten das Gesetz und die Propheten, das ist, das ganze Wort abhängt; von dieser Zeit an ward er tiefer in den Süden gegen Westen hin, und so in ein anderes Haus versetzt, aus dem er mit mir sprach, und sagte, daß nun sein Niedergeschriebenes über die Liebestätigkeit nicht mehr wie früher verschwinde, sondern am folgenden Tage sich dunkel zeige. Über einen Umstand wunderte ich mich, nämlich daß man, wenn er geht, seine Tritte pochen hört, wie bei solchen, welche mit eisernen Schuhen angetan auf einem steinernen Boden einhergehen.

Aus: Emanuel Swedenborg, Die wahre christliche Religion. Philadelphia 1901. S. 1101 ff; 1103; 81 ff.

FRIEDRICH DER GROSSE

Ich fühle nun, daß es mit meinem irdischen Leben bald aus sein wird. Da ich aber überzeugt bin, daß nichts, was einmal in der Natur existiert, wieder vernichtet werden kann, so weiß ich gewiß, daß der edlere Teil von mir darum nicht aufhören wird zu leben. Zwar werde ich wohl im künftigen Leben nicht König sein, aber desto besser: ich werde doch ein tätiges Leben führen und noch dazu ein mit weniger Undank verknüpftes.

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben, a. a. O., S. 32

JOHANN GOTTFRIED HERDER

Der Keim zur Pflanze trägt Pflanzen und nicht Tiere: alles bleibt in der Natur, was es ist: meine menschliche Substanz wird wieder ein menschliches Phänomen, oder, wenn wir platonisch reden wollen, meine Seele bauet sich wieder einen Körper . . . ich werde, was ich bin! . . .

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben, a. a. O., S. 50

GUSTAV WIDENMANN *

Wie das Wort, wenn der Gedanke ausgesprochen ist, verweht, wenngleich seine Elemente – der sprechende Mund, der Hauch, die äußere Luft – bleiben, und wie der Gedanke dann wie zuvor nur im Innern des Sprechenden weilt, so löst sich beim Tode einer Organisation ihre physische Unterlage in ihre Elemente auf, während die Individualkraft in die innere Welt Gottes zurückgezogen wird, vielleicht, um ein andermal wieder hervorzutreten . . .

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben, a. a. O., S. 98

* Verfasser des Buches: Gedanken über die Unsterblichkeit als Wiederholung des Erdenlebens, 1851.

JOHANN WOLFGANG GOETHE

Selige Sehnsucht

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebendge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Aus: Johann Wolfgang Goethe, West-östlicher Divan. Buch Suleika. In: Goethes Werke. Bd 2. 7. Aufl. Hamburg 1965. S. 18f. (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden)

Gesang der Geister über den Wassern

(Auszug)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Aus: Goethes Werke. Bd 1. 7. Aufl. Hamburg 1964. S. 143. (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden)

CHRISTOPH WILHELM HUFELAND

Furcht vor dem Tode

Keine Furcht macht unglücklicher, als die Furcht vor dem Tode. Sie fürchtet etwas, was ganz unvermeidlich ist, und wovor wir keinen Augenblick sicher sein können; sie genießt jede Freude mit Angst und Zittern; sie verbietet sich alles, weil alles ein Vehikel des Todes werden kann, und so über dieser ewigen Besorgnis, das Leben zu verlieren, verliert sie es wirklich. Keiner, der den Tod fürchtete, hat ein hohes Alter erreicht.

Liebe das Leben und fürchte den Tod nicht, das ist das Gesetz und die Propheten, die einzige wahre Seelenstimmung, um glücklich und alt zu werden. Denn auch auf das Glück des Lebens mag der nur Verzicht tun, der den Tod fürchtet. Kein Genuß ist bei ihm rein, immer mischt sich jene Todesidee mit ein, er ist beständig wie einer, der verfolgt wird, der Feind sitzt ihm immer auf den Fersen.

Aus: D. Christoph Wilhelm Hufeland, Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. Teil 2. (Faksimile-Ausgabe d. Originals v. 1797.) Hamburg [o. J.]. S. 40f.

ANNA KATHARINA EMMERICH

Einiges von der Höllenfahrt

Vor der Vorhölle war ein heller und sozusagen grüner heiterer Raum. Es war dies jener Raum, in welchen ich immer die vom Fegfeuer erlösten Seelen eintreten sehe, ehe sie zum Himmel geführt werden. Die Vorhölle, in welcher jene sich befanden, die einer Erlösung harrten, war mit einer grauen, nebeligen Sphäre umgeben und in verschiedene Kreise geteilt. Der Heiland, leuchtend und von den Engeln wie im Triumphe geführt, drang zwischen zweien dieser Kreise hindurch, deren linker die Altväter bis auf Abraham, deren rechter die Seelen von Abraham bis auf Johannes den Täufer umfaßte; Jesus drang zwischen beiden hindurch, und sie kannten ihn noch nicht, aber alles erfüllte sich mit Freude und Sehnsucht, und es war, als erweiterten sich diese bangen, bedrängten Räume der Sehnsucht. Es drang wie Luft, wie Licht, wie Tau der Erlösung erquickend durch sie hin, und alles dieses war schnell wie das Wehen eines Windes. Der Herr aber drang zuerst zwischen diesen beiden Kreisen in einen nebeligen Raum, wo sich Adam und Eva, die ersten Eltern, befanden. Er redete zu ihnen, und sie beteten ihn mit unaussprechlichem Entzücken an. Der Zug des Herrn drang nun, von dem ersten Menschenpaare begleitet, links zu der Vorhölle der Altväter, welche vor Abraham gelebt. Es war dieses eine Art Fegefeuer, denn es waren hie und da böse Geister zwischen ihnen, welche einzelne aus diesen Seelen mannigfach bedrängten und ängstigten. Die Engel pochten an und befahlen zu öffnen, denn hier war ein Eingang, weil ein Eindringen, ein Tor, weil ein Abschluß, ein Pochen, weil ein Ankünden des Kommens, und es war mir, als riefen die Engel: «Tuet auf die Pforten, öffnet die Tore!» und Jesus zog ein im Triumphe. und die bösen Geister wichen zurück und schrien: «Was hast du mit uns, was willst du hier, willst du uns nun auch kreuzigen?» u. dgl. Die Engel aber banden sie und trieben sie vor sich her. Diese Seelen aber kannten Jesum nur wenig und wußten nur dunkel von ihm, und er verkündete sich ihnen, und sie lobsangen ihm. Nun wendete sich die Seele des Herrn zu dem Raum zur Rechten, zu der eigentlichen Vorhölle, und vor dieser begegnete ihm die Seele des guten Schächers, von Engeln begleitet in Abrahams Schoß eingehend, und der böse Schächer, der, von bösen Geistern umgeben, zur Hölle fuhr. Die Seele Jesu redete sie an und zog sodann, von der Schar der Engel und Erlösten und der vertriebenen bösen Geister begleitet, in den Schoß Abrahams ein.

Dieser Raum schien mir höher zu liegen, es war, als gehe man unter dem Kirchhofe und steige dann aus der Erde in die Kirche empor. Die gebundenen bösen Geister sträubten sich und sollten nicht hier durch, aber sie wurden von

den Engeln mit Gewalt hindurchgeführt. Hier waren alle heiligen Israeliten, links die Patriarchen, dann Moses, die Richter, die Könige; rechts die Propheten und alle Vorfahren Jesu und ihre Verwandten, bis auf Joachim, Anna, Joseph, Zacharias, Elisabeth und Johannes. Hier in diesem Raume waren keine bösen Geister und keine Qual als die Sehnsucht nach der Verheißung, und diese war jetzt erfüllt. Eine unaussprechliche Wonne und Seligkeit durchdrang alle die Seelen, welche den Erlöser begrüßten und anbeteten, die gefesselten bösen Geister aber mußten gezwungen ihre Schmach vor ihnen bekennen . . .

Ich sah nun den Triumphzug des Heilandes wieder in eine tiefere Sphäre eindringen, wo sich fromme Heiden, welche die Wahrheit geahnt und sich nach ihr gesehnt, in einer Art von Reinigungsort befanden. Es waren böse Geister unter ihnen, denn sie hatten Götzenbilder; ich sah die bösen Geister gezwungen, ihren Trug zu bekennen, und sah die Seelen mit rührender Freude dem Heilande huldigen, es wurden aber auch hier die Teufel gefesselt und weitergetrieben . . .

Endlich sah ich ihn mit großem Ernste zum Kerne des Abgrundes, zur Hölle nahen. Sie erschien mir in Form eines unübersehbar großen, schrecklichen, schwarzen, metallglänzenden Felsenbaues, dessen Eingang ungeheure, furchtbare schwarze Tore mit Riegeln und Schlössern bildeten, die Grausen erregten. Ein Gebrüll und Geschrei des Entsetzens wurde vernommen, die Tore wurden aufgestoßen, und es erschien eine greuliche finstere Welt . . .

Als die Tore von den Engeln aufgestoßen worden, sah man in ein Gewühl von Widersetzen, Fluchen, Schimpfen, Heulen und Wehklagen. Ich sah, daß Jesus die Seele des Judas anredete. Einzelne Engel warfen ganze Scharen von bösen Geistern nieder. Alle mußten Jesum erkennen und anbeten, und dieses war ihnen die furchtbarste Qual. Eine große Menge wurde in einen Kreis um andere herum gefesselt, welche dadurch gebunden wurden. In der Mitte war ein Abgrund von Nacht, Luzifer ward gefesselt in diesen geworfen, und es brodelte schwarz um ihn . . .

Ich sah aber noch, wie die erlösten Seelen in unendlichen Scharen aus den Reinigungsorten und der Vorhölle die Seele des Herrn nach einem freudigen Orte unter dem himmlischen Jerusalem emporbegleiteten. Hierhin kam nun auch die Seele des frommen Schächers und sah den Herrn nach seiner Verheißung im Paradiese wieder . . .

Dieses ist das wenige, dessen ich mich noch aus meiner reichen Betrachtung der Höllenfahrt des Herrn und seiner Erlösung der gerechten Seelen der Altväter nach seinem Tode erinnere . . .

Aus: Anna Katharina Emmerich, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi. Aschaffenburg 1969. S. 356ff.

JUSTINUS KERNER

Nähe des Toten

Wohl müßt' ich herzlich weinen,
Herz! wär'st du wirklich tot,
Und könnt' mich nichts mehr einen
Mit dir in Freud' und Not.

Doch, sieh, seit du gestorben
(Weiß nicht wie mir geschah),
Hab' ich dich *erst* erworben,
Herz, bist du *erst* mir nah.

Nicht Berg' und Tale trennen,
O Herz! mich mehr von dir,
Leis darf ich dich nur nennen,
Da bist du schon bei mir;

Dann legt sich schnell die Welle
Im Herzen stürmisch trüb,
Und in mir wird es helle
Und um mich alles lieb.

Die andern nicht begreifen,
Was Sel'ges ich ersah!
Was die nicht schauen, greifen,
Das ist für sie nicht da.

Die wissen nichts von drüben,
Die wissen nur von hier,
Nicht wie sich Geister lieben,
Doch, Herz! – das wissen wir!

Aus: Justinus Kerner, Sämtliche Poetische Werke in vier Bänden. Hg. von Josef Gaismaier. Bd 1. Leipzig 1905

MAXIMILIAN DROSSBACH

Es kann keine andere Unsterblichkeit des Individuums geben als materielle Wiederentstehung des gleichen Individuums in Raum und Zeit. Ist diese nicht möglich, so ist überhaupt keine Unsterblichkeit möglich. Die Beweise für die wirkliche Wiederentstehung müssen daher in der materiellen Welt zu finden sein, oder es gibt gar keinen Beweis.

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben, a. a. O., S. 95 f.

SÖREN KIERKEGAARD

Man lebt nur einmal

Diese Worte hört man oft in der Welt. «Man lebt nur einmal; darum möchte ich, ehe ich sterbe, Paris sehen, oder so schnell als möglich ein Vermögen sammeln, oder doch zuletzt etwas Großes in dieser Welt werden / denn man lebt nur einmal.»

Es kommt selten vor, doch kommt es vor, daß ein Mensch nur *einen* Wunsch, ganz bestimmt nur einen Wunsch hat. «Ich hätte nur diesen Wunsch», sagt er dann etwa; «wenn doch nur mein Wunsch in Erfüllung ginge; denn ach, man lebt nur einmal!»

Denke dir nun solch einen Menschen auf dem Sterbebette. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung, und doch hängt er mit ganzer Seele unverändert an diesem Wunsche / und nun, nun ist die Erfüllung nicht mehr möglich. Da richtet er sich vom Bette auf; mit der Leidenschaft der Verzweiflung gibt er seinem Wunsche noch einmal Ausdruck: «Ach, es ist zum verzweifeln, er geht nicht in Erfüllung; es ist zum verzweifeln, denn man lebt nur einmal!»

Das sieht schrecklich aus und ist es in der Tat; allein nicht in dem Sinne, wie er meint; denn das Schreckliche ist doch nicht, daß sein Wunsch nicht erfüllt wurde, das Schreckliche ist die Leidenschaft, womit er daran hängt. Sein Leben ist nicht verspielt, weil sein Wunsch nicht in Erfüllung ging, auf keine Weise; ist sein Leben verspielt, so ist der Grund vielmehr, daß er seinen Wunsch nicht aufgeben, vom Leben nichts Höheres lernen wollte als dies, wie sein einziger Wunsch sich erfüllen könnte / als ob dessen Erfüllung oder Nichterfüllung alles ausmachte!

Das wahrhaft Schreckliche ist daher etwas ganz anderes. Wenn z. B. einer auf seinem Sterbebette entdeckte, oder wenn doch da erst für ihn deutlich würde, was er sein Leben lang dunkler verstanden hatte, aber nie hatte verstehen wollen: daß man in dieser Welt für die Wahrheit muß gelitten haben, wenn man ewig selig werden will / und man lebt nur einmal, dieses eine Mal, das für ihn nun vorbei ist! Und das hätte er ja in seiner Macht gehabt; und die Ewigkeit verändert man nicht, die Ewigkeit, der man sterbend als seiner Zukunft entgegengeht!

Von Natur sehen wir Menschen das Leben einfach so an: daß wir das Leiden für ein Übel halten, dem wir auf alle Weise zu entgehen suchen. Und glückt uns das, so glauben wir einmal auf dem Sterbebette Gott zu ganz besonderem Danke verpflichtet zu sein, daß wir mit Leiden verschont wurden. Wir Menschen also meinen, die Hauptsache sei, daß wir nur glücklich und wohl durch diese Welt kommen. Und das Christentum meint: alle Schrecknisse kommen eigentlich von der andern Welt; die Schrecknisse dieser Welt seien gegen die Schrecknisse der Ewigkeit nur wie ein Kinderspiel; und eben deshalb komme es nicht darauf an, glücklich und wohl durch dieses Leben zu kommen, sondern darauf, durch Leiden die richtige Stellung zur Ewigkeit zu gewinnen.

Man lebt nur einmal. Ist bei deinem Tode dein Leben wohl verbracht, d. h. so, daß es auf die Ewigkeit gerichtet war: dann Gottlob und Dank in Ewigkeit; wo nicht, so ist es ewig nicht gut zu machen. Man lebt nur einmal!

Man lebt nur einmal. So ist es hier auf Erden. Und während du nun dieses eine Mal lebst und die Länge dieses Lebens mit jeder schwindenden Stunde dahinschwindet, sitzt der Gott der Liebe im Himmel, liebevoll auch dich liebend. Ja, liebend; daher möchte er so gern, du möchtest doch endlich auch wollen, was er um der Ewigkeit willen mit dir will: daß du doch dich entschließen könntest, zu leiden, d. h. ihn zu lieben; denn nur durch Leiden kannst du ihn lieben, oder wenn du ihn liebst, wie er geliebt sein will, so mußt du leiden. Denke daran: man lebt nur einmal. Versäumst du das, bekamst du nicht zu leiden, weil du dich entzogst, so ist es ewig nicht gut zu machen. Dich zwingen, nein, das will der Gott der Liebe um keinen Preis; damit erreiche er etwas ganz anderes, als er will. Wie sollte es auch der Liebe einfallen, sich die Liebe erzwingen zu wollen! Er ist aber Liebe, und aus Liebe will er, du sollst auf seinen Willen eingehen; und in Liebe leidet er, wie nur unendliche und allmächtige Liebe es kann. Kein Mensch vermag zu fassen, wie er leidet, wenn du auf seinen Willen nicht eingehst.

Gott ist Liebe. Nie gab es einen Menschen, den dieser Gedanke nicht in unbeschreiblicher Seligkeit überwältigte, namentlich wenn er ihm die genauere, persönliche Deutung gibt: «Gott ist Liebe, das heißt: Gott liebt dich.» / Im nächsten Augenblick aber, wo das Verständnis dafür kommt, daß von Gott geliebt zu sein soviel heißt als leiden zu müssen: fürchterlich! / «Ja, aber Gott will das aus Liebe, weil er geliebt sein will; und daß er von dir geliebt sein will, ist seine Liebe zu dir»: nun wohl! / Im nächsten Augenblick aber, sobald es mit dem Leiden ernst wird: fürchterlich! / «Ja, aber es ist aus Liebe; du hast keine Ahnung, wie er leidet, weil er sehr gut weiß, wie das Leiden schmerzt; er kann sich aber doch nicht ändern, da er ja sonst etwas anderes als Liebe werden müßte»; nun wohl! / Im nächsten Augenblick aber, sobald es mit dem Leiden rechter Ernst wird: fürchterlich!

Doch gib acht, gib acht, daß nicht die Zeit, vielleicht in nutzlosem Leiden, ungenutzt hingeht; denke daran: man lebt nur einmal. Kann es dir helfen, so sieh die Sache auch so an: Gott leidet gewiß in Liebe mehr als du leidest, ohne daß er darum sich verändern könnte. Vor allem aber denke daran: man lebt nur einmal! Es gibt einen ewig unersetzlichen Verlust, so daß die Ewigkeit / noch mehr zum Entsetzen! / die Erinnerung an das Verlorene so wenig auslöscht, daß sie vielmehr nur eine ewige Erinnerung an das Verlorene ist.

Aus: Sören Kierkegaard, Der Augenblick. Nr. 8. 11. Sept. 1855. In: Gesammelte Werke. Bd 12. Teil 2. Jena 1909. S. 129ff.

HANS CHRISTIAN ANDERSEN

Am letzten Tage

Der heiligste Tag unter allen Tagen des Lebens ist der, an welchem wir sterben; es ist der letzte Tag, der heilige große Tag der Verwandlung. Hast du recht ernsthaft über diese mächtige, sichere letzte Stunde hier auf Erden nachgedacht?

Einst war ein Mann, ein Strenggläubiger, wie er genannt wurde, ein Kämpfer für das Wort, das ihm ein Gesetz war, ein eifernder Diener eines eifernden Gottes. – Der Tod stand nun an seinem Lager, der Tod mit dem strengen, himmlischen Antlitz.

«Die Stunde ist gekommen, du mußt mir folgen!» sagte der Tod und berührte mit eiskaltem Finger seine Füße, und sie erstarrten, der Tod berührte seine Stirn, dann sein Herz, und es brach dabei, und die Seele folgte dem Engel des Todes.

Aber in den wenigen Sekunden zwischen der Einweihung vom Fuß bis zur Stirn und zum Herzen ging, wie die großen schwarzen Wellen eines Meeres, alles, was das Leben gebracht und geweckt hatte, über den Sterbenden hin. So schaut er mit einem Blicke in die schwindelnde Tiefe hinab und umfaßt mit einem Gedankenblitz den unermeßlichen Weg; so sieht er mit einem Blicke, in einer Summe, das zahllose Sternengewimmel, Himmelskörper und Welten in

dem weiten Raume erkennend. In einem solchen Augenblick erschauert der schreckliche Sünder, er hat nichts, woran er sich halten kann, es ist, als versinke er in eine unendliche Leere! – Aber der Fromme legt ruhig sein Haupt an Gott und ergibt sich wie ein Kind an «Dein Wille geschehe mit mir!» Dieser Sterbende aber hatte nicht des Kindes Sinn, er fühlte, daß er ein Mann war. Ihn schauderte nicht wie den Sünder, er wußte, er war der Rechtgläubige. Er hatte sich an die Formen der Religion in all ihrer Strenge gehalten; Millionen, wußte er, mußten den breiten Weg zur Verdammnis gehen; mit Feuer und Schwert hätte er hier ihre Körper vernichten können, wie ihre Seelen vernichtet waren und stets sein würden! Sein Weg war nun gen Himmel gerichtet, wo die Gnade ihm die Pforte öffnete, die verheißene Gnade.

Und die Seele ging mit dem Engel des Todes, aber noch einmal schaute sie auf das Lager, wo das Bild des Staubes in dem weißen Leichenhemde lag, ein fremdes Abbild ihres eigenen Ich. – Und sie flogen und sie gingen – es war wie in einer mächtigen Halle und doch wie in einem Walde; die Natur war beschnitten, ausgespannt, aufgebunden und in Reihen gestellt, künstlich gemacht wie die alten französischen Gärten; hier war Maskerade.

«Das ist das Menschenleben!» sagte der Engel des Todes.

Alle Gestalten sah man mehr oder weniger vermummt; durchaus nicht alle, die in Samt und Gold gingen, waren die Edelsten und Mächtigsten, es waren auch nicht alle, die im Kleide der Armut gingen, die Niedrigsten und Geringsten. – Es war eine wunderliche Maskerade, und besonders seltsam war es anzusehen, wie alle zusammen unter ihrer Kleidung sorgfältig etwas voreinander verbargen; aber der eine riß an dem andern, damit es sichtbar werden könne, und dann sah man den Kopf eines Tieres hervorgucken; bei dem einen war es ein grinsender Affe, bei dem andern ein häßlicher Ziegenbock, eine feuchte Schlange oder ein matter Fisch.

Es war das Tier, das wir alle in uns tragen, das Tier, welches im Menschen festgewachsen ist; und es hüpfte, und es sprang und wollte vorwärts, und jeder hielt die Kleider dicht darum zusammen, aber die andern rissen sie zur Seite und riefen: «Siehst du! sieh, das ist er! das ist sie!» und der eine entblößte die Jämmerlichkeit des andern.

«Welches Tier war bei mir?» fragte die wandernde Seele; und der Engel des Todes wies vor sich hin auf eine stolze Gestalt. Um deren Haupt zeigte sich eine bunte Glorie mit glänzenden Farben, aber am Herzen des Mannes verbargen sich die Füße des Tieres, Füße des Pfaus, die Glorie war nur des Vogels bunter Schweif.

Und als sie fortwanderten, schrien große Vögel häßlich von den Zweigen der Bäume; mit deutlichen Menschenstimmen schrien sie: «Du Wanderer des Todes, erinnerst du dich meiner?»

Das waren die bösen Gedanken und Begierden aus seinen Lebenstagen, welche ihm zuriefen: «Erinnerst du dich meiner?»

Und einen Augenblick erschauerte die Seele, denn sie erkannte die Stimmen, die bösen Gedanken und Begierden, die gleich Gerichtszeugen auftraten.

«In unserm Fleische, in unserer bösen Natur wohnt nichts Gutes!» sagte die Seele, «aber meine Gedanken wurden nicht zu Taten, die Welt hat nicht die böse Frucht gesehen!» Und sie beeilte sich noch mehr, um bald dem häßlichen Geschrei zu entfliehen, aber die großen schwarzen Vögel umkreisten sie und schrien und schrien, als sollte es in aller Welt gehört werden; und sie sprang wie die gejagte Hindin, und bei jedem Schritte stieß sie den Fuß gegen scharfe Kieselsteine, und sie schnitten in ihre Füße, daß es schmerzte. «Wo kommen diese scharfen Steine her? Wie welkes Laub liegen sie über der Erde!»

«Das ist jedes unvorsichtige Wort, das du fallen ließest und das deines Nächsten Herz viel tiefer verwundete, als die Steine jetzt deinen Fuß verwunden!»

«Daran dachte ich nicht!» sagte die Seele.

«Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!» klang es durch die Luft.

«Wir alle haben gesündigt!» sagte die Seele und erhob sich wieder. «Ich habe mich an das Gesetz und das Evangelium gehalten, ich habe getan, was ich tun konnte, ich bin nicht wie die andern!»

Und sie standen an der Pforte des Himmels, und der Engel, der Wächter des Eingangs, fragte: «Wer bist du? Nenne mir deinen Glauben und zeige mir ihn aus deinen Taten!»

«Ich habe alle Gebote streng erfüllt! Ich habe mich gedemütigt vor den Augen der Welt, ich habe das Böse und die Bösen gehaßt und verfolgt, sie, die den breiten Weg zur Verdammnis gehen, und ich will es noch mit Feuer und Schwert, wenn ich es vermag.»

«Du bist also einer von den Bekennern Mohameds?» fragte der Engel.

«Ich? – Niemals!»

«Wer zum Schwerte greift, soll durch das Schwert umkommen, sagte der Sohn. Seinen Glauben hast du nicht. Bist du vielleicht ein Sohn Israels, der mit Moses sagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, ein Sohn Israels, dessen eifernder Gott nur deines Volkes Gott ist?»

«Ich bin Christ!»

«Das erkenne ich nicht in deinem Glauben und aus deinen Taten. Christi Lehre ist Versöhnung, Liebe und Gnade!»

«Gnade!» klang es durch den unendlichen Raum, und die Pforte des Himmels öffnete sich, und die Seele schwebte der offenen Herrlichkeit entgegen.

Aber das ausströmende Licht war so blendend, so durchdringend, daß die Seele wie vor einem gezogenen Schwerte zurückwich; und die Töne erklangen so weich und ergreifend, wie keine irdische Zunge es auszusprechen vermag, und die Seele bebte und neigte sich tiefer und immer tiefer; aber die himmlische Klarheit drang in sie hinein, und da fühlte und vernahm sie, was sie früher niemals gefühlt hatte, die Last ihres Hochmuts, ihrer Härte und Sünde. – Es

wurde klar in ihrem Innern.

«Was ich Gutes auf der Welt tat, das tat ich, weil ich nicht anders konnte; aber das Böse – das kam aus mir selbst!»

Und die Seele fühlte sich geblendet von dem reinen himmlischen Lichte, sie sank ohnmächtig, so schien es, zusammen, tief in sich selbst gehüllt, niedergedrückt, unreif für das Himmelreich, und im Gedanken an den strengen, den gerechten Gott wagte sie nicht «Gnade» zu stammeln.

Und dann war die Gnade da, die nicht erwartete Gnade! Gottes Himmel war in dem unendlichen Raume, Gottes Liebe durchströmte ihn in unerschöpflicher Fülle!

«Heilig, herrlich, liebreich und ewig werde du, Menschenseele!» klang es und sang es. Und alle, alle werden wir am letzten Tage unseres Erdenlebens, wie die Seele hier, zurückbeben vor dem Glanze und der Herrlichkeit des Himmelreichs, wir werden uns tief beugen, demütig niedersinken und doch von seiner Liebe getragen, von seiner Gnade aufrechterhalten sein, schwebend in neuen Bahnen, geläutert, edler und besser, uns mehr und mehr der Herrlichkeit des Lichtes nähern, und durch ihn gestärkt, vermögen wir aufzusteigen in die ewige Klarheit.

Aus: Andersens sämtliche Märchen. Übers. von H. Denhardt Teil 1. Leipzig: Reclam [o. J.]. S. 488 ff.

FRIEDRICH HEBBEL

Requiem

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe schürt,
Atmen sie auf und erwarmen,
Und genießen zum letztenmal
Ihr verglimmendes Leben.

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und wenn du dich erkaltend
Ihnen verschließest, erstarren sie
Bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht,
Dem sie, zusammengekrampft in sich,
Trotzten im Schoße der Liebe,
Und er jagt sie mit Ungestüm
Durch die unendliche Wüste hin,
Wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
Losgelassener Kräfte
Um erneuertes Sein!

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Aus: Hebbels Gedichte in einem Band. Stuttgart 1923. S. 14 f.

CONRAD FERDINAND MEYER

Chor der Toten

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere,
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele –
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Aus: Conrad Ferdinand Meyer, Gedichte. 2. Aufl. Leipzig 1883. S. 312

CARL DU PREL

Erklärung

Der Mensch lebt gleichzeitig im Jenseits als transzendentales Subjekt und im Diesseits als irdischer Mensch. Die beiden Daseinsweisen sind verschieden in bezug auf Erkenntnisformen und Wirkungsweise. Jenseits und Diesseits sind nicht räumlich getrennt, sondern nur durch die Empfindungsschwelle, dergemäß das sinnliche Bewußtsein nur das irdische Dasein umfaßt. Das Jenseits ist das anders angeschaute Diesseits. Eine monistische Erklärung des irdischen Menschen, nach Körper und Geist, erfordert den Nachweis der Identität des denkenden und organisierenden Prinzips in einem transzendentalen Subjekt, womit zugleich für die Geheimwissenschaften die Grundlage gewonnen ist. Die Kräfte und Fähigkeiten des transzendentalen Subjekts, insofern sie uns ausnahmsweise im Diesseits bewußt werden (Somnambulismus) und aus dem Jenseits ins Diesseits herübergreifen (Spiritismus), bilden den Gegenstand der Geheimwissenschaften. Auch für das Verständnis dieser ist jener Identitätsbeweis unerläßlich. Dieser Beweis aber, um gegen materialistische Einwendungen gesichert zu sein, läßt sich für skeptische Leser am zweckmäßigsten aus den erwähnten Erscheinungen führen, die dem Gebiete der Ästhetik und Technik angehören.

Aus: Carl du Prel, Das Rätsel des Menschen. Wiesbaden [o. J.]. S. 155

PETER ROSEGGER

Die Unsterblichkeit, die ich meine und wünsche und habe, ist die persönliche Unsterblichkeit, die Unzerstörbarkeit des Ichbewußtseins . . .

Ich rate nur, daß wir das Spiel nicht auf eine einzige Karte setzen sollen, nicht auf die des gegenwärtigen Erdenlebens; daß wir froh sein mögen, diesen Körper, wenn er unbrauchbar geworden, ablegen zu können, um einen neuen, frischen anzuziehen.

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben, a. a. O., S. 21

WILHELM BUSCH

Wiedergeburt

Wer nicht will, wird nicht zunichte,
Kehrt beständig wieder heim.
Frisch herauf zum alten Lichte
Dringt der neue Lebenskeim.

Keiner fürchte, zu versinken,
Der ins tiefe Dunkel fährt;
Tausend Möglichkeiten winken
Dem, der gerne wiederkehrt.

Dennoch seh' ich dich erbeben,
Eh du in die Urne langst.
Weil dir bange vor dem Leben,
Hast du vor dem Tode Angst.

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben, a. a. O., S. 114

ERNST TROELTSCH

Es bleibt also nur die Prädestination, d. h. eine von Gott gewollte und in Veranlagung und Weltverhältnissen sich auswirkende ungleiche Beteiligung der Individuen am höchsten absoluten Weltzwecke, oder etwa die Wiederverkörperung bis zum Emporwachsen aller in das Heil, oder ein Werden nach dem Leibestode, oder vielleicht die beiden letzteren Sachverhalte zusammen. Ich leugne nicht, daß ich der letzteren Lehre sehr geneigt bin, ähnlich wie Lessing . . .

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben, a. a. O., S. 118

AUGUST STRINDBERG

Psychopath

Ich habe . . . entdeckt, gewisse Menschen haben gleichsam das Vorrecht, mir unrecht zu tun, den ganzen Tag über. Wenn ich schließlich klage, so ist jemand da, der mich auf den Mund schlägt. Und beklage ich mich, so glaubt niemand, was ich sage, sondern sie nehmen den Schuldigen in Schutz. Das ist unbegreiflich und kann einen Menschen in Verzweiflung bringen. Ein Theosoph tröstete mich jedoch einmal mit der Erklärung, ich leide für unbekannte Vergehen in einer Vorvergangenheit; und ich dürfte mich nicht beklagen, denn die Strafe sei gerecht; ferner, daß es zu meinem Karma (= Schicksal) gehört, unrecht zu bekommen, auch wenn ich recht habe. Das ist auch die einzig mögliche Erklärung.

Zit. nach: Emil Bock, Wiederholte Erdenleben, a. a. O., S. 127

CHRISTIAN MORGENSTERN

Wie oft wohl bin ich schon gewandelt
auf diesem Erdenball des Leids,
wie oft wohl hab ich **umgewandelt**
den Stoff, die Form des Lebenskleids?

Wie oft mag ich schon sein gegangen
durch diese Welt, aus dieser Welt,
um ewig wieder anzufangen,
von frischem Hoffnungstrieb geschwellt?

Es steigt empor, es sinkt die Welle –
so leben wir auch ohne Ruh;
unmöglich, daß sie aufwärts schnelle
und nicht zurück – dem Grunde zu.

Aus: Christian Morgenstern, Mensch Wanderer. Gedichte aus den Jahren 1887–1914. München 1928. S. 9

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Der Tor und der Tod

(Auszug)

DER TOD
Steh auf! Wirf dies ererbte Grau'n von dir!
Ich bin nicht schauerlich, bin kein Gerippe!
Aus des Dionysos, der Venus Sippe,
Ein großer Gott der Seele steht vor dir.
Wenn in der lauen Sommerabendfeier
Durch goldne Luft ein Blatt herabgeschwebt,
Hat dich mein Wehen angeschauert,
Das traumhaft um die reifen Dinge webt;
Wenn Überschwellen der Gefühle
Mit warmer Flut die Seele zitternd füllte,
Wenn sich im plötzlichen Durchzucken
Das Ungeheure als verwandt enthüllte,
Und du, hingebend dich im großen Reigen,
Die Welt empfingest als dein eigen:
In jeder wahrhaft großen Stunde,
Die schauern deine Erdenform gemacht,
Hab ich dich angerührt im Seelengrunde
Mit heiliger, geheimnisvoller Macht.

CLAUDIO
Genug. Ich grüße dich, wenngleich beklommen. (Kleine Pause.)
Doch wozu bist du eigentlich gekommen?

DER TOD
Mein Kommen, Freund, hat stets nur *einen* Sinn!

CLAUDIO
Bei mir hat's eine Weile noch *dahin*!
Merk: eh' das Blatt zu Boden schwebt,
hat es zur Neige seinen Saft gesogen!
Dazu fehlt viel: Ich habe nicht gelebt!

DER TOD
Bist doch, wie alle, deinen Weg gezogen!

Claudio
Wie abgerißne Wiesenblumen
Ein dunkles Wasser mit sich reißt,
So glitten mir die jungen Tage,
Und ich hab nie gewußt, daß das schon Leben heißt.
Dann . . . stand ich an den Lebensgittern,
Der Wunder bang, von Sehnsucht süß bedrängt,
Daß sie in majestätischen Gewittern
Auffliegen sollten, wundervoll gesprengt.
Es kam nicht so . . . und einmal stand ich drinnen,
Der Weihe bar und konnte mich auf mich
Und alle tiefsten Wünsche nicht besinnen,
Von einem Bann befangen, der nicht wich.
Von Dämmerung verwirrt und wie verschüttet,
Verdrießlich und im Innersten zerrüttet,
Mit halbem Herzen, unterbundnen Sinnen
In jedem Ganzen rätselhaft gehemmt,
Fühlt' ich mich niemals recht durchglutet innen,
Von großen Wellen nie so recht geschwemmt,
Bin nie auf meinem Weg dem Gott begegnet,
Mit dem man ringt, bis daß er einen segnet.

Der Tod
Was allen, ward auch dir gegeben,
Ein Erdenleben, irdisch es zu leben.
Im Innern quillt euch allen treu ein Geist,
Der diesem Chaos toter Sachen
Beziehung einzuhauchen heißt,
Und euren Garten draus zu machen
Für Wirksamkeit, Beglückung und Verdruß.
Weh dir, wenn *ich* dir das erst sagen muß!
Man bindet und man wird gebunden,
Entfaltung wirken schwül und wilde Stunden;
In Schlaf geweint und müd geplagt
Noch wollend, schwer von Sehnsucht, halbverzagt
Tiefatmend und vom Drang des Lebens warm . . .
Doch alle *reif*, fallt ihr in meinen Arm.

Aus: Hugo von Hofmannsthal, Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Bd 1 (Gedichte und lyrische Dramen). Frankfurt 1963. S. 209 ff.

B. F. SKINNER

Der Tod

Eines der großen Probleme des Individualismus, das selten als solches erkannt wird, ist der Tod – das unentrinnbare Schicksal der Einzelperson, der letzte Angriff gegen Freiheit und Würde. Der Tod ist eines jener entlegenen Ereignisse, die sich auf Verhalten nur über kulturelle Praktiken auswirken. Was wir sehen, ist der Tod anderer, wie Pascals berühmte Metapher veranschaulicht: «Stellen sie sich eine Anzahl Männer in Ketten vor, alle zum Tode verurteilt, und jeden Tag werden einige von ihnen vor den Augen der anderen hingeschlachtet; jene, die zurückbleiben, sehen ihre eigene Lage gespiegelt in der ihrer Gefährten, und indem sie einander anblicken in Kummer und Verzweiflung, warten sie, bis sie an die Reihe kommen. Das gibt uns eine Vorstellung von der menschlichen Lage.» Manche Religionen haben den Tod wichtiger erscheinen lassen, indem sie ein Leben danach im Himmel oder in der Hölle ausmalten; doch hat der Individualist einen besonderen Grund für seine Angst vor dem Tod, an dem nicht eine Religion, sondern die Literatur der Freiheit und der Würde die Schuld trägt. Wir meinen die Aussicht auf die Vernichtung der Person. Der Individualist kann keinen Trost in Reflexion über irgendeinen Beitrag finden, den er geleistet hat und der ihn überdauern wird. Er hat es abgelehnt, zum Wohl anderer zu handeln, und wird daher nicht durch die Tatsache verstärkt, daß ihn andere, denen er geholfen hat, überleben werden. Er hat es abgelehnt, sich für die Erhaltung seiner Kultur einzusetzen, und so wird er nicht durch die Tatsache verstärkt, daß ihn diese Kultur bei weitem überdauern wird. In der Verteidigung seiner eigenen Freiheit und Würde hat er die Leistungen der Vergangenheit abgelehnt, und so muß er jeden Anspruch auf die Zukunft aufgeben.

Aus: B. F. Skinner, Jenseits von Freiheit und Würde. Reinbek b. Hamburg 1973. S. 215

Der Fall Jasbir

Es war im Frühjahr 1954 im Dorf Rasulpur in Uttar Pradesh, Indien. In der Familie Jat gibt es einen Sohn Jasbir. Er ist dreieinhalb Jahre alt. Er erkrankt schwer an Pocken, und eines Abends glaubt sein Vater, daß er tot ist. Er geht zu seinem Bruder, um ihn zu bitten, ihm bei dem Begräbnis des Sohnes zu helfen. Aber es ist schon spät am Abend, und man schlägt dem Vater vor, bis zum nächsten Morgen zu warten. Einige Stunden später gibt der kleine Jasbir schwache Lebenszeichen von sich, langsam kehrt sein Bewußtsein zurück. Es vergehen einige Tage, bis er wieder sprechen kann, und Wochen, bis man verstehen kann, was er sagt. Aber dann ist sein Gebaren sonderbar verändert. Er behauptet, der Sohn von Shankar in Vehedi zu sein und will dorthin gehen. Er weigert sich zu essen, was man ihm in seiner Familie gibt, weil er als Brahmane einer höheren Kaste angehöre. Eine Brahmanin, die nicht weit von den Jats wohnt, hört davon und erklärt sich bereit, das Essen für Jasbir zuzubereiten. Der Vater versorgt sie mit den nötigen Zutaten, und sie kocht für Jasbir auf Brahmanenart mehr als ein Jahr lang. Aber die Familie führt Jasbir hinters Licht und gibt ihm zwischendurch auch Speisen, die nicht von der Brahmanin zubereitet sind. Er entdeckt den Betrug, und diese Entdeckung zusammen mit dem Druck, den man auf ihn ausübt, veranlaßt ihn schließlich, mit dem gewöhnlichen Essen der Familie vorliebzunehmen. Seine Sprechweise ist verändert. Er gebraucht gerne «feinere» Ausdrücke, die in den höheren Kreisen, zu denen die Brahmanen gehören, üblich sind. Er verliert das Interesse an seinen Spielsachen und meidet die anderen Kinder.

Das Dorf Vehedi ist in Vogelfluglinie nur etwa 35 Kilometer von Rasulpur entfernt, aber beide Dörfer liegen abseits von der Hauptstraße, und es gibt kaum irgendeinen Verkehr zwischen ihnen. Jasbirs Familie ist niemals dort gewesen, sie kennt nur den Namen des Dorfes. Seit mehreren Jahren ist kein Einwohner von Rasulpur in Vehedi gewesen. Aber Jasbir erzählt mehr und mehr aus «seinem» Leben in Vehedi.

Er schilderte, wie er während einer Hochzeitsprozession vergiftetes Konfekt gegessen habe. Danach sei er von dem Wagen gefallen, beim Fallen mit dem Kopf aufgeschlagen und einige Stunden später gestorben. Er sagte, er heiße Sobha Ram, sei verheiratet und habe mehrere Kinder.

Die Geschichte von Jasbirs sonderbarem Betragen sprach sich im Dorf herum. Eine Frau, die in Rasulpur geboren, aber in Vehedi verheiratet war, erkannte Jasbir wieder, als sie 1967 zu Besuch kam; sie war seit 1952 nicht in Rasulpur gewesen.

Zu Hause in Vehedi erzählte die Frau die Geschichte ihrer Familie. Man stellte fest, daß die Angaben, die Jasbir über «seinen» Tod und andere Details

gemacht hatte, auf einen gewissen Sobha Ram, Sohn des Shankar Lil Tyagi in Vehedi zutrafen. Er war im Mai 1954 im Alter von 22 Jahren gestorben, ungefähr gleichzeitig mit der Krankheit Jasbirs. (Der genaue Zeitpunkt der Krankheit Jasbirs konnte nicht festgestellt werden, weil niemand ihn aufgeschrieben hatte.) Angehörige Sobha Rams kamen zu Besuch nach Rasulpur, und Jasbir erkannte sie wieder und machte richtige Angaben über den Grad ihrer Verwandtschaft mit Sobha Ram. Später durfte Jasbir nach Vehedi reisen. Man setzte ihn an der Eisenbahnstation ab und ließ sich von ihm den Weg zum Haus der Familie Tyagi zeigen. Das bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten, und er machte präzise und detaillierte Angaben über die Tyagis. Er fühlte sich wohl in Vehedi und kehrte nur sehr ungern nach Rasulpur zurück. Später machte er mehrere Besuche in Vehedi, schloß sich eng an die Familie Tyagi an und wäre viel lieber dort geblieben als bei seinen Eltern. In Rasulpur war er einsam und isoliert, gemieden, ja fast ausgestoßen von den anderen Kindern.

Stevenson untersuchte den Fall 1961 und 1964. Er besuchte beide Dörfer und sprach mit allen beteiligten Personen. Er prüfte 39 Angaben, die Jasbir früher über das Leben von Sobha Ram gemacht hatte. Alle stimmten mit den Tatsachen überein bis auf eine: es gab keinen Beweis – wohl aber einen Verdacht –, daß Sobha Ram vergiftet worden war. Jasbir nannte sogar den angeblichen Mörder.

Aus: Nils-Olof Jacobson, Leben nach dem Tod? Zug/Schweiz: Ingse Verlag [1972]. S. 234 ff (Edison Sven-Erik-Bergh)

Mit seinen Taten hat der Menschengeist wirklich sein Schicksal bereitet. An das, was er in seinem vorigen Leben getan hat, findet er sich in einem neuen geknüpft. – Man kann ja die Frage aufwerfen: wie kann das sein, da doch wohl der Menschengeist bei seiner Wiederverkörperung in eine völlig andere Welt versetzt wird, als diejenige war, die er einstens verlassen hat? Dieser Frage liegt eine sehr am Äußerlichen des Lebens haftende Vorstellung von Schicksalsverkettung zugrunde. Wenn ich meinen Schauplatz von Europa nach Amerika verlege, so befinde ich mich auch in einer völlig neuen Umgebung. Und dennoch hängt mein Leben in Amerika ganz von meinem vorhergehenden in Europa ab. Bin ich in Europa Mechaniker geworden, so gestaltet sich mein Leben in Amerika ganz anders, als wenn ich Bankbeamter geworden wäre. In dem einen Falle werde ich wahrscheinlich in Amerika von Maschinen, in dem andern von Bankeinrichtungen umgeben sein. In jedem Falle bestimmt mein Vorleben meine Umgebung; es zieht gleichsam aus der ganzen Umwelt diejenigen Dinge an sich, die ihm verwandt sind. So ist es mit dem Geistselbst. Es umgibt sich in einem neuen Leben notwendig mit demjenigen, mit dem es aus den vorhergehenden Leben verwandt ist. – Und deswegen ist der Schlaf ein brauchbares Bild für den Tod, weil der Mensch während des Schlafes dem Schauplatz entzogen ist, auf dem sein Schicksal ihn erwartet. Während man schläft, laufen die Ereignisse auf diesem Schauplatz weiter. Man hat eine Zeitlang auf diesen Lauf keinen Einfluß. Dennoch hängt unser Leben an einem neuen Tage von den Wirkungen der Taten am vorigen Tage ab. Wirklich verkörpert sich unsere Persönlichkeit jeden Morgen aufs neue in unserer Tatenwelt. Was während der Nacht von uns getrennt war, ist tagsüber gleichsam um uns gelegt. – So ist es mit den Taten der früheren Verkörperungen des Menschen. Sie sind mit ihm als sein Schicksal verbunden, wie das Leben in den finstern Höhlen mit den Tieren verbunden bleibt, die durch Einwanderung in diese Höhlen das Sehvermögen verloren haben. Wie diese Tiere nur leben können, wenn sie sich in der Umgebung befinden, in die sie sich selbst versetzt haben, so *kann* der Menschengeist nur in der Umwelt leben, die er sich durch seine Taten selbst geschaffen hat. Daß ich am Morgen die Lage vorfinde, die ich am vorhergehenden Tage selbst geschaffen, dafür sorgt der unmittelbare Gang der Ereignisse. Daß ich, wenn ich mich wieder verkörpere, eine Umwelt vorfinde, die dem Ergebnis meiner Taten aus dem vorhergehenden Leben entspricht, dafür sorgt die Verwandtschaft meines wieder verkörperten Geistes mit den Dingen der Umwelt. Man kann sich danach eine Vorstellung davon bilden, wie die *Seele* dem Wesen des Menschen eingegliedert ist. Der physische Leib unterliegt den Gesetzen der Vererbung. Der Menschengeist dagegen muß sich immer wieder und wieder verkörpern; und sein Gesetz besteht darin, daß er die Früchte der vorigen Leben in die folgenden hinübernimmt. Die Seele lebt in der Gegenwart. Aber dieses Leben in der Gegenwart ist nicht unabhängig von den vorhergehenden Leben. Der sich verkörpernde Geist bringt ja aus seinen vorigen Verkörperungen sein Schicksal mit. Und dieses Schicksal bestimmt das Leben. Welche Eindrücke die Seele wird haben können, welche Wünsche ihr werden befriedigt werden können, welche Freuden und Leiden ihr erwachsen, mit welchen Menschen sie zusammenkommen wird: das hängt davon ab, wie die Taten in den vorhergehenden Verkörperungen des Geistes waren. Menschen, mit welchen die Seele in einem Leben verbunden war, wird sie in einem folgenden wiederfinden müssen, weil die Taten, welche zwischen ihnen gewesen sind, ihre Folgen haben müssen. Wie die eine Seele, werden auch die mit dieser verbundenen in derselben Zeit ihre Wiederverkörperung anstreben. Das Leben der Seele ist somit ein Ergebnis des selbstgeschaffenen Schicksals des Menschengeistes. Dreierlei bedingt den Lebenslauf eines Menschen innerhalb von Geburt und Tod. Und dreifach ist er dadurch abhängig von Faktoren, die *jenseits* von Geburt und Tod liegen. Der Leib unterliegt dem Gesetz der *Vererbung*; die Seele unterliegt dem selbstgeschaffenen Schicksal. Man nennt dieses von dem Menschen geschaffene Schicksal mit einem alten Ausdrucke sein *Kamma*. Und der Geist steht unter dem Gestze der *Wiederverkörperung*, der wiederholten Erdenleben. – Man kann demnach das Verhältnis von Geist, Seele und Körper auch so ausdrücken: Unvergänglich ist der Geist; Geburt und Tod walten nach den Gesetzen der physischen Welt in der Körperlichkeit; das Seelenleben, das dem Schicksal unterliegt, vermittelt den Zusammenhang von beiden während eines irdischen Lebenslaufes. Alle weiteren Erkenntnisse über das Wesen des Menschen setzen die Bekanntschaft mit den drei Welten selbst voraus, denen er angehört.

Aus: Rudolf Steiner, Theosophie. 28. Aufl. Stuttgart 1955. S. 83 ff.

Anhang

Anmerkungen

1 *‹Ägyptisches Totenbuch›*. Übersetzt und kommentiert von Gregoire Kolpaktchy. München 1955. S. 61 f. siehe auch: *‹Urkunden zur Religion des Alten Ägypten›*. Übersetzt und eingeleitet von Günther Roeder. Jena 1923. Ferner: Rudolf Steiner, *‹Aegyptische Mythen und Mysterien›*. 12 Vorträge, gehalten 2.–14. September 1908 in Leipzig. Dornach 1931

2 *‹Ägyptisches Totenbuch›*, a. a. O., S. 186 u. 188

3 Ebd., S. 103

4 Ebd., S. 115

5 *‹Die schönsten Sagen des klassischen Altertums›*. Nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. 35. Aufl. Gütersloh 1912. S. 155

6 Ebd.

7 Sämtliche Zitate dieses Kapitels sind entnommen: Homers *‹Odyssee›*. Übersetzt von Johann Heinrich Voss nach dem Text der ersten Ausgabe. Stuttgart 1951

8 Die erste Verheißung an Abraham steht in Moses 1, Kap. 12, V. 2 u. 3. Auch an den Enkel Abrahams, an Jakob, ergeht erneut die Verheißung mit den Worten: «Und dein Same soll werden wie der Staub auf Erden und du sollst ausgebreitet werden gegen Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag: und durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden.»

9 Zitiert nach: Georg von Reutern, *‹Hellas›*. München 1941. S. 177

10 Lexikon der Alten Welt. Zürich und Stuttgart 1965. S. 2172

11 Die im folgenden zitierten Textstellen sind entnommen: Platons *‹Phaidon›*. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Jena 1920

12 Alle Zitate dieses Kapitels sind entnommen: Vergil, *‹Aeneis›*. 12 Gesänge. Stuttgart: Reclam 1972

13 Die Übertragung von Stellen aus dem Neuen Testament schließt sich in der Regel an die Übersetzung von Emil Bock an, die als Manuskriptdruck im Urachhaus-Verlag Stuttgart erschienen ist. Einige Stellen sind nach dem üblichen Luther-Text wiedergegeben, andere sind freie Übertragungen des Autors.

14 Die «Verklärung» Jesu Christi bringt Matthäus in Kap. 17, V. 1–13, Markus in Kap. 9, V. 2–13 und Lukas in Kap. 9, V. 28–36

15 Die drei Stellen, an denen die Apostelgeschichte des Lukas über die Berufung des Saulus von Tarsus zum Apostel Paulus berichtet, sind: Apostelgesch. Kap. 9, V. 1–9, Kap. 22, V. 3–21 und Kap. 26, V. 2–23

16 Über Leben und Werk des Paulus siehe: Emil Bock, *‹Beiträge zur Geistesgeschichte der Menschheit›*. 2. Reihe: Urchristentum. I. *‹Cäsaren und Apostel›*. Stuttgart 1937; IV. *‹Paulus›*. Stuttgart 1956

17 Vgl. Johannes Hemleben, *‹Evangelist Johannes›*. Reinbek b. Hamburg 1972 (rowohlts monographien 194), und Emil Bock, *‹Apokalypse. Betrachtungen über die Offenbarung des Johannes.›* Stuttgart 1951

18 Rudolf Steiner, *‹Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?›*. Stuttgart 1961. S. 134

19 Texte aus: Dante Alighieri, *‹Die Göttliche Komödie›*. Zitiert nach der Übersetzung von Prof. Dr. Karl Witte. Berlin 1921

20 Meister Eckeharts *‹Schriften und Predigten›*. Aus dem Mittelhochdt. übers. und hg. von Herman Büttner. Bd. 1 u. 2. Jena 1921.

21 Thomas a Kempis, *‹Nachfolge Christi›*. Erstes Buch 17. Hauptstück. Übers. von Johannes Gossner. Leipzig 1839. S. 47

22 Der Brief von Kant an Fräulein von Knobloch ist ohne genaues Datum erhalten. Er wird zitiert nach: H. De Geymüller, *‹Swedenborg und die übersinnliche Welt›*. Übers. von Paul Sakmann. Durchges. und erg. von Hans Driesch. Stuttgart, Berlin 1936. S. 318 ff. – Zu Emanuel Swedenborg existiert eine umfangreiche Literatur. Wir nennen u. a.: Immanuel Swedenborg, *‹Theologische Schriften›*. Übers. und eingel. von Lothar Brieger-Wasservogel. Jena, Leipzig 1904; Ernst Benz, *‹Emanuel Swedenborg, Naturforscher und Seher›*. München 1948

23 De Geymüller, a. a. O., S. 317 f

24 Ebd., S. 328

25 Ernst Benz, a. a. O., S. 176 ff (*‹Die religiöse Krise›*) und S. 211 ff (*‹Die Berufungsvision›*)

26 Ebd.

27 Ebd., S. 187

28 Ebd., S. 211 f

29 Immanuel Swedenborg, *‹Himmlische Geheimnisse, welche in der Heiligen Schrift oder in dem Worte des Herrn enthalten und nun enthüllt sind›*. Bd. 1. Stuttgart 1911. S. 5 f

30 Rudolf Steiner, *‹Goethe, Haeckel und Swedenborg›*. In: Gäa Sophia. Jb. . . . d. Freien Hochschule f. Geisteswiss. am Goetheaneum Dornach. Bd. 6 (Goethe-Jahrbuch). Basel 1932. S. 20 f

31 Ralph Waldo Emerson, *‹Vertreter der Menschheit›*. Leipzig 1903. S. 85, 113 u. 114

32 *‹Wie die Alten den Tod gebildet›*. 1769. In: G. E. Lessings *‹Gesammelte Werke›*. Bd 5. Leipzig 1856. S. 281 ff

33 Ebd., S. 284
34 Ebd., S. 285
35 Ebd., S. 335
36 Johann Peter Eckermann, *‹Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens›*. Leipzig: Reclam [o. J.]. Bd 1. S. 116f
37 *‹Goethes Gespräche›*. Hg. von Wolfgang Herwig. Bd 2. Zürich 1969. S. 771; 776
38 Johann Wolfgang Goethe, *‹Faust›*. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung hg. von Karl Julius Schröer. Tl. 1. Stuttgart 1926. S. CII
39 *‹Goethe's sämmtliche Werke . . .›* Bd. 2. Stuttgart, Augsburg: Cotta 1855. S. 149 (*‹Die Geheimnisse›*); S. 360f. (*‹Ueber das Fragment die Geheimnisse›*, 1816)
40 *‹Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter›*. Hg. von Max Haecker. Bd. 1. Leipzig 1913. S. 542
41 A. Schnetger, *‹Der zweite Teil von Goethes Faust›*. 1858. Zitiert nach Schröer, a. a. O., 2. Bd., S. 395
42 Ludwig Büchner, *‹Kraft und Stoff, oder: Grundzüge der natürlichen Weltordnung›*. Leipzig 1894. S. 238
43 Ebd.
44 J. G. Fichte, *‹Bestimmung des Menschen und Anweisung zum seligen Leben›*. Mit Einleitung neu hg. von Prof. Dr. August Messer. Berlin 1924. S. 142
45 Ebd.
46 Zitiert nach: *‹Unsterblichkeit. Worte deutscher Denker und Dichter›*. Ausgewählt von Erich Ruprecht. Jena 1940. S. 45. (Deutsche Reihe. 90)
47 Ebd., S. 44
48 Ebd., S. 45 (aus: Schelling, *‹Philosophie und Religion›*)
49 Ebd., S. 46 (aus: *‹Philosophie der Offenbarung›*)
50 Novalis' *‹Werke›*. Hg. von Wilhelm Bölsche 3. Teil: *‹Fragmente›*. Leipzig [o. J.]. S. 7. Vgl. auch: Novalis, *‹Fragmente›*. Erste vollständige, geordnete Ausgabe. Hg. von Ernst Kamnitzer. Dresden 1929
51 Novalis, *‹Schriften›*. Hg. von J. Minor. Bd 4. Jena 1907. S. 243
52 Zitiert nach: *‹Unsterblichkeit›*, a. a. O., S. 47ff
53 Ebd., S. 60 (aus: Carl Gustav Carus, *‹Zwölf Briefe über das Erdenleben›*)
54 Ebd., S. 60f (aus: C. G. Carus, *‹Psyche›*)
55 Immanuel Hermann Fichte, *‹Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen›*. Leipzig 1867. Insbesondere das zweite Kapitel: *‹Der Begriff allgemeiner Präformation (Präexistenz) und der besonderen des Menschengeistes›*. S. 147ff
56 Ebd., S. 152; siehe auch S. 107 u. 146
57 Ebd., S. 203f

58 Arthur Ford, *‹Bericht vom Leben nach dem Tode›*. Bern, München, Wien 1972. S. 26ff
59 Ebd., S. 29
60 Ebd., S. 101
61 Ebd., S. 106
62 Siehe Anm. 18
63 Rudolf Steiner, *‹Inneres Wesen des Menschen und Leben zwischen Tod und neuer Geburt›*. 6 Vorträge, gehalten zu Wien, Ostern 1914. Dornach 1935; ders., *‹Das Geheimnis des Todes. Wesen und Bedeutung Mitteleuropas und die europäischen Volksgeister›*. Fünfzehn Vorträge, gehalten 1915. Dornach 1967. Weitere Werke R. Steiners siehe Bibliographie
64 Friedrich Husemann, *‹Vom Bild und Sinn des Todes›*. Stuttgart 1954. S. 165
65 Ebd., S. 156f
66 Ebd., S. 158
67 Rudolf Steiner, *‹Theosophie. Einführung in übersinnliche Welterkenntnis und Menschenbestimmung›*. Stuttgart 1955. Siehe den Teil: *‹Die drei Welten – II. Die Seele in der Seelenwelt nach dem Tode›*, S. 102ff, und IV. *‹Der Geist im Geisterland nach dem Tode›*. S. 123ff
68 Zitiert nach: Emil Bock, *‹Wiederholte Erdenleben. Die Wiederverkörperungsidee in der deutschen Geistesgeschichte›*. Stuttgart 1941. S. 30f
69 Ebd., S. 67
70 Ebd., S. 36
71 Nach: Morey Bernstein, *‹Protokoll einer Wiedergeburt›*. Bern, München, Wien 1973. S. 222f
72 *‹So zwingen wir das Leben!›* Ein Gespräch zwischen Henry Ford und Ralph Waldo Trine, aufgezeichnet von R. W. Trine. Stuttgart 1929. Siehe u. a. S. 11 und 140ff
73 Christian Morgenstern, *‹Stufen›*. München 1922. S. 267
74 Rudolf Steiner, *‹Wie kommt man zur Erkenntnis wiederholter Erdenleben? Übungen und Beispiele›*. Freiburg 1953; ders., *‹Esoterische Betrachtungen karmischer Zusammenhänge aus dem Jahre 1924›*. Bd I–VI. Dornach 1933–1966; ders., *‹Die Offenbarungen des Karma›*. Elf Vorträge, gehalten in Hamburg, 16.–28. Mai 1910. Dornach 1949

Bibliographie

(Auswahl)

Ägyptische Sonnenlieder. Kunst und Altertum Bd. IV. Übers. von ALEXANDER SCHARFF. Berlin 1922

Ägyptisches Totenbuch. Übers. und komm. von GREGOIRE KOLPAKTCHY. München 1955

AMERY, CARL: Das Ende der Vorsehung. Reinbek bei Hamburg 1972

ANDREAS, PETER, und CASPAR KILIAN: Die phantastische Wissenschaft. Parapsychologie: Beweise für das Unglaubliche. Düsseldorf 1973

ANDREJEWSKIJ, S. A.: Das Buch vom Tode. Übers. von ILONA KOENIG. Stuttgart 1958

BECKH, HERMANN: Buddhismus. Bd. I u. II. Berlin 1919–1920

BENDER, HANS: Verborgene Wirklichkeit. Olten 1973

BERNSTEIN, MOREY: Protokoll einer Wiedergeburt. Bern 1973

BOCK, EMIL: Wiederholte Erdenleben. Stuttgart 1932

BÜCHNER, LUDWIG: Kraft und Stoff. Leipzig 1894

CARUS, CARL GUSTAV: Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi. Hamburg 1936

CULLMANN, OSCAR: Unsterblichkeit der Seele oder Auferstehung der Toten? Stuttgart 1962

DANTE ALIGHIERI: Die Göttliche Komödie. Übers. von Prof. Dr. KARL WITTE. Berlin 1921

DETHLEFSEN, THORWALD: Das Leben nach dem Leben. Gespräche mit Wiedergeborenen. Gütersloh 1974

FICHTE, IMMANUEL HERMANN: Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. Leipzig 1867

FINK, EUGEN: Metaphysik und Tod. Stuttgart 1969

FISCHER, EUGEN: Begegnungen mit Toten. Freiburg 1959

FORD, ARTHUR: Bericht vom Leben nach dem Tode. Bern 1971

FRIELING, RUDOLF: Christentum und Wiederverkörperung. Stuttgart 1974

GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Faust. In: Goethes Werke. Bd. 3. 8. Aufl. Hamburg 1967. (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden)

HARTMANN, HANS: Der Totenkult in Irland. Heidelberg 1952

HARTMANN, OTTO J.: Wir und die Toten. Frankfurt am Main 1946

HEIM, D. DR. KARL: Was nach dem Tode unser wartet. Frankfurt am Main 1955

HEMLEBEN, JOHANNES: Symbole der Schöpfung. Stuttgart 1929

DERS.: Rudolf Steiner. Reinbek bei Hamburg 1963. (rowohlts monographien 79)

DERS.: Pierre Teilhard de Chardin. Reinbek bei Hamburg 1966. (rowohlts monographien 116)

DERS.: Charles Darwin. Reinbek bei Hamburg 1968. (rowohlts monographien 137)

DERS.: Johannes Kepler. Reinbek bei Hamburg 1971. (rowohlts monographien 183)

DERS.: Johannes der Evangelist. Reinbek bei Hamburg 1972. (rowohlts monographien 194)

DERS.: Paracelsus. Frauenfeld 1973

DERS.: Das Christentum in der Krise. Vortrag. Stuttgart 1974

DERS.: Der Mensch und sein Erdenschicksal. Vortrag. Stuttgart 1974

HENRY, MAURICE: Der wissenschaftliche Beweis unseres Weiterlebens nach dem Tode. Bopfingen 1964

HIEBEL, FRIEDRICH: Die Botschaft von Hellas. Bern 1953

HILDMANN, GERHARD (Hg.): Jenseits des Todes. Stuttgart 1970

HOMER: Ilias. Übertr. von JOHANN HEINRICH VOSS. Stuttgart 1951

DERS.: Odyssee. Übertr. von JOHANN HEINRICH VOSS. Stuttgart 1951

HUFELAND, CHRISTOPH WILHELM: Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. Wien, Prag 1797

HUSEMANN, FRIEDRICH: Vom Bild und Sinn des Todes. Dresden 1938

JACOBSON, NILS-OLOF: Leben nach dem Tod? Über Parapsychologie und Mystik. Düsseldorf 1972

JÜNGEL, EBERHARD: Tod. Stuttgart 1971

KLIMSCH, ROBERT: Leben die Toten? Graz 1936

KÖRNER, THEO: Totenkult und Lebensglaube bei den Völkern Ost-Indonesiens. Leipzig 1936

KOSCHÜTZKI, RUDOLF V.: Fahrt ins Erdenland. Stuttgart 1933

LESSING, GOTTHOLD E.: Gesammelte Werke. Bd. 5 u. 9. Leipzig 1856

LUYTEN, NORBERT M., PORTMANN, ADOLF, JASPERS, KARL und KARL BARTH: Unsterblichkeit. 4 Vorträge. Basel 1957

MANGOLDT, URSULA V.: Der Tod als Antwort auf das Leben. München 1957

MEISTER ECKEHARTS Schriften und Predigten. Aus d. Mittelhochdt. übers. u. hg. von HERMAN BÜTTNER. 2 Bde. Jena 1921

MEYER, RUDOLF: Den Toten zur Feier. Stuttgart 1973

MITFORD, JESSICA: Der Tod als Geschäft. Olten 1965

MONOD, JACQUES: Zufall und Notwendigkeit. Aus dem Franz. von Friedrich Griese. München 1971

MOOR, PAUL: Die Freiheit zum Tode. Dt. von JÜRGEN ABEL. Reinbek bei Hamburg 1973

MULFORD, PRENTICE: Der Unfug des Sterbens. Übers. von Sir Galahad. Mün-

chen 1928
NETTE, HERBERT: Adieu les belles choses. Düsseldorf 1971
NEUN, MANFRED (Hg.): Tatsache Tod. Stuttgart 1974
NOSSACK, HANS ERICH: Interview mit dem Tode. Frankfurt am Main 1963
PLATON: Phaidon. In: PLATON, Sämtliche Werke. Bd. 3. Reinbek bei Hamburg 1958. (rowohlts klassiker 27/27a)
PLASSMANN, J. O.: Orpheus. Altgriechische Mysteriengesänge. Jena 1928
OSTRANDER, SHEILA, und LYNN SCHROEDER: Psi. Bern 1970
DU PREL, CARL: Das Rätsel des Menschen. Wiesbaden [o. J.]
RITTELMEYER, FRIEDRICH: Gemeinschaft mit den Verstorbenen. Stuttgart 1938
ROEDER, GÜNTHER: Religiöse Stimmen der Völker. Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Jena 1923
ROHDE, ERWIN: Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Leipzig [o. J.]
ROSENBERG, ALFONS: Die Seelenreise. Bietigheim 1971
ROSENBERG, ALFONS (Hg.): Leben nach dem Sterben. München 1974
RÜEGG, AUGUST: Die Jenseitsvorstellungen vor Dante. Bd. I und II. Einsiedeln 1945
RUPRECHT, ERICH: Unsterblichkeit. Worte deutscher Denker und Dichter. Jena 1940
V. SAAZ, JOHANNES: Der Ackermann und der Tod. Übers. von Hans Franck. Berlin 1965
SKINNER, B. F.: Jenseits von Freiheit und Würde. Reinbek bei Hamburg 1973
STEARN, JESS: Der schlafende Prophet. Genf 1973
STEFFEN, ALBERT: Der Genius des Todes. Dornach 1943
STEINER, RUDOLF: Reinkarnation und Karma. Berlin 1921
DERS.: Vom Tode. Vortrag, Berlin 1913. Basel 1942
DERS.: Der Tod bei Mensch, Tier und Pflanze. Vortrag, Berlin 1912. Basel 1947
DERS.: Die Geheimwissenschaft im Umriß. Stuttgart 1948
DERS.: Erlebnisse der Menschenseele im Schlafe und nach dem Tode in der geistigen Welt. 3 Vorträge, London 1922. Dornach 1953
DERS.: Theosophie. Stuttgart 1955
DERS.: Esoterische Betrachtungen karmischer Zusammenhänge. 6. Bde. Dornach 1959–65
DERS.: Wahrspruchworte. Dornach 1961
DERS.: Der Tod als Lebenswandlung. 7 Vorträge 1917–18. Dornach 1969
DERS.: Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten? Dornach 1972
Tibetanisches Totenbuch. Aus der englischen Fassung des Lama KAZI DAWA SAMDUP übers. von LOUISE GÖPPERT-MARCH. Zürich 1935
TOYNBEE, ARNOLD u. a.: Vor der Linie. Der moderne Mensch und der Tod. Frankfurt am Main 1970
TRUMMLER, ERICH: Traumlied des Olav Aasteson. Aus der norwegischen Volkssprache übertragen. Stuttgart 1927
VERGIL: Aeneis. Übers. von WILHELM PLANKL. Stuttgart 1972
Was ist der Tod? 11 Beiträge und 1 Diskussion. München 1969
WENZL, ALOYS: Unsterblichkeit. München 1951

Die folgenden Register beziehen sich lediglich auf den Textteil. Auf die Autoren bzw. auf anonym erschienene Titel der unter den Zeugnissen abgedruckten Texte wird im Namenregister an entsprechender Stelle verwiesen.

Namenregister

Abraham 43f, 79f
Achates 67
Achilleus 33f, 39–41
Aeneas 63–78, 104
Agamemnon 39
Ägisthos 39
‹*Ägyptisches Totenbuch*› 16–25, 28, 193, 209
s. Zeugnisse, 213–218
Aisopos 55
Ajax 39, 41, 73
Altes Testament 43–48, 83, 130f
s. Zeugnisse, 223f
Althaus, Paul 98
Amor 128
Anat 26
Anchises 63, 75–78
Andersen, Hans Christian
s. Zeugnisse, 257–260
Antilochos 39
Antonius, Heiliger 112
Apoll, Apollo 49f, 52, 54, 66
s. auch Helios
Aristoteles 7, 53, 138
Asklepios 62
Athene 28, 30–32
Augustin(us) 110, 112

Bakchos (Bacchus)
s. Dionysos
Barker, William J. 197
Barth, Karl 98
Basilius 112
Bender, Hans 168
Benedikt 112
Bernstein, Morey 167, 173, 196f
Böhme, Jakob 183
Bosch, Hieronymus 141
Brentano, Clemens 153
Bruno, Giordano 112, 209
s. Zeugnisse, 243
Brutus 106
Büchner, Ludwig 152f
–, ‹*Kraft und Stoff*› 152f
Buddha, Gautama 23, 53, 113, 195
Busch, Wilhelm
s. Zeugnisse, 263

Cannon, Sir Alexander 197
Carlyle, Thomas 124
Carus, Carl Gustav 153, 157, 161f
–, ‹*Briefe über das Erdenleben*› 159f
–, ‹*Psyche*› 160f
Cassius 106
Charon 70f
Cicero, M. Tullius
s. Zeugnisse, 226–229
Corens 163

Dante Alighieri 184, 189, 209
–, ‹*Göttliche Komödie*› 102–108, 141, 143
Darwin, Charles 161, 164f
David 43, 45
Dethlefsen, Thorwald 167f
Dido 73
Diomedes 29
Dionysos 49, 52
Dörpfeld, Wilhelm 26
Doyle, Sir Arthur Conan 170
Drossbach, Maximilian
s. Zeugnisse, 255

Eckehart, Meister 102, 108–110
–, ‹*Predigten*› 108–110
s. Zeugnisse, 233–235
Eckermann, Johann Peter 138
Ehret, Hermann 162
Elias 44, 81, 83–85, 205
Elpenor 35f, 70
Emerson, Ralph Waldo 124f
Emmerich, Anna Katharina
s. Zeugnisse, 252f
Erinnyen 74
Eumolpos 31
Euripides 50
Europa 26

Eurydike 51f
Eurystheus 27

Falk, Johann Daniel 138
Fechner, Gustav Theodor 159
Feuerbach, Ludwig 161

Fichte, Immanuel Hermann
–, ‹*Die Seelenfortdauer . . .*› 162–165
Fichte, Johann Gottlieb 155, 162
–, ‹*Die Bestimmung des Menschen*› 153f
Ford, Arthur 167–173
Ford, Henry 198–200, 209
Frankfurter, Der
s. Zeugnisse, 236–239
Franklin, Benjamin 194
Franziskus 110
Friedrich d. Gr.
s. Zeugnisse, 249

Galilei, Galileo 151, 159
Gerhardt, Paul
s. Zeugnisse, 244f
Gigon, Olof 51
Goethe, Johann Wolfgang von 42, 124, 138–150, 153, 159, 189, 194, 209
–, ‹*Faust II*› 139–150
s. Zeugnisse, 250f
Goeze, Melchior 130
Goldstrom 170
Gregor d. Gr. 105

Hadrian, Kaiser
s. Zeugnisse, 230
Haeckel, Ernst 161
Hardenberg, Friedrich von
s. Novalis
Hebbel, Friedrich
s. Zeugnisse, 260f
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 153, 156f, 161f
Heim, Albert 181
Hekate 52, 65
Helios, Helios-Apollo(n) 49, 52, 81
s. auch Apoll
Hera 28
Herakles 27–32, 42, 64, 69
Herder, Johann Gottfried 124
s. Zeugnisse, 249
Hermes 32f
Herodes 84
Hesperiden 30f
Hildegard von Bingen 112
Hippolyta 29
Hofmannsthal, Hugo von
s. Zeugnisse, 265f
Hölderlin, Friedrich 153
Homer 63, 69, 108, 184
–, ‹*Odyssee*› 33–42
Horus 19–22, 146
Hufeland, Christoph Wilhelm
s. Zeugnisse, 251
Humboldt, Alexander von 159
Humboldt, Wilhelm von 140
Hume, David
s. Zeugnisse, 245
Husemann, Friedrich
–, ‹*Vom Bild und Sinn des Todes*› 179f
Huygens, Christiaan 159

Isaak 43f
Isis 18–21, 146

Jacobson, Nils-Olof 167, 198
Jacobus 81
Jahwe 43f
Jakob 43f
Jeremias 83
Jesajas 44, 91
Jesus Christus 81–89, 90–96, 98–100, 106, 108, 113, 120, 132f, 195, 201, 209
Johannes, Johannes-Evangelium 81, 86, 88f, 97–101, 108f, 147, 155, 174
–, Offenbarung des Johannes 86, 97–101, 151, 210
Johannes d. Täufer 83–85, 205
Jons 50
Judas 106
Jung-Stilling, Heinrich 116
Jupiter 73

Kant, Immanuel 116, 123f
Kebes 55
Kerner, Julius
s. Zeugnisse, 254
Kierkegard, Sören
s. Zeugnisse, 255–257

Kirke 33, 35, 64
Klytämnestra 39
Knobloch, Charlotte von 116
Konfuzius 53
Kopernikus, Nikolaus 151, 164
Kriton 62

La Mettrie, Julien Offroy de 152
Laotse 53
Latini, Brunetto 104
Lavater, Johann Kaspar 116
Lepsius, Richard 18
Lessing, Gotthold Ephraim 126–137, 156, 161, 194, 202, 206, 209
–, *‹Erziehung des Menschengeschlechts›* 54, 130–137
–, *‹Leibniz . . .›* 129
–, *‹Wie die Alten . . .›* 127–129
Leto 49
Lichtenberg, Georg Christoph 194, 206
Longfellow, Henry Wadsworth 200
Lukas, Lukas-Evangelium 81–83, 85, 91, 93f, 147
Luther, Martin 124

Markus 81–83
Marx, Karl 156, 161
Marteville, Madame 119
Matthäus, Matthäus-Evangelium 81–84, 87
Mechthild von Magdeburg 112
‹Media vita . . .›
s. Zeugnisse, 244
Medusa 32
Meister Eckehart
s. Eckehart
Melanchthon, Philipp 124
Meleager 32
Mendel, Gregor Johann 163f
Meyer, Conrad Ferdinand
s. Zeugnisse, 261
Michelangelo, Buonarotti 87
Minos 42, 72, 85, 87
Misenus 67
Mitchell, D. 168
Moleschott, Jacob 152
Morgenstern, Christian 198, 200f, 209
s. Zeugnisse, 264
Moses 43, 80–82, 84, 140
Mulier Samaritana 147
Muller, K. E. 197f
Murphy, Bridey 167, 196
Musäus 75

Neptolemos 41
Neues Testament 79–89, 95, 129–131
Newton, Isaak 116, 151, 159
Nietzsche, Friedrich 162
Nigg, Walter 112
Nikodemus-Evangelium
s. Zeugnisse, 230–232
Novalis 153, 205
–, *‹Gesang der Toten›* 157

Odysseus 33–42, 63–65, 68, 73, 108
Oken, Lorenz 159
Orion 42
Orpheus 51f
s. Zeugnisse, 219–222
Osiris 18–25, 52, 85, 87
Ostrander, Sheila 167, 198
Öttinger, Eduard Maria 116

Palinurus 70f
Paracelsus 183
Pasteur, Louis 203
Patroklos 39, 7
Paul, Jean 153, 157
Paulus 93–98, 110
–, Briefe 95f
Peirithoos 27
Persephone, Persephoneia 27, 33, 38, 52
Petrus 81–83, 110
–, Brief 91
Pherekydes von Syros 53
Platon 7, 76, 155, 209
–, *‹Phaidon›* 54–62
Plutarch 18
s. Zeugnisse, 224f
Pluto 27, 32, 52, 74
Pontius Pilatus 90
Prel, Carl du
s. Zeugnisse, 262
Pythagoras 53f, 76, 193, 209
Pythia zu Delphi 48–51, 166, 172

Raffael 205
Re 22
Redi, Francesco 202f
Rhadamanthys 26
Rosegger, Peter
s. Zeugnisse, 262
Rospiglioni, Prinzessin 170
Rudolf-Steiner-Nachlaßverwaltung 206

Salomo 43
Samuel 44–48
Saul 43–49
Saulus s. Paulus
Savonarola 112
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 124, 134, 153–156, 161f
Schlegel, Friedrich 153, 157
Schliemann, Heinrich 26
Schiller, Friedrich 153
Schnetger, A. 150
Schopenhauer, Arthur 194–196
Schroeder, Lynn 167, 198
Schröer, Karl Julius 140
Schubert, Gotthilf Heinrich 159
Scotus Erigena 110
Semele 49
Seth 18f
Sibylle von Cumae 63–78, 104, 166
Simmons, Ruth 196
Sisyphos 42
Skinner, B. F.
s. Zeugnisse, 268
Sokrates 53–62
Steffen, Albert
s. Zeugnisse, 267
Steffens, Henrik 153, 157
Steiner, Rudolf 104, 124, 173–192, 195, 202–206, 209
–, *‹Reinkarnation und Karma›* 202–204
–, *‹Theosophie›* 185–192
s. Zeugnisse, 271f
Stevenson, Jan 198
Stirner, Max 162
Strindberg, August
s. Zeugnisse, 264
Stutzer, Gustav 182
Swedenborg, Emanuel 116–125, 147, 152
–, *‹Himmel und Hölle›* 122f
–, *‹Himmlische Geheimnisse›* 122
s. Zeugnisse, 246–248

Tafe, Maina 170
Tantalos 42
Tauler, Johannes 110
Theresia von Avila 112
Theseus 27
Thomas von Aquin 110
Thomas a Kempis (Hemerken, Hämmerlein)
–, *‹De imitatione Christi›* 111–115
Tiresias 33–37, 108
Tisiphone 74
Tityos 42
Totenbeschwörerin in Endor 43–48, 49, 166
Trajan, Kaiser 105, 108
‹Traumlied des Olav Aasteson›
s. Zeugnisse, 240–243
Troeltsch, Ernst
s. Zeugnisse, 263
Trine, Ralph Waldo 198–200
Tschermak, Erich, Edler von Seysenegg 163
Typhon 19

Vergil 104–107, 166, 184, 209
–, *‹Aeneis›* 63–78
Voltaire, François Marie Arouet 116, 152, 194, 209
Vries, Hugo de 163

Wagner, Richard 195
Widenmann, Gustav
s. Zeugnisse, 249
Wieland, Christoph Martin 138

Xanthippe 54

Zacharias 91
Zelter, Karl Friedrich 140
Zeus 26, 49

Sachregister

Anthroposophie 173–192, 202
Apokalypse s. Johannes
Apokalypsen, kleine 86–88
Apostolikum s. Glaubensbekenntnis
Astral-Leib 183f
s. auch Leib
Äther-Leib 183f
s. auch Leib
Aufklärung, Aufklärer 116, 119, 126, 130f, 133, 194

Begräbnis, Begräbnisriten 16f, 35f
Besitztrieb 114
Bewußtsein, irdisches 94
Bewußtseinserweiterung 174f, 206, 209
Bewußtseinssteigerung 206
Brahmanismus 114, 193
Buddhismus 7, 114, 196

Christengemeinschaft 92
Christentum 112, 129, 133, 151f, 153, 195

Darwinismus 164f
Diesseits 7, 13f, 34, 44, 139, 145, 166, 208
s. auch Erdenleben, Welt
Diesseitsbewußtsein 8, 166

Egoismus 100, 188, 209
Eingeweihter 15, 58, 64, 68
Einweihung
–, vorchristliche 28–32
–, Pfad der 103f
Ekstase 8, 65f, 120
Elysium 74f
Empirismus 126
Empyreum 107f
Entelechie 22, 138
Erdbestattung 16
Erdenleben 134–136, 145, 206
s. auch Diesseits, Welt
Erfahrung 58f, 93–95, 126, 129f, 136, 199
Erlebnis, übersinnliches 81f, 93–95
Erleuchtung 22f, 31, 51, 58, 115, 209
Esoterik, esoterisches Wissen 68, 209
Evangelien 79–89
Evolution 164, 209

Fegefeuer, Kamaloka, Purgatorium 104, 140, 185, 187, 190, 209
s. auch Hölle, Jenseits, Leben nach dem Tode, Totenkunde, übersinnliche Welt
Feuerbestattung 16
Franziskus-Legende 51
«Freidenker» 161

Geburtserfahrung 176
Geist 39, 156, 176, 187f, 190–192, 208
–, Einssein mit dem 190
s. auch Jenseits, Leib, Seele
Geltungstrieb 114
Genetik
s. Vererbungslehre
Gericht, Weltgericht 23, 81, 86–88
Geschlechtstrieb 114
Glaube 88f, 129, 207
–, alttestamentlicher 143
–, mittelalterlicher 154
Glaubensbekenntnis 90f, 99
Gnade
–, helfende 85
–, Wirken der 81
Gottentfremdung 92

Hades, Totenreich, Unterwelt 33–42, 44, 59–61, 63–79, 90–92, 99f, 104–108, 140f, 153, 202, 206
–, Eingang, Gang, Schwelle, Weg in den 29–32, 51f, 63–65, 67–69, 119, 173
–, Pfad im 19–25, 29–32
s. auch Jenseits, Leben nach dem Tode, Totenkunde, übersinnliche Welt
Hadesfahrt Christi
s. Höllenfahrt Christi

Helfergeist, Kontrollgeist 169, 173
s. auch Medium
Himmel 103–105, 107f, 113–115, 122f, 147–150, 187, 190–192, 206, 208f
– auf Erden 114f, 158
s. auch Jenseits, Leben nach dem Tode, Paradies, Totenkunde, Unsterblichkeit, übersinnliche Welt
Himmelfahrt, Fausts 138–150
Hinduismus 193
Hoffnung 85
Hölle, Inferno 90–92, 99f, 103–107, 113–115, 121–123, 187, 189f, 206, 208–210
s. auch Fegefeuer, Hades, Jenseits, Leben nach dem Tode, Totenkunde, übersinnliche Welt
Höllenfahrt Christi, Hadesfahrt Christi 90–92, 108
Höllenpein 189
Höllenstrafen 129
«Hyperamnesie» 196
Hypnose 8, 166, 173, 196, 198

Ich-Bewußtsein, neues 176
Idealismus 151–165
Imagination 94
Inferno s. Hölle
Inkarnation 135
Innenerfahrung 108–110
Inspiration 34
Inspirationserlebnis 82

Jenseits 7–9, 13–15, 33f, 79, 85, 88, 93, 97–110, 126, 150, 152f, 162, 166, 171, 175–192, 202f, 208f
–, Übergang zum 50f, 68f, 173
s. auch Fegefeuer, Hades, Himmel, Hölle, Leben nach dem Tode, Paradies, Totenkunde, Unsterblichkeit, übersinnliche Welt, Wiederverkörperung
Jenseitsbewußtsein 8, 166, 176
Jenseitskunde s. Totenkunde
Jenseitswünsche 19

«Ka» 22
Kamaloka s. Fegefeuer
Karma 195, 202f
-Forschung 206
Katharsis s. Reinigung
Keuschheit 50
Kirche
–, christliche 189, 209
–, römische 151
Körper s. Leib
Kultur
–, abendländische 112
–, ägyptische 21
–, kretisch-mykenische 26

Läuterung, Läuterungsprozeß 28, 31, 51, 58, 108, 115, 140f, 147, 185f, 188–190, 209
–, Berg der 107
s. auch Reinigung
Läuterungsfeuer 187
Lauterkeit 50
Lamaismus 114
Leben 7, 79
–, ewiges 95, 157
s. auch Jenseits, Himmel, Unsterblichkeit
–, gegenwärtiges 203f
s. auch Diesseits
– nach dem Tode, nachtodliches 8, 13, 15, 23, 40, 43, 61, 79, 81, 83, 95, 123, 127–129, 131, 135f, 139–150, 158f, 176–192 u. 209 (Stufen des)
s. auch Fegefeuer, Hades, Himmel, Hölle, Jenseits, Paradies, Totenkunde, Unsterblichkeit, übersinnliche Welt, Wiederverkörperung
–, Sinn des 199–201
–, vergangenes 204
Lebensbild, Lebenspanorama 177–182
Lebensrückschau, Rückerinnerung 176–184
Leib 16f, 39, 56f, 152f, 176, 182f, 185, 187–191
–, Funktion des 188
–, physisch-mineralischer 183f
s. auch Geist, Seele
Leibeswelt, Körperwelt 148, 185f

s. auch Sinneswelt, Welt
Leid 195, 207

Maja 16, 208
Marxismus 156
Materialismus 8, 137
–, philosophischer 151–165
Meditation, Transzendentale 7, 174f
Medium, Medien 45–48, 50f, 65f, 152, 166–172, 196
s. auch Trance
Mediumismus 7, 166f, 171f, 173f
s. auch Totenkunde
Mendelsche Gesetze 164
Mittelalter 8, 111f, 116, 127, 135, 141, 202
Mittler 50f, 118
Mönch, Mönchstum 111–115
Mumienkultus, Mumifizierung 15f, 23–25
Musik 52
Mysterien 58
– des Orpheus, Orphik 51
–, eleusinische 64
Mysterienweisheit 53
Mystik 102, 108–111
Mythos
– Herakles-Mythos 27–32
– Osiris-Isis-Mythos 18–22
– Theseus-Mythos 27

Naturwissenschaft 8, 13, 151, 153

Neuplatonismus 193
Nirwana 23, 209

Offenbarung, göttliche 131, 133
Offenbarungs-Theologie 154
Okkultismus 166f
Orphik s. Mysterien des Orpheus
Orthodoxie, kirchliche 129f

Paradies 85, 104f, 107f
s. auch Himmel, Jenseits, Leben nach dem Tode, Unsterblichkeit
Parapsychologie (Psi) 7, 166–172, 198
s. auch Totenkunde
Philosoph, wahrer 56f
Philosophie, abendländische 53, 68
Platonismus 193
Priester 118
–, Aufgabe der 49–51
Prophet 44
Psi s. Parapsychologie
Psychokinese 7
Psychologie, moderne 114
Purgatorium s. Fegefeuer

Quell, kastalischer 50

Rationalismus 119, 126, 129f
Raupe 128, 145
s. auch Seele, Tod
Rausch, medialer 68
Reinigung, Katharsis 22f, 50, 58, 141
s. auch Läuterung
Reinkarnation s. Wiederverkörperung
Romantik, deutsche 153, 157, 159
Rückerinnerung s. Lebensrückschau

Schlaf 127f
s. auch Seele, Tod
Schmetterling 128, 145
s. auch Seele, Tod
Scholastiker 126
«Schwärmer» 134
Schwellenerlebnis, Schwellenübertritt 38f, 63f, 68f, 103f
s. auch Diesseits, Jenseits
Séance, spiritistische Sitzung 166, 171, 173, 196
Seele 16f, 39, 128, 145, 148, 152f, 183f, 208
–, Fortdauer nach dem Tode 58, 98, 138, 153, 161–163, 165, 186f
s. auch Jenseits, Unsterblichkeit, Wiederverkörperung
–, Präexistenz der 162f, 165, 193
–, Schicksal der 14, 184
–, Wesen der 54, 56f
s. auch Geist, Läuterung, Leib, Reinigung
Seelenwanderung 53f, 58–60, 76–78
s. auch Wiederverkörperung
Selbsterfahrung, innere 154

Selbstlosigkeit 209
Selbstmord, Selbstmörder 55f, 72f, 189
Seher 44f
Sibyllen 50, 64f
Sinneswelt 7, 13, 16, 32, 102, 184, 205
s. auch Diesseits, Leibeswelt, Welt
Skelett 127–129
s. auch Tod
spiritistische Sitzung s. Séance
Spiritismus 7, 15, 166, 168, 171, 184
Stagnation 100
Sterben s. Tod
Suggestion 198
Sünder, reuiger 81

Tagesbewußtsein 82, 173f
Tagesrückschau 178
s. auch Lebensrückschau
Telepath, Telepathie, telepathische Kräfte 7, 119, 152, 168
Theologie, mittelalterliche 143f
Tod 7, 13f, 39, 55–57, 61, 97–101, 113, 127–129, 135, 156f, 163, 175–192, 195, 200, 210
–, klinischer 14
–, Symbol des 127–129
–, Wesen des 13, 155, 159f
s. auch Jenseits, Leben nach dem Tode, Schlaf
Todesaugenblick, Todeserfahrung, Todeserlebnis 113f, 175–192
Todesbild 127–129
Totenkranz 128
Totenkult 16f, 70
Totenkunde, Jenseitskunde 8, 17, 23, 32–43, 67, 72–74, 79, 81, 98, 111–115, 123f, 153, 165, 172, 175–192, 195, 208f
–, objektive 15, 123
s. auch Jenseits, Mediumismus, Parapsychologie, Tod, Unsterblichkeit, Wiederverkörperung
Totenreich s. Hades, Jenseits
Totentänze 127
Trance, Trancezustand 47, 66, 68f, 82, 119, 166, 168f, 171, 173f, 196
s. auch Medium, Mediumismus
Transsubstantiation 96

Unsterblichkeit 21f, 54, 56, 58–60, 93–96, 131–133, 154f, 157f, 161f, 206
–, Symbol der 145
s. auch Himmel, Jenseits, Leben nach dem Tode, Paradies, Totenkunde, Wiederverkörperung
Untergang 99f
Unterwelt s. Hades
Urbild 155f

Vererbungslehre 163, 165
Verhalten 88f
Verklärung 141, 209
Vernunft 116, 126, 129, 136
Verrat 105
Vorsehung 207

Welt
– des Sichtbaren 113
– des Unsichtbaren 44
–, geistige (Geisteswelt) 16, 122f, 176, 185
–, göttliche (Reich Gottes) 44, 120
–, materielle 158
–, sinnliche 152
–, übersinnliche (des Übersinnlichen) 7, 13, 15, 28, 32, 35, 39, 64, 108f, 113, 119–124, 132, 152, 154–157, 165, 208
s. auch Jenseits, Leben nach dem Tode, Totenkunde, Wiederverkörperung
Wiederverkörperung, Wiedergeburt, wiederholte Erdenleben, Reinkarnation 24f, 76–78, 83, 85, 105, 130–136, 138, 156, 160f, 191–207, 209
s. auch Jenseits, Leben nach dem Tode, Totenkunde, Unsterblichkeit

Yoga, Yoga-Lehre 7, 174, 196

Johannes Hemleben

Jeder Band in Selbstzeugnissen und 70 Bilddokumenten, Zeittafel, Bibliographien und Namenregister

CHARLES DARWIN [137]

«Diese Monographie stellt die wissenschaftliche Leistung und die Persönlichkeit Darwins eindrucksvoll unvergeßlich vor den Leser auf dem Hintergrund der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts dar.» *Die Christengemeinschaft, Stuttgart*

EVANGELIST JOHANNES [194]

Wer ist der Evangelist Johannes? Hemleben läßt ein Lebensbild entstehen, das Antwort auf die offenen Fragen der Theologen zu geben versucht. Zugleich vermittelt die Monographie eine Einführung in den Geist des «Johanneischen Christentums».

GALILEO GALILEI [156]

Hemleben vertritt die These: Wer Reichweite und Grenze der physikalischen und astronomischen Wissenschaft Galileis versteht, hat den Schlüssel zur Lösung wichtiger Gegenwartsprobleme. Die Versöhnung zwischen Erkenntnis und Glauben wird wieder denkbar.

JOHANNES KEPLER [183]

Kepler gilt als Begründer der modernen Astronomie. Hemlebens Biographie schildert, wie Kepler als Berater von drei Kaisern und dem Feldherrn Wallenstein tätig war und gleichzeitig unablässig gegen den Aberglauben seiner Zeit zu kämpfen hatte.

RUDOLF STEINER [79]

«Ein Persönlichkeitsporträt von absoluter Objektivität, mit genauester Sachkenntnis entworfen. Der Leser hat hier eine Möglichkeit sachlicher Unterrichtung über Wesen und Wollen eines der eminentesten Köpfe europäischer Geistesgeschichte.» *Die Zeit, Hamburg*

PIERRE TEILHARD DE CHARDIN [116]

«Hemleben versteht es ausgezeichnet, dieses Leben darzustellen und dabei die fortschreitende Entwicklung vom Naturforscher zum geradezu revolutionären Theologen begreiflich zu machen, dabei auch die zentralen Probleme zusammenzufassen, die diesen Mann beschäftigen und in einer kühnen Weise zu schöpferischen Deutungen der Entwicklung befähigen.»
Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg

Testament, Dantes ‹Göttliche Komödie›, Lessings ‹Erziehung des Menschengeschlechts›, Goethes ‹Faust› bis hin zur ‹Theosophie› Rudolf Steiners.

Johannes Hemleben, Verfasser zahlreicher Monographien und kompetenter Kenner des Steinerschen Werkes, gelingt diese Zusammenschau. Er macht uns eine Botschaft wieder bewußt, die sich durch Jahrtausende menschlichen Denkens zieht: daß nämlich der Mensch nicht nur einmal lebt auf Erden, sondern seine Seele wiederverkörpert wird und damit erneut einbegriffen ist in den Strom des Lebens. Nicht Hölle oder ewiger Tod ist für Hemleben die Antwort auf die Frage nach dem Jenseits, sondern die Gewißheit über die immer währende Wanderung der menschlichen Seele durch die Welten, vom Diesseits zum Jenseits und wieder zurück.

Dr. Johannes Hemleben wurde 1899 in Hamburg geboren; Studium der Naturwissenschaften; 1922 Promotion über pflanzliche Genetik; nach kurzer wiss. Tätigkeit Wechsel in die Theologie und Eintritt in die anthroposophisch orientierte Christengemeinschaft, deren Leiter in Norddeutschland er seit 1949 ist. Regelmäßige Vortragsreisen in Europa und Südamerika.

Veröffentlichungen: ‹*Symbole der Schöpfung*› (1930); ‹*Biologie und Christentum*› (1971); ‹*Paracelsus*› (1974); seit 1963 mehrere Publikationen in der Reihe ‹rowohlts monographien›.